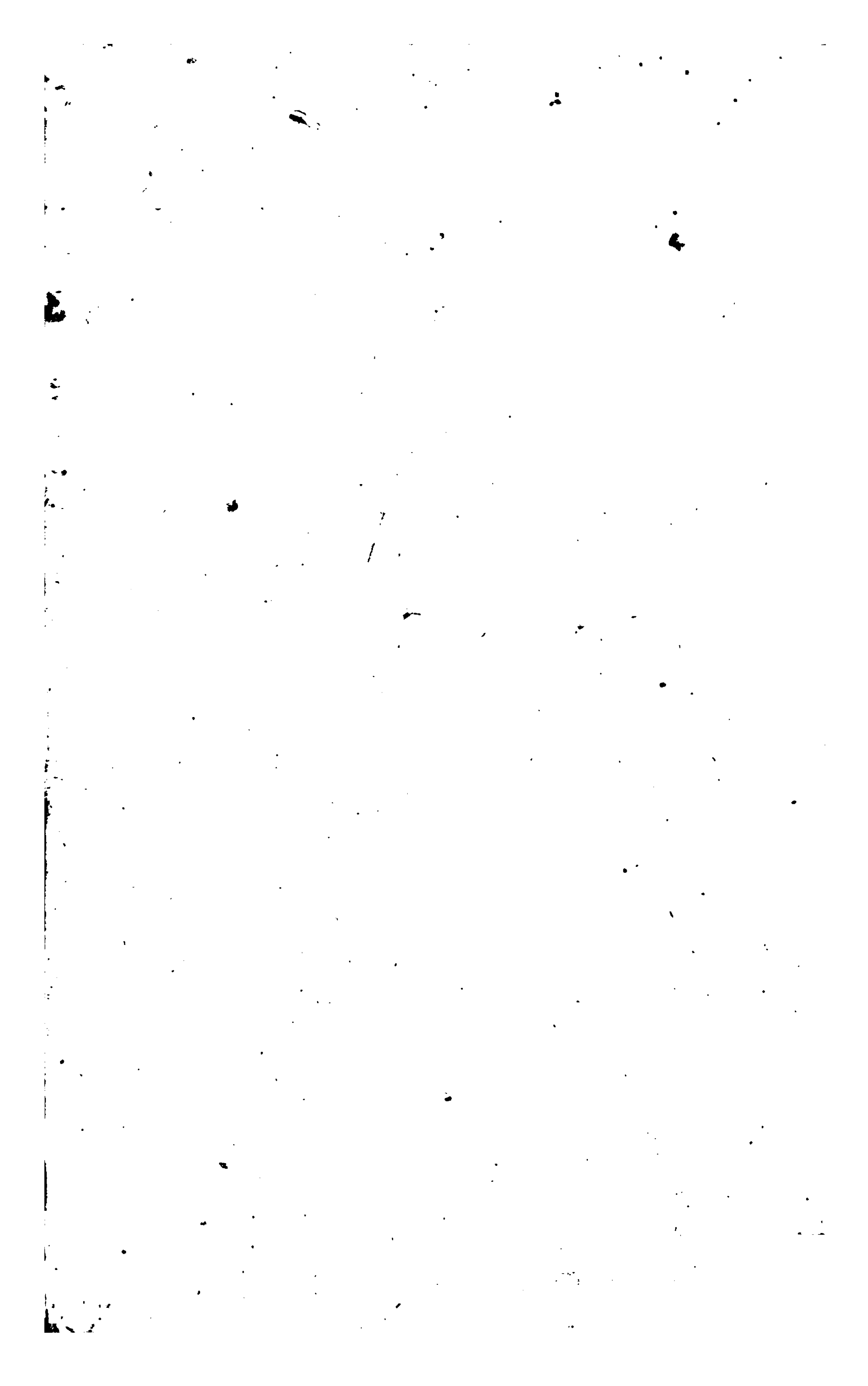
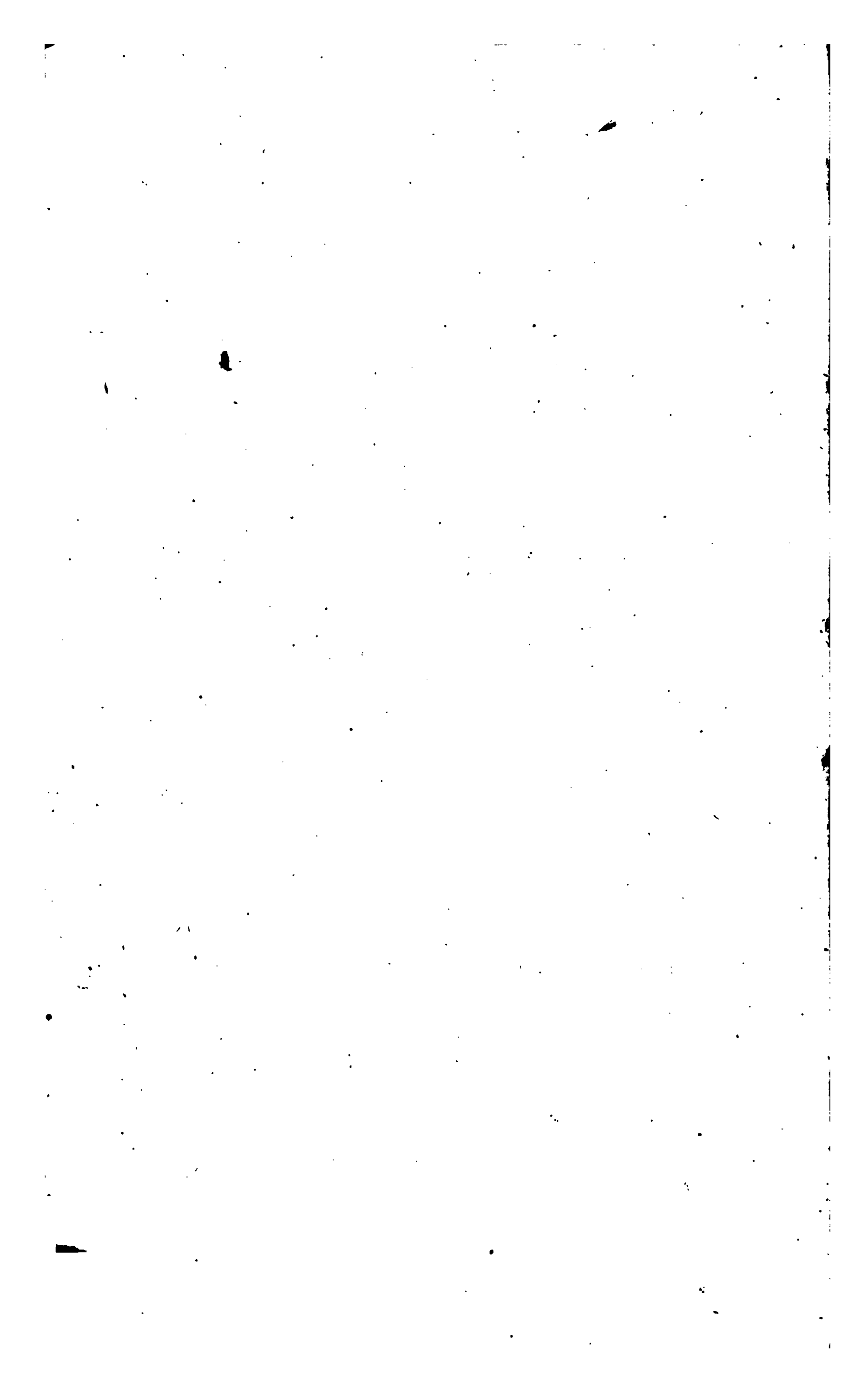
[illegible]
1813.





Der
Einsame.

Mein kleines Königreich, mein Feld, mein Wald, mein Bach,
Und du, mein schützend niedrig Dach,
Von euch entfernt mich nie der Hoheit eitler Wahn.
Hier leb ich der Vernunft, sonst keinem, unterthan.
Unschuldge Hütte! dich gäb ich um keine Welt.
Hier leb ich ohne Neid, zufrieden, ruhig, still,
Hier leb ich, wie es mir gefällt,
Nicht, wie ein Fürst es will.

Leyding.



Hamburg, bey Johann Georg Fritsch.
1766.



Der Einsame.

Erstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 4 April 1766.

Ich bin nie weniger allein, als wenn niemand bey mir ist.

Publius Scipio.

Ich habe für meine Blätter die Benennung des Einsamen gewählet, weil fast alle meine Freunde und Bekannte mich so nennen, und weil ich an der Einsamkeit selbst ein vorzügliches Vergnügen finde. Indessen bin ich, durch diesen Hang, der Welt und ihren Vergnügungen nicht so abgestorben, daß ich die Gesellschaft der Menschen durchaus fliehen sollte. Ich suche sie vielmehr nicht selten, und nur, wenn ich mich nach einiger Zeit von dem Geräusche der Stadt zu erholen gedenke, nur alsdann begebe ich mich wieder auf das Land und in die Stille. Meine Einsamkeit gleicht also gewissermaßen, wie die Einsamkeit jenes edlen Römers, dessen Worte ich zu Anfange dieses Blatts angeführet habe, einem Haven, in welchem ich mich dem Sturm und dem Getümmel der Menschen entziehe.

In dieser abwechselnden, freywilligen Ruhe habe ich nunmehro bereits zwölf Jahre zugebracht, und still

> Die Freundschaft der Natur empfunden. —
> Die Huld ist stark, doch sanft und mild,
> Rein, lebhaft, nimmer toll und wild,
> Und stets mit neuem Reiz verbunden.
>
> Withof.

und wenn mir diese angenehme Einsamkeit bey meinen kleinen Geschäften, so wie dem Publius Scipio, bisher noch beständig zur Aufmunterung gedienet hat, da sie so manchen, ihrer zu eifrigen Verehrer, oft stumpf und träge machte; so wünschte ich nur, daß ich doch auch mit eben so vieler Wahrheit und Zueignung, als dieser wirklich grosse und vortrefliche Mann, von mir selbst sagen könnte: Ich bin nie weniger müßig, als wenn ich nichts zu thun habe, und niemals weniger allein, als wenn niemand bey mir ist.

Mein erstes Verlangen nach Einsamkeit und Stille war gewiß kein Wunsch, ein unthätiges Pflanzenleben zu führen; kein Wunsch, die Welt zu vergessen, um dereinst nach Verlauf vieler Jahre mit jenem Einsiedler, thörigt genug, fragen zu können: Ob denn die Menschen noch Städte baueten, und ob sie sich noch immer die Ergötzlichkeiten gefallen liessen? Es war keine Verachtung der Menschen und ihrer Sitten; denn, wenn ich mich für besser als meine Mitbürger angesehen hätte: so würde ich mich eben daher verpflichtet gehalten haben, ununterbrochen unter ihnen fortzuleben, um ihnen, so viel möglich, mit meinem Exempel vorzugehen.

Ich bemerkte vielmehr nur gar zu wohl, wie viel mir überall selbst noch fehlte. Und gewiß, man müßte sich mit sehr nachläßigen Augen betrachten, wenn man, so bald

bald nur unsre Vernunft einen gewissen Grad der Reife erlangt hat, diese Mängel nicht finden sollte.

Der wichtigste Bewegungsgrund zur Entfernung von der beständigen Gesellschaft der Menschen wurde mir von dem ersten und größten Grundsatz aller wahren Weltweisheit an die Hand gegeben. Der Ruf des Thales: Erkenne dich selbst! schallte für mich zu laut und zu nachdrücklich, als daß ich ihn hätte überhören können.

Ich fing an, täglich genauer auf mich Acht zu haben. Was für Entdeckungen! da ich mich immer näher kennen lernte. Bisher hatte ich noch beständig mehr auf andre, als auf mich selbst, gesehen, und ich war mir dadurch selbst fast gänzlich unbekannt geblieben. Neue Untersuchungen brachten neue Entdeckungen, und diese neue Bekümmernisse hervor, wie ich meinen vielfältigen Mängeln wol bestens abzuhelfen vermögte.

Meine Bemerkungen schienen mir nie richtiger zu seyn, als wenn ich mich in einer Art von Einsamkeit befand. Es giebt nur wenige Fehler, denen wir schmeicheln, so lange wir allein sind.* Ich wünschte demnach, diese mir so heilsame Einsamkeit immer mehr und mehr zu geniessen; und da mir mein, nur wenige Meilen von der Stadt belegenes, kleines Landhaus dazu die bequemste Gelegenheit darbot: so entschloß ich mich, mich desselben künftig, öftrer als bisher, zu bedienen.

Ich werde mich, dieser Entschliessung wegen, bey meinen Lesern wol nicht erst weitläuftig rechtfertigen dürfen, wenn sie sonst nur aus eigner Erfahrung bemerkt haben, wie oft ihnen die in der großen Welt unvermeidlichen Zerstreuungen an der so heilsamen Selbsterkenntniß, und dem daraus sprossenden Wachsthum in

* Few are the Faults we flatter when alone.

Young.

den nöthigsten Tugenden, hinderlich gewesen; und wenn sie nur zugleich bedenken wollen, wie oft und vielfältig der Werth der Einsamkeit gegen Versuchung, Verführung, und den zudringlichen Ungestüm der Leidenschaften, von den weisesten Personen aller Zeiten anerkannt worden.

Statt aller andern Zeugnisse soll mir, da mein eigenes, als eines Unbekannten, oder eines Mannes, der für seine eigene Sache redet, meinen Lesern entweder zu unwichtig, oder auch zu partheyisch scheinen mögte, vor itzt das Zeugniß des gelehrten Atterbury's dienen,* der sich über diesen wichtigen Vorwurf folgendermaassen ausdrückt:

" Der Nutzen der Einsamkeit zeigt sich vornehmlich darinn, daß sie uns den dringendsten und mächtigsten Versuchungen entzieht, denen die menschliche Natur blosgestellet ist. Man weiß aus Erfahrung, daß uns diese nirgends häufiger begegnen, und uns nirgends stärker reizen, als in der Gesellschaft; wo unsre Sinne, die grossen Zugänge der Versuchung, am meisten offen sind, und verführerische Gegenstände, durch ihre Anzahl und Nähe, die tiefsten und dauerhaftesten Eindrücke auf uns machen. Es ist zwar kein Ort, keine Art, keine Scene des Lebens, die nicht ihre eignen und besondern Versuchungen haben sollten; die Einsamkeit selbst ist nicht davon befreyt: aber es sind ihrer wenige, und sie sind schwach, in Vergleichung mit denen, welchen unsre Erscheinung auf dem großen Schauplatze der Welt uns aussetzt; und so oft sie uns im Verborgnen anfallen, so

* Aus *Atterbury's* Sermons, nach der Uebersetzung des Herrn Prof. Eberts, in der neuesten Ausgabe der genugsam bekannten, vortreflichen Nachtgedanken des verewigten Youngs, im Anhange zur fünften Nacht, S. 173.

so werden, oder können sie uns in Bereitschaft und auf unsrer Hut finden; wir haben alsdann Muße, sie zu bekämpfen, und es fehlt uns nicht an naher Hülfe, welche, wenn wir sie nur brauchen wollen, uns in den Stand setzen wird, ihnen auszuweichen, oder sie zurück zu treiben. In der Welt hingegen verhalten wir uns gegen solche Eindrücke blos leidend; indem sie unser Gemüth so heftig treffen, und einander so schnell nachfolgen, daß wir keine Gelgenheit, keine Kraft, und fast keine Neigung haben, ihnen Widerstand zu thun."

" Die große Gefahr, welche die Tugend in der Gesellschaft läuft, entsteht aus der Nachbarschaft böser Exempel, die von einer so ansteckenden Natur sind, daß, wenn wir oft unter ihnen leben, wir eben so gewiß davon verderbt werden müssen, als derjenige, der lange in böser Luft lebt, endlich das Gift mit einsaugen wird. Es ist für die allerunschuldigste Person gefährlich, zu häufig und zu nahe ein Zeuge begangener Laster und Thorheiten zu seyn. Ein solcher Anblick verringert das natürliche Grauen, welches wir vor solchen Handlungen empfinden, und macht sie mit unsern Gedanken vertrauter. Vornehmlich, wenn wir das Böse von Personen ausüben sehen, die wir hochschätzen. Die günstige Meynung, die wir von dem Thäter hegen, erstreckt sich bis auf die That; und führt uns unvermerkt vom Sehen zum Billigen, und vom Billigen zum Nachahmen. Da wir nun (selbst die Besten unter uns) so geneigt sind, Böses zu thun, und mitten im Bösen leben; da wir so von aussen angegriffen, und von innen verrathen werden; so sind wir nicht fähig, mit Nachdruck zu widerstehen. Die einzige Zuflucht, die wir haben, ist in der Einsamkeit, wo wir die schlimmen Eindrücke, die auf uns gemacht sind, verbessern, und, durch Ungewohnheit und Entfernung, die Stärke der

bösen Einflüsse, die wir nicht ganz vermeiden konnten, schwächen können. „

Der eingeschränkte Raum dieses Blatts verhindert mich, über diese Materie noch ein und anders hinzuzusetzen. In den folgenden Blättern des Einsamen werden die Leser finden, wie ich meine Einsamkeit angewandt habe, und wie ich sie noch gegenwärtig anwende. Ich werde Gelegenheit haben, ihnen zu zeigen, daß dieselbe in nichts weniger, als einem düstern, traurigen, misanthropischen, und von allem Umgange mit meinen geliebtesten Mitbürgern entferntem Einsiedeln bestehe. Ich habe sowol in der Stadt, als in der Gegend meines kleinen Landguthes, Freunde, die ihnen, bey einer näheren Bekanntschaft, vielleicht nicht mißfallen werden. Wir alle lieben die Menschen, und nehmen willig an allem Theil, was auf das menschliche Geschlecht eine Beziehung hat. Wir lieben die Wissenschaften, die Wahrheit, die Freyheit und die Tugend. Wir lieben auch die Freude und das Vergnügen, und denken, in Absicht auf die letztern, mit dem Dichter:

— Wer auf frohe Tage schilt,
Der scheint mit der Natur zu zürnen.
Ein rein Gewissen ächzet nicht,
Und eines Weisen Angesicht
Verdunkelt nie der eitle Kummer:
Er nutzt die Freude, die Gott gab,
Geht froh und munter an sein Grab,
Und lächelnd in des Todes Schlummer.

Lichtwer.

Der Einsame.

Zweytes Blatt.

Hamburg, Freytags den 11 April 1766.

Er ist, der Würdige! ein Lehrer jeder Pflicht:
So heilig wie sein Amt, so wahr als sein Gesicht:
Dem Irrthum billig feind, ohn Irrende zu hassen:
Voll Liebe, wie sein Gott, und, als sein Knecht, gelassen.
Nur eifrig für das Wort: besorgt für aller Heil,
Und keinem Eigennutz und keiner Meynung feil.
Er sucht die Ehre nicht, noch Güter dieser Erde;
Die Ehre suchet ihn, damit sie edler werde;
Er unterscheidet sich so sehr vom Geist der Welt,
Daß er, im Priesterrock, uns, und nicht sich, gefällt.

von Hagedorn.

Ich habe in meinem ersten Blatte meiner Freunde gedacht, und dadurch bey meinen Lesern vielleicht ein Verlangen erregt, dieselben näher kennen zu lernen. Sollte meine Muthmassung nicht ungegründet seyn; so müßte ich zugleich gestehen, daß ich dieses Verlangen um so viel lieber und williger befriedigen mögte, da ich mir, durch die Abschilderung derselben, bey ihnen vielleicht selbst eine Art von Ansehen, oder wenigstens doch ein gewisses Vertrauen erwerben könnte, welches, für mich, von sehr angenehmen Empfindungen begleitet seyn würde. Bey unserer noch sehr geringen Bekannt-

schaft könnte es mich überdem nicht befremden, wenn meine Leser mir zuriefen: Nenne uns diejenigen, mit denen du umgehest, damit wir urtheilen können, wer du selbst seyst!

Nach dem Rathe des Plutarchs, in seiner Abhandlung von der Vielheit der Freunde, habe ich bloß eine Gesellschaft, nicht aber eine Heerde von guten Freunden. Die Herren Freydenker, oder starken Geister, wie sie am liebsten heissen wollen, und diejenigen von unsern zierlichen und witzigen jungen Herren, die so gern auch dafür gehalten seyn mögten, werden es mir wol kaum verzeihen, daß der erste und älteste unter denselben ein schon etwas bejahrter Landprediger ist. Dieses offenherzige Geständniß kann den Einsamen vielleicht um einen Theil seines Credits bringen. Indessen bin ich es der Wahrheit schuldig, und ich läugne nicht, daß ich, in allen Fällen, es doch immer lieber weniger mit ihr, als mit denen, verderben mögte, die mich einer nichtigen Ursache wegen geringschätzen, oder anfeinden könnten; so wie Cicero, wenn man mir diese Vergleichung erlauben will, lieber mit dem Plato irren, als mit den kleinen Weltweisen Recht haben wollte, die sich, schon zu seiner Zeit, gegen die wichtigsten Wahrheiten, lächerlich genug, auflehnten. Allem Ansehen nach, ist diese alte Tugend bey unsern heutigen kleinen Weltweisen, den ebengedachten Freydenkern und zierlichen Herren, doch auch noch nicht so ganz aus der Mode gekommen. Wenigstens habe ich, noch erst bey meinem letzten kurzen Aufenthalte in der Stadt, einen gewissen jungen Herrn, der den Charakter eines Stutzers und eines starken Geistes in seiner Person vereinigt zu haben glaubte, und folglich, wenn ich mich dieses Ausdrucks, ohne anstößig zu werden, bedienen darf, einen der Ansehnlichsten, (einen Herrn, auf dessen Wangen die

die Leibfarbe der Tugend, wie man mir sagte, ihren Sitz sonst eben nicht gar oft mehr zu nehmen pflegt) recht stark erröthen gesehen, als ein vernünftiger und etwas ernsthafter Husarenofficier ihn, auf eine so nachdrückliche als bescheidne Weise, Lügen strafte, da er sich, auf einem gewissen Caffeehause, eben viel unverlangte Mühe gab, einem um ihn versammleten Haufen von Unbekannten seinen geliebten Unglauben so dringend anzupreisen, als nur immer ein Betrunkener, einem noch Nüchternen, seinen beliebten Trunk anrühmen könnte. Da ich, im Vorbeygehen gesagt, sehr geneigt bin, mit diesen ganz sonderbaren Geschöpfen, die, wie ein gewisser witziger Schriftsteller sich ausdrückt, den Wald für den Bäumen nicht sehen können, es so leicht zu nehmen, als sie es gemeiniglich mit wichtigern Dingen zu nehmen pflegen; so wünsche ich nur mir, und denen, die an diesem Wunsche Theil zu nehmen verlangen, daß wir allemal so viel Muth haben mögen, selbst unter einer ganzen Völkerschaft, die verderbt genug wäre, das Lügen für kein Laster zu halten, dennoch beständig die Wahrheit zu reden, und nie zu vergessen, daß, auch die geringste Abweichung von derselben, niemals die einzige zu seyn pflegt.

Ich hoffe, man werde mir diese kleine Ausschweifung verzeihen, und es mir auch in der Folge nicht übel deuten, wenn ich, wie der gute ehrliche Montagne, zuweilen ein Wörtchen von mir selbst rede. Ich halte dieses, unter gewissen Umständen, für so erlaubt als nothwendig, ob ich gleich allemal weit entfernt seyn werde, dadurch der Eitelkeit das Wort zu reden, oder mir, auf Kosten der Leichtgläubigkeit, ein unverdientes Ansehen zu geben.

Ich komme wieder auf meinen Freund, den vorhin gedachten Geistlichen. Eusebius, so will ich diesen ehrwürdigen Mann nennen, hat schon in dem Frühlinge seiner Jahre angefangen, sich mit allem Ernste den Wissenschaften, der Religion und der Tugend zu widmen. Er hat keine, von Gott ihm verliehene, Fähigkeit vernachlässiget, zu dem Besitz einer richtigen und gründlichen Erkenntniß der Wahrheit, und eines geläuterten und feinen Geschmacks zu gelangen. Obgleich das Glück ihm fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt zu haben schien; so ist sein Muth dadurch doch nur immer mehr erhöhet worden, sie alle zu überwinden; und es ist ihm durch Geduld, Fleiß und anhaltende Aufmerksamkeit gelungen, von Kennern wahrer Verdienste des grossen Lobspruchs werth geachtet zu werden: Daß er die weitläuftigste und tiefste Gelehrsamkeit auf das vortrefflichste und vortheilhafteste anzuwenden wisse.

Die Armuth seiner zwar geringen, aber sehr frommen und rechtschaffnen Eltern, diese Armuth, die für manchen vielleicht eine Ursache mehr gewesen wäre, sich niedrigern Beschäfftigungen zu widmen, war für den Eusebius ein Sporn, alle Kräfte des Geistes anzustrengen, um denselben, wo möglich, auf das baldigste zu Hülfe zu kommen, und nützlich zu werden. Er hatte auch nach Verlauf weniger Jahre schon das Vergnügen, ihnen nicht selten eben das zu seyn, was Pylades, mit dessen Namen ich sehr gerne dieses Blatt ziere, so willig den Seinigen war; und man würde, der sehr grossen Aehnlichkeit wegen, das, was ein würdiger Freund des erstern von jenem rechtschaffnen Manne gesagt hat,* mit dem größten Rechte, auch auf den Eusebius anwenden können:

Was

* In Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern.

Was sonst verächtlich ist, Freund, giebt dir Ruhm.
Du prangst, doch nicht durch fremden Schein;
Die Armuth selbst muß deinem Leben
Den Werth durch deine Tugend geben.
Die Liebe zu den Eltern hängt dein Bild
Zum Wunder auf im hohen Tugendtempel.
Du Armer nährtest deiner Eltern Paar,
Entbehrtest selbst das Kleid, um sie zu decken,
Und hungrig weintest du um ihre Noth.

— Lange. —

Dieser einzige Zug würde meinem Freunde, bey den Edlen, die gewohnt sind, Güte des Herzens Größe zu nennen, allein schon den Namen eines verehrungswürdigen Mannes erwerben. Und wie viel andre, von ähnlicher Art, könnten mir seine ersten Jahre noch an die Hand geben, sein Gemählde zu schmücken. Ich wende mich aber, mit Uebergehung aller derselben, zu dem, was Eusebius gegenwärtig ist.

Fast mit allem bekannt, was die Gelehrtesten und Weisesten aller Zeiten nur jemals Schönes und Edles gedacht und gelehret haben, befindet sich Eusebius auch noch in einem fast vollkommnen Besitz verschiedener, sowol todten als lebendigen, gelehrten Sprachen. Wenn er sich durch Hülfe derselben alle nur ersinnliche Mühe gegeben hat, den Namen eines wahren Gelehrten zu verdienen, ohne darauf äusserlich einigen Anspruch zu machen; so hat er sich noch mehr um alle schöne und große Eigenschaften eines Menschen, und eines Christen,

 bevor-

bewachen. Er lernte sehr lange, bevor er es wagte zu lehren, und noch beständig sind seine vielfältigen Erfahrungen und ausgebreiteten Kenntnisse mit der edelsten Einfalt und Demuth verschwistert. Der Stolz ist ihm gänzlich unbekannt. Ich habe ihn einmal sagen hören, daß nichts Ungereimters unter der Sonne könne erdacht werden, als wann Menschen, deren inneres Gefühl sie jeden Augenblick von tausend begangenen Thorheiten und Fehltritten auf das empfindlichste überzeugen müßte, dieselben noch vor den Augen ihrer vielfältigen Bemerker, wie ein Pfau sein schönes Rad, in ihrer ganzen Häßlichkeit ausbreiten und vermehren wollten.

— — — Mit stillem starken Schritt
Folgt er der Tugend nach, nur um der Tugend willen.

Bodmer.

und seine geheiligten Lehren könnten durch nichts einen so starken Nachdruck erhalten, als eben durch seinen frommen und exemplarischen Wandel. Nicht selten ist er auch noch da ein nachdrücklicher Lehrer, wo er nur bloß ein angenehmer Gesellschafter zu seyn scheinet. Noch nie hat eine gemäßigte, reine Freude bey seinem Anblick die Flucht genommen. Auch wenn er an einem Vergnügen Theil nimmt, weiß er den Leichtsinn in Ehrerbietung zu erhalten, und niemals hat er bey solchen Gelegenheiten selbst etwas gesagt oder vorgenommen, was auch nur der geringsten Nachsicht bedurft hätte. Er ist ein lebendiges Beyspiel, daß ein düstres und mürrisches Wesen mit der wahren Gottesfurcht und Frömmigkeit gar nicht verbunden seyn dürfe. Seine immer heitre Mine beweiset vielmehr, daß die Religion, welche allein wahre Freude gewähret, sein ganzes Herz besitze. Sein immer offnes und angeneh-

mes

nes Betragen bahnt ihm auf das kräftigste den Weg zu den Herzen seiner Zuhörer, die ihn als einen Vater lieben, und, bey seinem edlen Vortrage der heiligen Wahrheiten, gleichsam an seinen Lippen hängen. Ohne allen Pomp einer prahlerischen Beredsamkeit, ohne alles unanständige Poltern oder Schmählen, donnert er in das Herz eines Sünders, doch so, daß ihn dieser, selbst unter seinen Bestrafungen, noch lieben muß; und noch niemals habe ich seine darauf folgenden liebreichen Tröstungen und Vermahnungen anhören können, ohne mich der Worte des Dichters zu erinnern, wenn er von einem, dem Eusebius so ähnlichen, Redner sagt:

Mit Donnern trägt er uns die strenge Botschaft vor,
Erschreckt erst, aber heilt hernach der Sünder Ohr;
Erst läßt er seinem Zorn und Eifer freyen Lauf,
Hernach erklärt er uns das süsse Wort des HErrn:
So steigt ein starker Strahl aus einem Feurwerk auf
Und theilt sich, wenn er sinkt, in tausend lichte Stern.

Wernike.

Wie sehr bedaure ich meine Schwäche bey der Ausbildung eines Charakters, in welchem ein jeder rechtschaffner geistlicher Lehrer sich selbst erkennen würde, eines Charakters, der zugleich so vielen andern zum Muster dienen könnte, und den ich auch vornehmlich gern für diejenigen ganz vollendet aufstellen mögte, die, ohne auf ihre Fähigkeit, ihren Wandel, und ihre Würdigkeit zu sehen, oft viel zu früh, oder auch viel zu verwegen, andern Pflichten lehren wollen, die sie selbst noch nie verstanden oder ausgeübet

geübet haben, und deren Frechheit, wol eher, selbst ein Heide beschämt hat. Ich rede von denen, welche, auf ein in allem Betracht ehrwürdiges Amt, Unehre bringen wollen, und die schon Epictet bestrafet, wenn er zu ihnen sagt: "Ihr habt die Gebote der Weisheit noch nicht einmal recht gefasset, und wollt dieselben schon wieder von euch geben, wie ein verdorbner Magen die unverdauten Speisen? Verdauet sie erst selber, laßt sie ins Geblüt bey euch kommen, und in euch selbst zuvor eine Veränderung des Lebens wirken. Der Schmidt sagt ja nicht: Hört zu, lieben Leute, wie schön ich von der Schmiedekunst reden kann! sondern er miethet sich ein Haus, er bereitet eine Werkstatt, er arbeitet, und beweiset mit der That, daß er sein Handwerk verstehe. So mußt du es auch machen. Wie kannst du andern mittheilen, was du selber nicht hast? Du führst dich nicht auf, wie einem Priester gebühret, du hast weder die nöthigen Gaben, noch die Erfahrung, noch das Alter dazu. Du hast nie kein keusches und unschuldiges Leben geführet; sondern du hast einige Worte auswendig gelernt, und sagst, sie sind heilig an und vor sich selbst. Lieber, warum haben sie dich denn nicht zuerst geheiliget? Schäme dich des Geschwätzes, und bleib von dem Amte weg, dazu du dich nicht schickest. Laß die es verwalten, die es nicht schänden, und sey nicht von der Zahl derjenigen, welche die Weisheit beschmitzen, und ihr Amt selber lästern."

Ich werde von meinem Eusebius, der wahren Zierde seines Amtes, nächstens weiter reden.

Der Einsame.

Drittes Blatt.

Hamburg, Freytags den 18 April 1766.

Gebt meinen Bitten Gehör, und nehmet euch besonders in Acht, daß ihr euch ja keine üble Gewohnheiten zuziehet. Gleich dem vergifteten Gewande des Herkules, werden sie euch, trotz aller eurer Bemühungen, euch von denselben loszumachen, zu eurem Verderben anhängen.

Anonymus.

Als ich vor einigen Tagen auf meinem Landhause eben beschäftiget war, in einer neben meinem Baumgarten liegenden kleinen Wildniß, noch einige Hügel und Rasenbänke anlegen zu lassen, erhielt ich, durch einen von meinem ehemaligen alten redlichen Bedienten aus der Stadt abgefertigten Boten, ein Schreiben eines Frauenzimmers, welches blos mit dem Namen Veronica unterschrieben war. Die Schreibart in diesem Briefe ist so schön, und es leuchtet aus demselben eine so vortrefliche Denkungsart und ein so edles Herz hervor, daß ich mir meine Leser, durch Einrückung desselben, gewiß verpflichten würde, wenn mich nicht einige Bedenklichkeiten davon abhielten. Eine von denselben verursachen mir meine Leser, die wol gar auf die Vermuthung fallen möchten, der Einsame hätte, der hergebrachten löblichen Gewohnheit nach, diesen Brief vielleicht an sich selbst geschrieben. Noch eine andere Bedenklichkeit, die mit der ersten in einiger Verbindung steht, wird meine geehrte und geschickte

C Corre-

Correspondentin in ihrer gegen mich geäusserten gar zu grossen und unverdienten Güte finden.

Es ist mir indessen höchst angenehm, daß dieselbe ihrem Schreiben einen Aufsatz beyfügen wollen, welchen ich, mit ihrer gütigen Erlaubniß, meinen Lesern künftig mittheilen werde. Auf den Wunsch der edlen und liebenswürdigen Veronica, daß mein Freund Eusebius auch der ihrige seyn möchte, muß ich noch mit einem von ihren mir bekannt gemachten Lieblingsschriftstellern antworten: "Alle großmüthige Herzen sind Blutsfreunde;" meinen Lesern aber das Gesichte eines Einsiedlers zu Teneriffa bekannt machen, welches man in seiner Celle gefunden hat.

Sohn der Beständigkeit, wer du auch immer seyn magst, dessen Neugierde dich hieher geführet hat, lies dieses und werde weise. Derjenige, der dir zuruft, ist Theodor, der Einsiedler von Teneriffa, der in dem sieben und funfzigsten Jahre seiner Einsamkeit diesen Unterricht den Menschen hinterlassen hat, damit seine einsamen Stunden nicht vergeblich zugebracht seyn möchten.

Ich war ehemals, was du itzt bist, einer, der auf der Erde kriecht und den Himmel betrachtet. Ich handelte und häufte Reichthümer zusammen. Ich liebte und wurde geliebt. Ich trug den Rock der Ehre, und hörte die Musik der Schmeicheley. Ich war ehrgeizig, und wurde groß; ich war unglücklich, und begab mich in die Einsamkeit. Ich suchte eine Zeitlang, was ich endlich hier fand, einen Ort, wo man allen wirklichen Bedürfnissen abhelfen könnte, und wo ich nicht nöthig hätte,

hätte, den Beystand der Menschen durch die Erduldung ihrer Thorheiten zu erkaufen. Hier fah ich Früchte und Kräuter und Wasser, und hier beschloß ich die Hand des Todes zu erwarten, der, wie ich hoffe, wenn er endlich kommt, mich sanft überfallen wird.

Acht und vierzig Jahre hatte ich nunmehr in der Vergessenheit aller irdischen Sorgen zugebracht, und ohne ein Verlangen, weiter zu gehen, als es die Nothwendigkeit, für meinen Unterhalt zu sorgen, erforderte. Als ich aber eines Tages stand, und den Felsen ansah, der über meiner Celle hängt, so spürte ich in mir eine Begierde, hinauf zu klettern, und als ich auf der Spitze desselben war, so entschloß ich mich, den nächsten Felsen zu ersteigen, bis nach und nach ein Wunsch in mir entstand, den Gipfel des Berges zu betrachten, an dessen Fuß ich so lange gewohnt hatte. Die aufsteigenden Gedanken bemühte ich mich zu unterdrücken, nicht, weil sie mir sträflich schienen, sondern weil sie neu waren; und jede Veränderung, die nicht offenbar etwas besseres verspricht, beunruhigt ein Gemüth, das durch Erfahrung gewöhnet worden, ein Mistrauen gegen sich selbst zu haben. Ich befürchtete öfters, mein Herz möchte mich betrügen, meine Ungeduld wegen des eingezogenen Lebens möchte aus einer irdischen Leidenschaft entstanden seyn, und meine Begierde, die Werke der Natur zu betrachten, wäre bloß ein heimliches Verlangen, mich wiederum in die Auftritte des Lebens zu verwickeln. Ich bemühte mich daher, meine Gedanken in ihren vorigen Zustand zu setzen, aber ich fand, daß ihre Zerstreuung alle Tage größer wurde. Ich machte mir allezeit den Vorwurf, daß es unmöglich wäre, daß ich einige Glückseligkeit erreichen könnte, und endlich fing ich an zu zweifeln, ob dieses nicht vielmehr

Faulheit als Vorsichtigkeit wäre, die mich abhielte, den Gipfel von Teneriffa zu ersteigen.

Ich stand daher vor Anbruch des Tages auf, und trat meine Reise auf den Berg an; allein ich war noch nicht weit gekommen, weil ich alt und mit Lebensmitteln beladen war, als die Sonne über mir zu scheinen anfing. Die Anhöhen wurden immer steiler, und der Sand wich mir unter den Füssen weg. Endlich, indem ich ganz matt von dem beschwerlichen Gange war, kam ich auf eine Ebene, die meistentheils von Felsen eingeschlossen, und bloß gegen Morgen offen war. Ich setzte mich nieder, um eine Weile auszuruhen, und war völlig entschlossen, wenn ich mich wieder erholet hätte, mein Vorhaben fortzusetzen. Als ich aber die Ruhe einmal geschmeckt hatte, fand ich viele Gründe, die mich in meinem Entschluß wankend machten. Die Aeste verbreiteten Schatten über mein Haupt, und die Frühlingslüfte wehten mir angenehme Düfte zu.

Als ich so saß, und wechselsweise bald meine Verzögerung entschuldigte, und bald den Entschluß faßte, weiter zu gehen, so überfiel mich plötzlich eine unüberwindliche Mattigkeit. Ich legte mein Haupt auf die Anhöhe und überließ mich dem Schlafe; dann dünkte mich, als hörte ich ein Geräusch, und ein Wesen, das mehr als menschliches Ansehen hatte, stand vor mir. Als ich darauf dachte, wie ich es anreden wollte, so nahm es mich mit einer freundlichen Miene bey der Hand, und fragte mich ganz ernsthaft, doch ohne Unfreundlichkeit: "Theodor, wohin willst du gehen?" Ich will, versetzte ich, den Gipfel des Berges ersteigen, um die Werke der Natur besser übersehen zu können. "Gieb erstlich, sprach es, auf die Aussicht Acht, die

dir

dir dieser Ort verschafft, und was du nicht verstehst, will ich dir erklären. Ich bin eines von den gütigen Wesen, welche die Kinder des Staubes bewachen, um sie vor denjenigen Uebeln zu bewahren, die sich endlich nicht zum Guten endigen, und die sie sich nicht durch ihre eigene Schuld zuzuziehen pflegen. Siehe dich also um ohne Furcht: Bemerke, betrachte, und laß dich unterrichten.

Ermuntert durch diese Versicherung, sah ich mich um, und erblickte einen Berg, der höher war, als Teneriffa, dessen Gipfel das menschliche Auge niemals erreichen konnte. Als ich mich durch die Betrachtung seiner Höhe ganz ermüdet hatte, kehrte ich meine Augen gegen den Fuß desselben, den ich leicht entdecken konnte. Allein ich erstaunte, als ich sah, daß er keinen Grund hatte, und auf eine unbegreifliche Weise sich in einem leeren Raum und Finsterniß befande. Also stand ich erschrocken und bestürzt da; oben waren unerforschliche Gegenden, und unten ein ganz öder Raum. Mein Schutzgeist aber rief mir mit einer ermahnenden Stimme zu: Theodor, fürchte dich nicht, sondern hebe deine Augen wieder in die Höhe! Der Berg der Existenz ist vor dir, überschaue ihn, und werde weise!

Ich sah ihn alsdann bedachtsamer und aufmerksamer an, und bemerkte, daß der unterste Theil des Berges sich allmählich erhob, und mit Blumen bedeckt war, daß der mittlere Theil steiler wurde, voller Klippen, und durch steile Abgründe unterbrochen war, über welchen Aeste hingen, die voll Früchte waren, und zwischen denen es hier und da Palläste und Lauben gab. Die Gegenden, welche mein Auge nahe an dem Gipfel

noch

noch erreichen konnte, waren meistens unsichtbar; es gab aber zwischen den Ritzen der Felsen etwas Wintergrün; und ob es gleich dem Gesichte und Geruche nicht viel Vergnügen verschaffte; so schien es doch die Beschwerlichkeit zu versüßen, und die Schritte derer zu erleichtern, welche zwischen denselben hinaufkletterten.

Als ich nun anfing, die verschiedenen Theile genauer zu betrachten, so bemerkte ich in einer großen Entfernung eine Menge Leute von beyderley Geschlecht, die aus dem Untersten des Berges zum Vorschein kamen. Ihre ersten Handlungen konnte ich nicht genau erkennen. Da sie mir aber näher kamen; so sahe ich, daß sie sich damit beschäftigten, Blumen unter der Aufsicht einer ehrbaren Jungfrau in einem weissen Kleide zu pflücken, welche nicht eben allzubesorgt schien, sie auf einen gewissen Fußsteig, oder Weg einzuschränken: denn sie wußte, daß der ganze Ort angenehm und vest war, und daß sie nicht leicht einen Schaden nehmen, oder sich verirren konnten. Wenn sie, wie es oft geschah, eine Distel statt einer Blume abpflückten; so pflegte die Unschuld (dieses war ihr Name) über diesen Irrthum zu lachen. Glücklich, sagte ich, sind diejenigen, die unter einer so gelinden Aufsicht stehen, und doch sicher sind. Ich hatte aber nicht Gelegenheit, mich bey der Betrachtung ihrer Glückseligkeit lange aufzuhalten; denn ich bemerkte, daß die Unschuld sie nicht weit begleitete, und bloß den blumichten Grund des Berges, als ihr eigentliches Gebiet, anzusehen schien. Kaum aber merkten es diejenigen, die sie verließ, daß sie verlassen waren; so sahen sie sich schon in den Händen der Erziehung, die ein ernsthafteres Ansehen hatte, und gebietherisch in ihren Befehlen war; welche dieselben auf gewisse Fußsteige einschränkte, die nach ihrer Meinung

chenschmal und zu uneben waren. Sie wurden aber beständig von der Begierde angereizt, diese Fußsteige zu verlassen, und die Erziehung konnte dieselbe niemals vertreiben, ob sie ihr gleich oft eine solche Furcht einjagte, daß die Wirkungen von ihrer Gegenwart kaum zu bemerken waren. Einige gingen zurück zu dem ersten Theile des Berges, und schienen ein Verlangen zu haben, sich wiederum mit Abpflückung der Blumen zu beschäftigen; sie wurden aber von der Unschuld nicht weiter gehütet, und diejenigen, welche die Erziehung nicht bewegen konnte, zurückzukehren, stiegen durch einen sumpfichten Weg auf den Berg, wo man sie selten zu sehen bekam, und fast gar nicht mehr auf sie Achtung gab.

Als die Erziehung ihr Gefolge den Berg hinanführte, so war nichts so sehr zu bemerken, als daß sie dieselben öfters warnete, sich vor Gewohnheiten in Acht zu nehmen, und bey jedem Schritte einem oder dem andern zurief, daß sie eine Gewohnheit in ihr Netz bringen wollte; daß sie unter der Herrschaft einer Gewohnheit seyn würden, ehe sie ihre Gefahr merken würden, und daß diejenigen, welche einmal eine Gewohnheit überwältiget hätte, sich wenig Hoffnung machen könnten, ihre Freyheit wieder zu erhalten.

Ich war sehr begierig, die Ursache dieser so oft wiederholten Warnung zu erfahren, als mein Schutzgeist meinen Blick auf eine Anzahl Zwerge lenkte, welche vor denjenigen, die den Berg hinan kletterten, ganz stille herzugehen schienen, und wovon ein jeder den Weg vor seinem Nachfolger eben machte. Ich bemerkte, daß ich mich vorher in dem Begriff, den ich mir von ihnen gemacht, geirrt hatte, theils, weil sie so klein

waren,

waren, daß man sie nicht bequem erkennen konnte, und theils, weil sie alle Augenblicke in ihrer Farbe den Gegenständen näher kamen, mit denen sie umgeben waren. Da das Gefolge der Erziehung die Gegenwart dieser gefährlichen Gesellschafter nicht zu bemerken schien, oder da sie ihre kleine Gestalt verlachten, und es nicht für möglich hielten, daß menschliche Wesen von solchen schwachen Feinden jemals bezwungen werden könnten; so hörten sie gemeiniglich ihre Vermahnungen zur Wachsamkeit mit Verwunderung an; und wenn sie dachten, daß sie ihre Augen weggewendet hätten, so begegneten sie denselben mit Verachtung. Ich selbst konnte mir auch nicht vorstellen, daß ihre Warnungen so nothwendig wären, als es ihre öftere Einschärfung anzuzeigen schien, bis ich bemerkte, daß ein jedes von diesen kleinen Geschöpfen heimlich eine Kette in der Hand hielt, mit der es diejenigen zu binden suchte, die es in seiner Gewalt sah. Diese Gewohnheiten aber gingen im Angesichte der Erziehung ungestört fort, und schienen in ihrer Größe oder Stärke sehr wenig zuzunehmen. Denn, ob sie gleich allemal geneigt waren, sich mit der Begierde zu vereinigen, so pflegten sie doch, wenn die Erziehung sie von derselben entfernt hielt, ihrem Befehl genau zu gehorchen, und die engen Wege, auf welche sie eingeschränkt waren, bequemer und ebner zu machen.

* * *

Ich werde das etwanige Verlangen meiner Leser, den Verfolg dieses merkwürdigen Gesichtes zu erfahren, schon in meinem nächsten Blatte zu befriedigen suchen, und hoffe, sie werden bis dahin, an dem bereits Erzehlten, Stoff genug zu den wichtigsten Betrachtungen haben.

Der Einsame.

Viertes Blatt.

Hamburg, Freytags den 25 April 1766.

Die Gewohnheit ist eine strenge und betrügerische Lehrmeisterinn. Sie setzt ihr Ansehen nach und nach und ganz unvermerkt in uns vest. Allein nach diesem freundlichen und geringen Anfange, zeigt sie uns endlich, wenn sie dasselbe einmal mit Hülfe der Zeit befestiget hat, gar bald ein so grimmiges und tyrannisches Gesicht, daß wir uns nicht die Augen aufzuschlagen unterstehen.

von Montagne.

Es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinem Versprechen nachkomme, und meinen Lesern heute den Verfolg des Gesichtes des Einsiedlers von Teneriffa vorlege. Ich höre, daß der Anfang desselben in meinen Blättern nicht ohne Beyfall bemerkt worden. Hier ist demnach die Fortsetzung:

Es war merkwürdig, daß die Statur der Gewohnheiten niemals einerley blieb, sondern beständig entweder zu- oder abnahm, und nicht allemal in einerley Verhältniß. Ich konnte auch nicht unterlassen, meine Verwunderung zu erkennen zu geben, als ich sah, daß sie gemeiniglich viel weniger Zeit brauchten, größer als kleiner zu werden. Ob sie gleich auf dem Wege der

Erziehung sehr langsam wuchsen, so konnte man doch bemerken, daß sie wuchsen; wenn sie aber einmal durch die Anlockung der Begierde auf einen Abweg geriethen, so wurde ihre Statur alsobald riesenmäßig, und ihre Stärke war so groß, daß die Erziehung ihrem Gefolge viele wies, die von ihnen in Ketten geführt wurden, und die sie niemals wieder von ihrer Sklaverey befreyen konnte. Sie zeigte dieselben, aber es half nicht viel; denn alle ihre Untergebene schienen sich selbst so viel zu zutrauen, daß sie glaubten, sie wären der stärksten Gewohnheit überlegen, und einige schienen insgeheim zu bedauren, daß sie verhindert wurden, dem Triumph der Begierde zu folgen.

Die besondere List der Gewohnheit bestand darinn, daß sie ihre Macht im Anfange nicht fühlen ließ. Sie besaß die Geschicklichkeit, sich das Ansehen zu geben, als wenn sie diejenigen, die sie führte, blos begleitete, verdoppelte aber beständig die Ketten bey ihren Gesellschaftern, die an sich so schwach waren, und so in der Stille vest gemacht wurden, daß man, indem die Aufmerksamkeit von andern Gegenständen eingenommen wurde, dieselben nicht leicht merkte. Jedes Glied wurde immer vester, je länger es getragen wurde, und wenn sie durch eine beständige Verstärkung so schwer wurden, daß man sie fühlen konnte, so waren sie sehr oft schon zu stark, als daß sie sich zerreissen liessen.

Als die Erziehung auf diese Art bis zu dem Theile des Berges gekommen war, wo die Anhöhe anfing uneben zu werden, so übergab sie ihr Amt zwoen Mächten von noch grösserm Ansehen. Die geringere von ihnen schien fähig zu seyn, einem Senate vorzustehen, oder

Nationen zu regieren, und doch gab sie auf die Schritte der andern mit der ängstlichsten Sorgfalt Achtung, und man konnte sehr deutlich merken, daß sie bestürzt und in einer Verlegenheit war, wenn sie ihren Blick hatte auf etwas anders ziehen lassen. Die andere schien ihre Unterwürfigkeit als etwas ihr angenehmes zu billigen, aber mit so einer Art, welche deutlich zeigte, daß sie dieselbe als eine Schuldigkeit verlangte; und ihr Ansehen und ihre Freundlichkeit war in der That so groß, daß derjenige, der sie nicht verehren wollte, sie nicht ansehen durfte.

"Theodor, sagte mein Schutzgeist, sey ohne Furcht und werde weise. Nähere dich diesen Wesen, deren Herrschaft sich auf den ganzen übrigen Theil des Berges der Existenz erstreckt." Ich zitterte und wagte es, die niedrigere Nymphe anzureden, deren Blicke, die in der That durchdringend und schrecklich waren, ich nicht im Stande war zu ertragen. Glänzende Göttin, sprach ich, unter was für einem Namen man dich auch anreden darf, sage mir, die du hier die Herrschaft führest, unter was für Bedingungen man deinen Schutz erlangen könne. "Bloß durch Gehorsam, sagte sie, kann man ihn erlangen. Ich bin die Vernunft, das edelste und größte unter allen niedern Wesen, und wenn du meine Gesetze annehmen willst, so will ich dich, wie die andern von meinen Verehrern, dadurch belohnen, daß ich dich zur Religion führe." Durch ihre Stimme und ihren Anblick gereizt, bezeigte ich meine Bereitwilligkeit, ihr zu folgen. Alsdenn stellte sie mich ihrer Gebietherin vor, die mich zärtlich ansah. Ich neigte mich vor ihr, und sie lächelte.

Als die Erziehung diejenigen entließ, für deren Glückseligkeit sie so lange besorgt gewesen war; so schien sie zu erwarten, daß dieselben einige Dankbarkeit wegen ihrer Sorgfalt, oder einige Betrübniß über den Verlust derjenigen Beschützung, die sie dieselben bisher hatte geniessen lassen, bezeigen würden. Allein man konnte aus der Freudigkeit, welche bey ihrem Abschiede ausbrach, leicht entdecken, daß ihre Gegenwart ihnen lange unangenehm gewesen, und daß sie solche Leute unterrichtet hätte, welche glaubten, sie brauchten gar keinen Unterricht. Sie freuten sich alle einmüthig, daß sie nicht länger ihrem Eigensinne unterworfen seyn, oder von ihren Lehren beunruhiget werden, sondern nunmehr bloß unter der Anführung der Vernunft stehen sollten; und sie zweifelten nicht, daß sie im Stande seyn würden, sich durch eine standhafte Beobachtung aller ihrer Lehren bey ihr beliebt zu machen. Die Vernunft rieth ihnen gleich bey dem ersten Eintritte in ihr Gebieth, daß sie sich unter die Verehrer der Religion sollten aufnehmen lassen, und sagte ihnen, daß wenn sie sich auf sie allein verliessen, sie eben das Schicksal haben würden, wie ihre andern Bewunderer, die sie nicht im Stande gewesen wäre, gegen die Begierden und Leidenschaften zu schützen, und die von den Gewohnheiten in den Gegenden der Lust ergriffen, und in die Höhlen der Verzweiflung geschleppet worden wären. Ihre Erinnerung war vergebens, der größte Theil erklärte sich wider jede andere Aufsicht, und zweifelten nicht, daß sie durch ihre Anführung den Berg der Existenz sicher ersteigen würden. "Die Macht, die ich habe, sprach die Vernunft, besteht darinn, daß ich ermahne, aber nicht zwinge. Ich habe euch bereits die Gefahr eurer Wahl vorgestellet. Der Weg scheint itzt gleich und

chen, aber es giebt darauf unebene Gegenden und Fallen, über die euch die Religion allein führen kann. Sehet aufwärts, so werdet ihr einen Nebel vor euch sehen, der sich auf dem höchsten sichtbaren Theile des Berges befindet, einen Nebel, wodurch meine Aussicht begränzt wird, und den bloß die Augen der Religion durchdringen. Jenseits desselben sind die Tempel der Glückseligkeit, worin diejenigen, welche die steile Höhe unter ihrer Anführung ersteigen, nach der Beschwerlichkeit ihrer Pilgrimschaft auf ewig ausruhen. Ich weiß den Weg nicht, und daher kann ich euch bloß zu einem bessern Führer verweisen. Der Stolz hat mich bisweilen wegen meines kurzen Gesichtes getadelt; wenn er sich aber bemühte, dasselbe zu erweitern, so konnte er mir bloß unter dem Nebel die Lauben der Zufriedenheit zeigen; ja sogar diese verschwanden, als ich meine Augen auf sie richtete; und diejenigen, die er überredete, auf dieselben zuzugehen, wurden von der Gewohnheiten mit Ketten gebunden, und von der Verzweiflung, einer grausamen Tyrannin, in den Abgrund gerissen, deren Höhlen jenseits der Finsterniß auf der rechten und linken Seite sich befinden, aus deren Gefängnissen niemand wieder entfliehen kann, und da ich nicht im Stande bin, euch zu zeigen, wie ihr sie vermeiden sollt.

So erklärte sich die Vernunft gegen diejenigen, die ihren Schutz verlangten. Einige, die sich an die Lehren der Erziehung erinnerten, unterwarfen sich, da sie dieselben durch den Anspruch einer andern bestätigen hörten, mit Widerwillen diesem ausdrücklichen Befehle, und liessen sich unter die Anhänger der Religion aufnehmen, die sich durch die Einförmigkeit ihres Fortgehens,

ben, obgleich viele von ihnen Frauenzimmer waren; und durch ihre beständige Bemühungen, sich hinauf zu bewegen, ohne die Aussicht zu bemerken zu scheinen, welche bey jedem Schritte ihre Aufmerksamkeit reizte, zu unterscheiden pflegten.

Alle diejenigen, welche den Entschluß faßten, entweder der Vernunft oder der Religion zu folgen, wurden ohne Unterlaß bisweilen von den Leidenschaften, bisweilen von den Begierden angetrieben, die Straße zu verlassen, und beyde hatten Ursache, den glücklichsten Erfolg ihrer List zu rühmen. Denn es wurden so viele auf Abwege geführt, daß ein jeder Weg volkreicher war, als der rechte. Die Anfälle der Begierden waren heftiger; die Anfälle der Leidenschaften dauerten länger. Die Begierden lenkten ihre Nachfolger gerade vom rechten Wege ab. Die Leidenschaften aber gingen im Anfange auf einem Wege, der beynahe mit dem Wege der Vernunft und Religion einerley Richtung hatte; sie wichen aber nach und nach von dem Wege ab, bis sie endlich ihren Lauf ganz veränderten. Die Begierden nahmen den Blödsinnigen, und die Leidenschaften den Aufgeweckten ein. Von den Begierden war die Wollust die stärkste, und von den Leidenschaften die Eitelkeit. Der mächtigste Angriff war alsdenn zu befürchten, wenn eine Leidenschaft und eine Begierde ihre Anreizungen vereinigten, und man folgte dem Wege der Vernunft am besten, wenn eine Leidenschaft auf der einen, und eine Begierde auf der andern Seite lockte.

Diese Verführer hatten bey den Anhängern der Vernunft das größte Glück, über die sie fast allemal die Oberhand gewannen, ausgenommen, wenn sie einander

ander selbst entgegen waren. Sie erhielten aber keinen solchen Sieg über die Anhänger der Religion. Denn ob dieselben gleich oft eine Zeitlang vom Wege abgeführet wurden, so rufte sie doch die Religion durch ihren Abgeordneten, das Gewissen, gemeiniglich wieder zurück, ehe die Gewohnheit Zeit hatte, ihnen Ketten anzulegen. Diejenigen aber, welche angelobt hatten, der Vernunft zu gehorchen, kehrten selten wieder zurück, wenn sie dieselbe einmal verliessen, denn sie hatte keinen Abgesandten, um dieselben zurück zu rufen, als den Stolz, welcher gemeiniglich treulos gegen sie handelte, und alle seine Geschicklichkeit anwendete, die Leidenschaften zu unterstützen; und wenn er ja einmal seine Schuldigkeit that, so war er doch unfähig etwas auszurichten, wenn die Gewohnheit schon dazu gekommen war.

Ich sah gar bald, daß die Anhänger der Religion die größte Gefahr bloß von den Gewohnheiten zu befürchten hatten. Einer jeden andern Gewalt war leicht zu widerstehen; sie fanden auch keine Schwierigkeit, wenn sie dieselbe unachtsamer Weise verlassen hatten, sie durch die Anführung des Gewissens wieder zu finden, wofern sie nicht der Gewohnheit Zeit gegeben hatten, ihre Kette hinter ihnen zuzuziehen, und den Weg, durch den sie gegangen waren, zu versperren. Ueber das Schicksal einiger von ihnen mußte man billig Mitleiden haben, welche bey jedem Ruf des Gewissens umkehrten, und sich, obgleich vergebens, bemühten, die Ketten der Gewohnheit zu zerreissen. Sie sahen die Religion in einer Entfernung fortgehen, sie sahen sie mit Ehrerbietung, und verlangten sich mit ihr zu vereinigen; sie wurden aber, wenn sie sich ihr näherten, von der

Ge-

Gewohnheit zurück gehalten, und schmachteten in einer niederträchtigen Sklaverey, der sie nicht entfliehen konnten; ob sie gleich dieselbe verachteten und haßten.

* * *

Der Einsiedler von Teneriffa wird meine Leser noch einmal unterhalten. Ich wünsche, daß dieses zu ihrem größten Nutzen und Vortheile geschehen möge, und ersuche sie daher, bey Durchlesung seines Gesichtes, vornemlich auf die Gewalt und Stärke der Gewohnheit Acht zu haben, die uns die wahre Gestalt der Dinge überall verbirgt, und welche, des Pindars Ausspruch nach, dennoch die Königinn und Beherrscherinn der Welt seyn soll. Ihre große Schädlichkeit ist, wie uns Valerius Maximus berichtet, schon ehemals von einer ganzen Völkerschaft, den Cretensern, erkannt worden, die so gar ihren Feinden nichts Aergeres zu wünschen wußten, als daß die Götter sie möchten in böse Gewohnheiten fallen lassen; ihre Stärke aber ist noch wol von keinem Schriftsteller in einem so hellen Lichte, und zugleich von einer so schlechten und verächtlichen Seite abgebildet worden, als Fielding, der große Kenner des Menschen, sie, seiner bekannten satyrischen und comischen Art nach, gezeichnet hat. Ein falscher Spieler und ein Beutelschneider, welche beyde in einem Gefangenhause, und von allem Gelde gänzlich entblößt sind, spielen mit einander in der Charte. Ungeachtet der Spieler weiß, daß er von seinem würdigen Freunde, dem Spitzbuben, keinen Heller gewinnen kann; so kann er sich doch nicht enthalten, die Charten zu packen: der Gaudieb hingegen muß von Zeit zu Zeit des Spielers Taschen durchsuchen, so gewiß er auch weiß, daß in denselben nichts zu finden ist.

Der Einsame.

Fünftes Blatt.

Hamburg, Freytags den 2 May 1766.

Erwählet die allervortreflichste Lebensart; denn die Gewohnheit wird sie zu der allerangenehmsten machen.

Pythagoras.

Diesen güldnen Spruch des berühmten Stifters der Italiänischen Secte wird sich niemand besser zu Nutze machen können, als meine noch jungen Leser, die itzt, wie Hercules, auf dem Scheidewege stehen, und sich, nach ihrer guten oder bösen Wahl, auf die Seite der Tugend oder des Lasters lenken können. Der Weltweise, der ihnen denselben mittheilet, stand bey seinen Schülern in einem so großen Ansehen, daß sie sogar berechtigt zu seyn glaubten, einen Satz ohne allen weitern Beweis anzunehmen, wenn ihr Lehrer ihn nur vorgetragen hatte; so daß daher unter ihnen auch der bekannte Spruch aufkam: **Der Meister hat es gesagt.**

Wenn ich nun, ohne eine solche blinde Folgsamkeit zu erwarten, meinen etwanigen jungen Lesern sage, daß eben dieser Pythagoras den Vorschriften und Lehren der Weltweisheit keinen geringern Endzweck verstattete, als daß sie geschickt seyn müßten, die Menschen immer mehr und mehr Gott ähnlicher zu machen; so kann ich wol gewiß seyn, daß er, obgleich nach mehr als zweytausend Jahren, auch bey ihnen noch Gehör

finden werde. Und wenn ich ferner annehme, daß die öftere Einschärfung dieses vortreflichen Spruchs zu der großen Veränderung, welche die weisen Lehren dieses Philosophen in Italien, und besonders in der Stadt Crotona, hervorbrachten, sehr vieles könne beygetragen haben; so hätte ich der anwachsenden Jugend meiner geliebten Vaterstadt wol kein besser Mittel vorschlagen können, sich sowol für bösen Gewohnheiten auf das kräftigste zu bewahren, als auch, auf die leichteste und angenehmste Art, bloß durch Gewohnheit, tugendhaft zu werden.

Ich würde mit dieser sehr reichen Materie mehr als ein Blatt anfüllen können, wenn ich mich nicht erinnerte, meinen Lesern heute den Beschluß des Gesichtes des Einsiedlers von Teneriffa versprochen zu haben. So viel wird indessen ein jeder selbst wahrnehmen, daß Plato, in allem Betracht, vollkommen Recht hatte, wenn er sagt: Gewohnheit ist keine Kleinigkeit.

✝ ✝ ✝

Es war augenscheinlich, daß die Gewohnheiten durch diesen wiederholten Streit beyweiten nicht schwächer wurden, sondern, daß, wenn sie nicht ganz überwunden wurden, jeder Widerstand ihre Größe und Stärke vermehrte; und eine Gewohnheit, die bestritten worden war, aber dennoch gesiegt hatte, war alsdenn mehr als zweymal so stark, als vor dem Streite. Die Art und Weise, wodurch diejenigen, die ihrer Tyranney überdrüßig waren, ihnen zu entfliehen suchten, war gemeiniglich, wie es der Ausgang lehrte, übel gewählt; sie versuchten ihre Ketten eine nach der andern loszumachen, und sich eben so stufenweise wieder zurückzuziehen, wie sie fortgegangen waren. Allein, ehe die Befreyung zu

Stande

Stände kam, legte die Gewohnheit ihren Flüchtlingen neue Ketten an; und es konnte ihnen auch niemand entfliehen, außer diejenigen, die durch eine jählinge und heftige Anstrengung ihre Fesseln zerbrachen, und sie weit hinter sich zurückliessen; ja sogar von diesen wurden viele, die allzueilfertig fortliefen, und durch ihr Schrecken verhindert wurden, sich da aufzuhalten, wo sie sicher waren, von ihrer eignen Heftigkeit abgemattet, und geriethen wieder in diejenige Gewalt, von der man seine Freyheit so theuer erkaufen mußte, und deren Tyranney man wenig fühlte, außer wenn man sich ihr widersetzte.

Dem ohngeachtet gab es allezeit einige, die, wenn sie sahen, daß die Gewohnheit sie beherrschte, die Vernunft oder die Religion zu Hülfe riefen. Eine jede von denselben kam denen, die sie um Beystand baten, willig zu Hülfe; allein, weder mit einerley Stärke, noch mit einerley Glück. Die Gewohnheit, die stolz auf ihre Macht war, unterstand sich oft, sich mit der Vernunft in Unterhandlung einzulassen, und erbot sich, einige von ihren Ketten loszumachen, wenn die übrigen bleiben dürften. Die Vernunft, die des Sieges nie gewiß war, willigte oftmals darein, sie fand aber allezeit, daß ihre Einwilligung schädlich war, und sah die Gefangnen von der Gewohnheit in ihre vorige Sklaverey führen. Die Religion ließ sich niemals auf Unterhandlungen ein, sondern streckte ihre Hand mit der gewissen Hoffnung des Sieges aus; und wenn der Gefangne, dem sie dieselbe gab, seinen Ort nicht verließ, so führte sie ihn allezeit im Triumph hinweg, und stellte ihn auf den geraden Weg zum Tempel der Glückseligkeit, wo die Vernunft niemals unterließ, ihm wegen der Befreyung Glück zu wünschen, und ihn aufzumuntern, sich an diejenige Macht zu halten, deren frühzeitigem Beystande er seine Befreyung zu verdanken hätte.

Wenn der Wandrer auf den Weg der Glückseligkeit wieder gebracht worden war, so sah ich auch die Gewohnheit wieder vor ihm herschleichen, aber auf die Größe eines Zwergs heruntergesetzt, ohne Stärke und ohne Wirksamkeit; außer wenn die Leidenschaften oder Begierden, die ihn vorher verführt hatten, sich näherten, so wuchs die Gewohnheit auf einmal, und stieß ihn mit einer unerwarteten Heftigkeit gegen dieselben. Der Elende, der auf der einen Seite so fortgestoßen, und auf der andern Seite gelockt wurde, verließ allzuoft den Weg der Glückseligkeit, zu dem er nach seiner zweyten Abweichung von demselben selten zurückkehrte. Wenn aber die Religion zu rechter Zeit zu Hülfe gerufen, und die Gewalt der Gewohnheit dadurch kraftlos gemacht wurde, so wurden ihre Angriffe schwächer, und ihr Verständniß mit dem Feinde endlich ganz vernichtet. Alsdenn fing sie an, die geschäftigen Kräfte zum Vortheil derjenigen Macht, welche sie nicht überwältigen konnte, anzuwenden; und da sie wieder in der Statur und Stärke zunahm, so säuberte sie den Weg zur Glückseligkeit von den Höckern.

Von diesem Wege konnte ich nicht leicht meine Aufmerksamkeit abziehen, weil alle, die ihn wandelten, vergnügt und zufrieden schienen; und je weiter sie fortgingen, desto größer schien ihre Munterkeit, und desto größer ihre Ueberzeugung von der Weisheit ihrer Führerin. Einige, die niemals, wenn man etliche kurze Abweichungen ausnimmt, von dem Wege abgegangen waren, bekamen die Gewohnheit mitten auf ihrer Reise, die dieselben tapfer unterstützte und ihre Begierden und Leidenschaften wegtrieb, welche ihren Fortgang zu unterbrechen suchten. Andre, die sehr spät auf diesen Weg gekommen waren, oder ihn lange verlassen hatten, bemühten sich,

ohne

ohne ihren Beystand im geringsten zu haben, und gemeiniglich wider ihre Bemühungen, fortzukommen. Allein ich bemerkte, wenn sie zu dem unfruchtbaren Gipfel kamen, daß wenige geschickt waren, ohne Beyhülfe der Gewohnheit fortzukommen, und daß diejenigen, deren Gewohnheiten stark waren, auf die Nebel losgingen, ohne, daß es ihnen sehr sauer wurde, und endlich ganz gelassen und voll Zuversicht hineinkamen; hernach wurden sie bloß von den Augen der Religion erblickt, und obgleich die Vernunft mit der größten Neugierde ihnen nachsah, so konnte sie doch nur einen schwachen Schein erhalten, wenn sie ihre Gebieterin, um ihre Aussicht zu erweitern, von der Erde aufhob. Dem ohnerachtet erkannte die Vernunft nur, daß sie in Sicherheit waren, aber die Religion sah, daß sie glücklich waren.

"Nun, Theodor, sagte mein Schutzgeist, wende dein Gesicht von den Gegenden der Finsterniß weg, und siehe das Schicksal derer, welche, nachdem sie von der Erziehung verlassen worden, keine andere Anführung, als der Vernunft annehmen wollten. Betrachte, wie sie herumirren, und werde weise."

Ich sah alsdenn auf den Weg der Vernunft, welcher in der That, so weit er ging, mit dem Wege der Religion einerley war, und die Vernunft hatte ihn auch bloß durch ihre Anweisung entdeckt. Wenn sie ihn aber einmal hatte kennen lernen, so sah sie deutlich ein, daß es der rechte war, und der Stolz hatte sie bisweilen verleitet, zu behaupten, daß sie ihn selbst entdeckt hätte, und hatte sie überredet, sich der Religion zur Führerin anzubieten; sie fand aber nach vielen vergeblichen Versuchen, daß es ihr größter Vorzug wäre, ihr zu folgen. Endlich hatte die Vernunft zum Theil eine gute Kenntniß von

dem Wege erlangt, und schien ihn mit gutem Erfolge andern zu lehren, wenn ihre Lehren von der Leidenschaft nicht unrecht vorgestellt, oder ihre Wirkung durch die Begierde nicht verhindert wurden. Allein keinen von diesen Feinden war sie im Stande zu widerstehen. Wenn die Leidenschaften ihre Anhänger ergriffen, so suchte sie selten sich ihnen zu widersetzen; sie schien zwar gegen die Begierden mit mehrerer Lebhaftigkeit zu streiten, sie wurde aber gemeiniglich in dem Streite allzusehr ermüdet; und wenn einer von ihren Gegnern mit der Gewohnheit sich vereinigt hatte, so war es mit ihrem Ansehen gänzlich aus. Wenn die Gewohnheit sich bemühte, die Anhänger der Religion zu fangen, so nahm sie allmählich zu, und ließ Zeit, zu entfliehen; wenn sie aber die unglücklichen Nachfolger der Vernunft ergriff, so verfuhr sie, als wenn sie nichts zu befürchten hätte, und verdoppelte ihre Ketten unaufhörlich und ohne Barmherzigkeit.

Von denen, welche den Weg der Vernunft verliessen, wurden einige durch das Flispern des Ehrgeizes verführet, der ihnen beständig ansehnliche Palläste wies, die zu beyden Seiten auf hohen Gegenden lagen, ihnen die Vergnügungen des Ueberflusses hererzehlte, und die Sicherheit der Mächtigen rühmte. Sie liessen sich leicht bereden, ihm zu folgen, und die Gewohnheit warf geschwind ihre Ketten über sie. Sie wurden gar bald von der Thorheit ihrer Wahl überzeugt, aber sehr wenige von ihnen versuchten zurückzukehren. Der Ehrgeiz führte sie von einem steilen Orte zum andern fort, wo viele fielen und nicht mehr gesehen wurden. Diejenigen, welche entflohen, geriethen gemeiniglich nach einer langen Reise von Gefährlichkeiten dem Geiz in die Hände, und wurden von ihm in den Dienst der Tyranney angeworben, wo sie fortfuhren, Gold aufzuhäufen, bis ihre Beför-

derer

derer oder Erben sie zuletzt jähling in die Höhlen der Verzweiflung stürzten.

Andre würden von der Unmäßigkeit gereizt, herumzuschweifen, um solche Früchte zu suchen, die über den Felsen herüberhingen, und die Luft mit ihrem Geruch erfüllten. Ich bemerkte, daß die Gewohnheiten, die um sie herumflatterten, bald zu einer außerordentlichen Größe wuchsen, und es waren auch keine, die sich weniger bemüht hätten, als diese, zur Vernunft zurückzukehren, oder die geschwinder in die Abgründe gestürzt wären, die vor ihnen waren. Wenn diese den Weg zuerst verliessen, so sah ihnen die Vernunft mit einem verächtlichen finstern Blicke nach, hatte aber wenig Hoffnung, daß sie im Stande seyn würde, sie auf den rechten Weg wieder zurückzubringen; denn der Zauberbecher hatte solche Eigenschaften, welche machten, daß sie auf nichts, als den gegenwärtigen Augenblick, sahen. Weder Hoffnung noch Furcht konnte sie zur Rückkehr bewegen, und die Gewohnheit hatte eine solche unumschränkte Gewalt über sie, daß sogar das Gewissen, wenn die Religion es zum Besten derselben gebraucht hätte, nicht im Stande würde gewesen seyn, sich einen Eingang zu erzwingen.

Es gab noch andre, deren Verbrechen mehr darin bestund, die Vernunft zu verachten, als ihr ungehorsam zu seyn, und die sich von der Hitze oder dem Getümmel des Weges, nicht zu den Lauben der Unmäßigkeit, sondern zu dem Irrgarten der Unempfindlichkeit begaben. Ihr Zustand hatte dieses Besondere an sich, daß sie allezeit den Weg der Vernunft sehen konnten, allezeit ihre Gegenwart wünschten, und sich immer vorsetzten, morgen zurückzukehren. Bey diesen konnte man die Arglist der Gewohnheit vorzüglich wahrnehmen, die ihnen unmerkliche Fesseln anlegte, und sie jeden Augenblick weiter

ter vom Wege abführte, von dem sie sich allezeit einbildeten, daß sie ihn wieder erreichen könnten. Sie gingen von einem krummen Gange des Labyrinths zum andern, und hatten die Ketten der Gewohnheit, ohne es zu merken, an sich hängen, bis, nachdem sie immer weiter fortgingen, die Blumen blasser und der Geruch matter wurde. Sie gingen in ihrem fürchterlichen Marsche fort, ohne ein Vergnügen auf ihrem Wege, und auch ohne das Vermögen zu haben, zurückzukehren, und hatten noch diese große Beschwerlichkeit vor allen andern, daß sie lasterhaft waren, und doch kein Vergnügen davon hatten. Der Trunkenbold lachte eine Weile bey seinem Weine; der Ehrgeizige triumphirte über die fehlgeschlagene Hoffnung seines Nebenbuhlers; allein die Sklaven der Unempfindlichkeit hatten weder Vorzüge, noch Vergnügen. Das Misvergnügen verfinsterte ihre Blicke, und Traurigkeit schwebte um ihre Scheiteln; doch schlichen sie mit Unwillen und Verdruß fort, bis sie auf der Tiefe der einsamen Gegend anlangten, die bloß mit Mohn- und Nachtschatten besetzt war, wo das Reich der Unempfindlichkeit ein Ende hat, und der hofnungslose Wandrer der Schwermuth übergeben wird; die Ketten der Gewohnheit werden auf immer zusammengeschmiedet, und wenn die Schwermuth ihren Gefangenen eine Zeitlang gequält hat, überläßt sie ihn zuletzt der Grausamkeit der Verzweiflung.

Als ich über diese schreckliche Scene nachdachte, rief mir mein Schutzgeist zu: "Merke das, Theodor, und sey weise, und laß dich nicht die Gewohnheit beherrschen." Ich sah mich plötzlich um, und sah mich von den Felsen von Teneriffa umgeben; die Vögel des Tages sangen auf den Bäumen, und die Strahlen des Morgens schossen auf mich herab.

Der Einsame.

Sechstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 9 May 1766.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.

Gellert.

Mein vormaliger Bedienter, der alte ehrliche Conrad, dessen ich schon in meinem dritten Blatte, bey Gelegenheit des Schreibens der edlen und liebenswürdigen Veronica gedacht habe, hat mir wieder, von Zeit zu Zeit, einige an mich eingelaufene Briefe zugesandt. Ich habe ihm dieses Geschäfte, nebst noch einigen andern kleinen Verrichtungen, aufgetragen, die meinen Lesern mit der Zeit bekannt werden dürften.

Von allem, was er mir meldet, hat mich nichts so sehr belustiget, als die ganz ausserordentliche Zuversicht, mit welcher verschiedene meiner Leser auf das kräftigste behaupten, den Einsamen gewiß, und ganz genau zu kennen. Wie ich von ihm höre, so hat man mir fast alle Namen beygelegt, die hin und wieder, zerstreut, in meinen Blättern vorkommen; und wenn ich mich derselben insgesamt bedienen wollte: so würde ich vielleicht, selbst einem Junker von Querlequitsch Troz bieten können, aus seinem ganzen hochadelichen Stammbaume eine stattlichere Anzahl zusammen zu bringen. So hat,

zum Exempel, ein gewisser, schon vor einigen Jahren banquerott gewordener Galanteriehändler, und vormaliger Tabletkrämer, heilig versichert, daß ich ein Italiänischer Sprachmeister, und von Geburt ein Savoyarde, sey, der mit ihm, in verschiedenen Ländern, (ich wüßte wol, mit was für einem Kästchen,) viele hundert Meilen zu Fuße gemacht, der sich hiernächst lange in Deutschland aufgehalten, und nach seinem eigentlichen wahren Namen Signor Publio, nicht aber Publius Scipio, hieße, wie ich mich in der Ueberschrift meines ersten Blattes fälschlich genannt hätte.

Ein heimlicher Mackler, der bey jeder Gelegenheit, und eben so oft auch ohne dieselbe, zu zeigen pflegt, daß er in seiner Jugend die Acerra Philologica gelesen, hat mich in einem Kränzchen, von mehr als dreyßig Herren, in welchem er gewöhnlich zu präsidiren pflegt, an den Namen Pythagoras zu erkennen geglaubt. Er hat mit einer geheimnißvollen Mine gesagt: "Er wisse sehr gut, wer keine Bohnen äße, und er sähe wol, daß der Herr Einsame, er möchte sich nun auch verstellen wie er wollte, durch Anführung dieses Namens, der kleinen Aehnlichkeit wegen, entweder sich, oder dem alten Philosophen, ein Compliment hätte machen wollen." Er hat sich hierauf, wie gewöhnlich, selbst lauten Beyfall gelacht, und seinem Nachbar etwas ins Ohr gezischelt, aller Wahrscheinlichkeit nach einen Namen, den mein ehrlicher Conrad aber nicht erfahren können, so sehr er sich auch darum bemühet hat.

Mit Uebergehung vieler andern, will ich nur noch eines gewissen ehemaligen Barbiergesellens gedenken, der, wie ich mich noch sehr gut erinnre, mich einigemal, wenn ich in der Stadt gewesen bin, sehr schlecht rasieret hat, und der itzt auf dem Sprunge steht, ein Doctor der Arzneywissenschaft zu werden. Dieser gute Mensch,

der

der vielleicht glaubt, daß er bey seiner bevorstehenden Promotion noch nicht genug zu beschwören haben möchte, gesetzt, daß er auch seine ganze künftige Praxis abschwören sollte, will es mit auf seinen Doctoreyd nehmen, daß er mich, noch in seinen Lehrjahren, auf einer sichern Apotheke, als Provisor gekannt habe. Unter andern beliebt es ihm von mir auszusprengen: "Ich hätte schon damals einen sehr hohen Geist verrathen, und daher würde es auch gewiß geschehen seyn, daß ich den Lateinischen Namen Anonymus, dessen Bedeutung er zwar nicht wisse, angenommen hätte, da ich doch, meinem würklichen Deutschen Namen nach, eigentlich Ungenannt hieße."

Ich würde diesem vielwissenden Menschen vielleicht sagen, wie nahe, oder wie fern er es getroffen hätte, wenn ich es nicht an meiner Seite für rathsamer hielte, ihm unbekannt zu bleiben, da er eben im Begriff steht, sich ein Privilegium zu erkaufen, kraft dessen ein Mensch, von nicht stärkerem Körper als der meinige, der, wie man zu sagen pflegt, doch nicht von Stahl und Eisen ist, wol nicht viele Schritte in der Welt mehr zu machen haben möchte, wenn er ihm einmal, als Doctor, zu nahe käme.

Ich schweige, aus sehr guten Ursachen, von den Urtheilen, die man, fast eben so häufig, über meine Blätter gefället hat. Daß der Herr von Carreau-Sieben mein viertes Blatt, unter Ausstoßung eines grimmigen Fluchs gegen den Verfasser des Schlusses, auf öffentlichem Caffeehause zerrissen, und ein gewisses süßes Herrchen mein zweytes kaum werth gehalten hat, zu Papillotten verbraucht zu werden, ist mir über die Maßen angenehm zu hören gewesen. Daß aber einige, wenigstens dem äußerlichen Ansehen nach, ganz vernünftige Leute, über eben dieses zweyte Blatt so verkehrt geurtheilet haben, will ich vergessen, so sehr dieses auch meinen braven

Conrad zu verdrießen scheinet, der sich, in seinem Briefe an mich, darüber ganz ungewöhnlich heftig herausläßt.

Ich werde indessen, weder seine gegenwärtigen noch zukünftigen Gedanken, über diesen Punkt, bekannt machen, und zwar theils, weil er gegen diese so vernünftig scheinenden Leute vielleicht gar Recht haben könnte; theils auch, weil ich wol wünschte, daß er seine Galle für einen gewissen kleinen Kunstrichter sparen möchte, der in seinem wöchentlichen Blättchen, nun schon seit Jahr und Tag, nichts so groß als sich selbst findet, und der, wie man mir gesteckt hat, Jagd auf mich zu machen gedenket.

Wenn meine Leser mir übrigens glauben wollen; so werden sie sich die Mühe ersparen, mich in Hamburg aufzusuchen, während der Zeit ich vielleicht geschäftig bin, zur Verbesserung meiner Felder und Wiesen, oder zur Zierde meines kleinen Hauses und Gärtchens, die nöthigen Anordnungen zu machen. Vielleicht werde ich mehr als einmal, bald auf der Börse, bald in der Comödie, bald auf dem Caffehause, bald in einer Gesellschaft, bald im Jungfernstiege, und zwar eben, wenn sie am wenigsten daran gedenken, mich mitten unter ihnen befinden; und ich hoffe, alsdenn sorgfältig genug auf mich Acht zu geben, um mich nicht selbst zu verrathen.

Den übrigen Raum dieses Blatts mag für heute ein Brief anfüllen, dessen Verfasser ich mir vor sechs Jahren nicht zum Correspondenten gewünscht hätte, der mir aber gegenwärtig ein besonderes Vergnügen machen würde, wenn es ihm gefallen sollte, seinen Briefwechsel fortzusetzen. Die Aufschrift war: An den Einsamen.

Mein Herr,

Es scheint, als wenn Sie kein sonderlicher Freund von weitläuftigen Vorreden und Complimenten sind, und ich komme daher sogleich zur Sache.

Ich

Ich war ehemals einer von den Leuten, die immer geschäftig scheinen, und doch nichts zu thun haben, die man fast überall sieht, und nirgends gerne sehen wollte: Kurz, ich war vielleicht die Krone der Pflastertreter. Mein liebster Aufenthalt war unter Narren und müßigen Leuten, und ich wäre von diesen meinen theuren Spießgesellen unfehlbar zu Grunde gerichtet worden, wenn nicht mein Bedienter, ein sehr aufrichtiger und redlicher Mensch, zuweilen Verstand für mich mitgehabt hätte.

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen nur bloß von einem Monate ein Tageregister vorzulegen, aus welchem Sie urtheilen werden, wie es damals in meinem Kopfe müsse ausgesehen haben. Der junge Mensch, dem ich den Namen Sausewind beygelegt habe, und den Sie in meinem Tagebuche sehr oft genannt finden werden, war ein vollkommner Ucalegon, oder wie wir im Deutschen zu sagen pflegen, ein Hanns ohne Sorgen, der sich durchaus den nichtswürdigsten Zeitvertreiben, und allen nur ersinnlichen Arten von Leichtsinn und Zerstreuung überließ. Er ist, in nicht völlig vier Jahren, mit hundert und siebenzig tausend Mark Banco fertig geworden, die ihm nach dem Tode seiner rechtschaffenen und fleißigen Eltern, als ihrem einzigen Erben, zugefallen waren. Einige Nachrichten, denen ich nicht gerne Glauben geben möchte, weisen ihm ein Hospital zur Wohnung an. Gewiß ein trauriges Schicksal für einen Menschen, der viele gute Eigenschaften hatte, und der dieses Unglück nicht erlebt haben würde, wenn er sich eher zu besserer Gesellschaft gehalten hätte.

Herr von Bassett, ein angeblicher Capitain, falscher Spieler, u. mein zweeter Bekannter, hat dieses Menschen nachmalige Armuth größtentheils mit befördert, ohne dadurch selbst reich geworden zu seyn. Dieser Bassett war

keiner von den Leuten, die kurze Degen tragen, u. sich damit getrösten, daß sie einem Angreiffer, erforderlichen Falls, einen Schritt näher treten können. Er war vielmehr im höchsten Grad feige, wie alle Nichtswürdige von seiner Gattung. Ich sah ihn und seinen großen Federhut zum letztenmal, da er einige Stunden nachher, bey einem Hazardspiele, einiger falschen Griffe wegen, derbe ausgeprügelt wurde, ohne daß er im Geringsten auf seine Vertheidigung gedacht, oder sich seines langen Degens erinnert hätte. Er verlor sich gleich Tages darauf. Man sagt, er habe hiernächst, in einer namhaften Residenz eines gewissen großen Fürsten, der alle hohe Spiele verboten hat, noch etwas anders als Charten packen wollen, sey aber darüber ergriffen, und nach einer schimpflichen Züchtigung außer Stand gesetzt worden, künftig auf einigerleyweise wieder zu betrügen. Er soll gegenwärtig die Ehre haben, unter der Aufsicht und dem Stock eines braven Mousquetiers, mit für die Dauer und Vestigkeit eines Walles bemüht zu seyn, und zwar, in eben derselben Stadt, woselbst er, ehe man ihn für das, was er war, erkannte, für einen Grafen gehalten zu seyn suchte. Möchte doch seinen spitzbübischen falschen Spielbrüdern, in allen Gegenden der Welt, eine ähnliche Arbeit angewiesen werden! Wie manches jungen Menschen Vermögen und Ehre würde alsdenn nicht gesichert seyn, der itzt, mit seinem eignen Verderben, diese Herren von der Volte einem nützlichern Geschäfte entzieht, ich will nicht sagen, den Raben ihre Schnabelweide nimmt.

Monçade, ein allerliebstes süßes Herrchen, ist der dritte, und von allen meinen ehemaligen Bekannten der, der noch am besten davon gekommen ist. Hätte er sich zum Spiel verleiten lassen, so würde Bassett mit seinen funfzigtausend Mark bald fertig geworden seyn. So aber beschäftigte ihn eines Theils seine kleine allerliebste Per-

son,

son, mit welcher er, zu ganzen Stunden, vor dem Spiegel liebäugeln konnte, so, daß auch dadurch einem Spötter der Einfall abgezwungen wurde: "Monsieur Moncade hätte eine Mariage de Conscience mit sich selbst gemacht;" andern Theils hieng er der Liebe gegen ein schönes Frauenzimmer von hoher Geburt und großen Reichthümern nach, deren Kammermädchen ihm, zum Besitz derselben, beförderlich seyn sollte. Dieses verschmitzte Mädchen wußte ihre Rolle so vortrefflich zu spielen, daß der gute Moncade in kurzem fast um sein ganzes Vermögen kam, ohne daß seiner Geliebten jemals etwas von seiner thörigten Neigung zu Ohren gekommen wäre; und er mußte sich am Ende noch höchst glücklich schätzen, sich mit ihrer schlauen Kammerjungfer verbinden zu können, die, nachdem sie ihn fast gänzlich ausgeplündert hatte, so ehrlich war, ihm ihre Hand anzubieten. Gegenwärtig lebt er unter der Vormundschaft der Madame Moncade, ganz geruhig. Er putzt, schminkt und pudert sich, geht von einer Gasse in die andre, kommt wieder zu Hause; und wenn es ihm an Appetit fehlet: so bohnet er, auf Anrathen seiner lieben Gebietherin, ihre Stühle, Commoden und Schränke, und befriedigt sich dafür mit einer freundlichen Mine u. dem Namen ihres lieben, geschickten und artigen Männchens. Ja, einige Nachrichten geben, Madame Moncade habe unlängst ein Stück Leinen verfertigen lassen, zu welchem Herr Moncade, seit der Zeit, da er durch ihren Besitz beglückseliget worden, unter ihrer Aufsicht, das Garn gesponnen hätte. In Wahrheit ist Herr Moncade, da es ihm an starken Gliedmaßen fehlet, und da er nicht einmal gut lesen und schreiben gelernet hat, zu keiner Sache in der Welt fähiger, und man erkennet auch hieraus, daß seine hochgebiethende Frau Verstand besitzen müsse, weil sie ihn just auf seinen rechten Posten zu stellen gewußt hat.

Ich

Ich will ihnen für dießmal nicht länger beschwerlich seyn, und Sie nur noch bloß ersuchen, ihren Lesern die Anlage unter keinem andern Titel, als Tageregister eines jungen Gecken bekannt zu machen. Ein solcher war ich, als ich dasselbe niederschrieb; ich hoffe aber, es nicht mehr zu seyn, und Ihnen von meinen gegenwärtigen Verrichtungen, vielleicht ein andermal eine Rechenschaft abzulegen, die mir weniger Schande machen wird. Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn

Dero beständiger Leser und ergebenster Diener,

P. R. S.

Ich werde von diesem Tageregister nächstens Gebrauch machen, und, um nicht den Verdacht einer gar zu großen Furchtsamkeit auf mich zu laden, für heute nur noch den folgenden Brief hersetzen.

Mein Herr Einsamer.

Da ich von jeher bemerkt habe, daß die Wochenschriftsteller, der beliebten Veränderung wegen, fast alles nutzen können; so wage ich es, Ihnen auch eine Kleinigkeit für Ihre Blätter anzubieten. Die Veranlassung zu derselben hat eine neue Xantippe gegeben, die Ihren Mann offenbar zu Tode gezankt hat. Dem ohngeachtet stellte sich dieses unverschämte Weib, da ich Ihr, über den Verlust Ihres Mannes (wie Sie leicht denken können, bloß der Gewohnheit wegen) Trost zusprechen wollte, so ungeberdig betrübt, und vergoß so viele Crocodillenthränen, daß ich dadurch bewogen wurde, ganz kurz bey ihr abzubrechen, und bey meiner Zuhausekunft, gleich in der ersten Hitze, folgende Zeilen aufs Papier zu werfen:

Schweig, und beheule ferner nicht
Den todten Mann! Er ruht, Phronise!
Und überall ist er im Paradiese,
Sieht er nur nicht dein Furiengesicht.

Die fromme Wittwe lieset Ihre Blätter; und wenn Sie sich nicht etwan fürchten, es mit ihr zu verderben: so werden Sie durch Bekanntmachung dieser Zeilen recht sehr verbinden,

Ihren gehorsamsten Diener,

Eginhart Frommann.

Der Einsame.

Siebendes Blatt.

Hamburg, Freytags den 16 May 1766.

Wer ists, der so wie er, durch alle Monat weiß,
Der Mode Lebenslauf, und jedes Bandes Preiß?
Wer anders geht so bunt, und nach so neuen Arten?
Wer nennt so oft Paris? Wer theilt wie er die Charten
Mit zween Fingern aus? Wer stellt den Fuß so quer?
Wer weiß so manches Lied? Wer springt so hoch als er?

von Haller.

Ich will heute dem Verlangen meines geehrten Correspondenten, des Herrn P. R. S. ein Genüge leisten, und, ohne weitere Vorrede, unter dem von ihm selbst verlangten Titel, den süßen kleinen Meistern, einen Theil seines vormaligen Lebenslaufs, zur beliebigen Bewunderung, vorlegen.

Tageregister eines jungen Gecken, vom ersten bis zum letzten May 1760.

Donnerstags, den 1. Morgens um sieben Uhr, mit heftigen Kopfschmerzen aufgewacht. Herr B... uer Burgunder mag wol der allermeschanteste Bleicherte gewesen seyn. Nur vier Bouteillen, und Kopfschmerzen?

Auf meine Nachmittagsvisite bey Philippinen gedacht.

Zum Glück wieder eingeschlafen.

Mich träumte ich kniete vor Philippinen, und küßte ihr recht zärtlich die Hand; den Augenblick aber schien es mir, als ob ich dem Pfötchen ihrer Mignonne diese

Schmeicheley machte. Gleich darauf kam es mir wieder vor, als ob ich Philippinens Knieschürze auf das ehrerbietigste zum Munde führte, mir aber, an einer darin befindlichen Stecknadel, recht schmerzlich den Nasenzipfel ritzte.

Kurz vor 12 Uhr mit Schrecken wieder aufgewacht. — Ich fand meine Nase unbeschädigt, und meine Kopfschmerzen hatten sich verlohren.

Im Bette Caffee und Thee getrunken, und an meinen Traum gedacht.

Der verdammte Capitain, der gestern Abend noch um zwölf Uhr mit Philippinen im Jungfernstieg spatzierte! Ich möchte : : wenn nur : :

Einige Priesen Toback genommen, und mit meinem Bedienten, ich weiß nicht worüber, geschmählet.

Um 1 Uhr aufgestanden.

Meine goldne Repetieruhr aufgezogen, und sie, zum Zeitvertreibe, einigemal schlagen lassen; hiernächst mit der Dose gespielet, und für die beschwerliche Langeweile ein Liedchen dazu gepfiffen.

Gar keinen Besuch!

Ich glaube, mein verdammter Kerl hat alle meine guten Freunde wieder fortgehen heissen. Kein Sausewind, kein Basset, kein Moncade? — Hätte mein Vater dich mir nur nicht mitgegeben; ich wollte dich : :

Zu Hause gespeiset, und zwar recht sehr verdrüßlich und übel aufgeräumt.

Bey Tische einige Bouteillen Wein getrunken, und Johann meinen Traum von Philippinen erzehlet. Johann lächelte. Ich glaube gar, der Kerl hatte mich zum Besten. Er schien wenigstens auf eine ganz besondere Art zu lachen.

(NB. Daß Herr M · · sein Franzwein keinen Dreyling werth ist, und sein Champagner den Henker nichts taugt.

sagt. Ich muß dem Schurken einmal rechtschaffen den Kopf waschen!)

Ich hatte noch eine Bouteille guten Burgunder, und trank Philippinens Gesundheit in Gedanken.

Ich spielte mit meinem Hunde, und hätte darüber bald vergessen, zu Philippinen zu fahren. Mein Friseur erinnerte mich noch zu rechter Zeit daran.

Aber Monsieur Puderquast, was seyd ihr langsam und ungeschickt! Beynahe eine Stunde zu brennen, und dreymal von Neuem zu frisieren! Ich werde euch zum T‥ schicken!

Fünf Kleider vergeblich angezogen. Keines wollte sich nach meiner Frisur bequemen. Endlich mein Sächsisch-grünes mit Gold beliebt.

Ich betrachtete mich im Spiegel, und wenn ich nicht irre, erblickte ich mich in meiner siegenden Mine. Ach Philippine! Arme Philippine!

Um fünf Uhr zu Philippinen gefahren.

Das dachte ich wol, daß ihr mein Anzug gefallen würde! Wie schien das arme Kind betreten!

Eine Tasse Caffee getrunken, und Philippinen recht zärtlich und rührend, (das heiße ich gewählt!) statt einer Liebeserklärung, vorgesungen:

> Le premier jour du mois de Mai
> Fut le plus beau jour de ma vie.
> Le beau dessein que je formai
> Le premier jour du mois de Mai!
> Je vous vis & je vous aimai.
> Si ce dessein vous plut, Silvie,
> Le premier jour du mois de Mai
> Fut le plus beau jour de ma vie.

Es schien mir, als wenn Philippine mehr meine Minen als die Worte verstanden hätte. Ich wiederholte darum

mein Liedchen, auf dieselbe Melodie, deutsch, und sang, aber gewiß lange, lange nicht so rührend, als in der göttlichen Französischen Sprache:

Der erste Tag im Monat May
Ist mir der glücklichste von allen,
Dich sah ich, und gestand dir frey,
Den ersten Tag im Monat May,
Daß dir mein Herz ergeben sey.
Wenn mein Geständniß dir gefallen;
So ist der erste Tag im May
Für mich der glücklichste von allen.

Philippine nannte mein Singen allerliebst, und bewunderte zugleich die Schönheit meines Ringes. Ich bath sie, ihm einen Werth beyzulegen, den er nicht hätte, und steckte ihr denselben zugleich an ihren Finger. Für diese Galanterie hatte ich zum erstenmale das Glück, ihre kleine zuckersüße Hand zu küssen. In Wahrheit ein guter Tausch, für 900 lumpen Mark, die mir der Ring nur kostet!

Philippine frug mich, ob ich auch solche schöne Verse machte, als ich ihr vorgesungen hätte? Ich dachte: Noch wol bessre! und nahm geschwind die Gelegenheit wahr, ihr aus meinem Porte-Feuille einige Zeilen zu überreichen, die ich ihr zu Ehren gemacht hatte, als ich sie zum erstenmal in der Person eines Engels anbethete, nachdem ich kurz vorher, ihre ganz ungemeine Kunst, so wol auf dem steifen als schlaffen Seile, erstaunend bewundert hatte. Ich glaube, diese Verse verdienen in meinem Tagebuche aufbehalten zu werden. Es sind Creontische*, oder Modeverse.

An

* Vermuthlich Anakreontische.

An Mademoiselle Philippine,

als sie sich in dem Schauspiel Dorothea, mit blankem Säbel, als Engel zeigte.

Sprich, schönste Philippine,
Was dich unlängst bewogen,
Im Schauspiel Dorothea,
Mit fürchterlichem Schimmer
Des hellgeschliffnen Säbels,
Als Engel dich zu zeigen?

Was kann der Stahl dir nutzen?
Was die Gestalt des Engels?
Willst du den Feind bezwingen;
So wirken deine Augen,
Die schönen blauen Augen,
Ja mehr als hundert Säbel,
Und mehr als hundert Engel.

Leg' einst den Stahl bey Seite;
Sey itzt nicht mehr ein Engel,
Und waffne deine Augen
Einmal mit allem Reize.
Versuch es: Laß sie spielen;
Vermische Ernst mit Anmuth,
Und Anmuth mit dem Drohen:
Wird nicht der böse Dämon
Mehr die erzürnten Augen
Als Stahl und Engel fürchten?

Doch schliesse diese Augen,
Sey wiederum ein Engel;
Nimm auch den Stahl in Händen:
Wird er sich nun noch scheuen?
Wirst du ihn noch entkräften?
Wird er nicht deiner spotten?

Drum sey hinfort kein Engel.
Bleib irdisch Philippine.
Du giebst dem Engel Stärke,
Dir giebt sie nicht der Engel.

Ach unvergleichlich! sagte Philippine, und blickte zugleich auf meinen ihr geschenkten Ring. Ich weiß nicht, ob sie den Ring oder mein Gesicht meynte. Ich verließ sie etwas verwirrt, und fuhr

Um 6 Uhr in die Comödie.

Rhadamist und Zenobia! Ach Mr. Crebillon, wie habt ihr immer solch elendes Zeug zu Markte bringen können? Ich hätte mich über eure Helden fast zu Tode gegähnet. Wenn Philippine nur noch die Zenobia gespielet hätte!

Zum Glück erblickte ich meine Freunde, die Herren Moncade, Sausewind und Basset im Parterre. Ich verließ geschwind die Loge, und wir wurden bald alle mit einander einig, daß Mr. Crebillon ein Narr sey, und daß sein Stück ausgepfiffen zu werden verdiente, wenn dieses in Hamburg nur Mode wäre.

Die Springer in dem Ballette, die Winzer im Weinberge, stellten uns noch ein wenig wieder zufrieden. Wir klatschten, und schrien ihnen auch rechte derbe Beyfall.

Aus der Comödie mit Basset, Sausewind und Moncade auf den Jungfernstieg gegangen, und über Damen, Mädchen und Nymphen die Revüe gehalten. Sie kamen uns diesen Abend insgesamt sehr heßlich vor.

Um 10 Uhr mit meinen Herzensfreunden, und noch einigen andern bey K* * soupiret und

Um 12 Uhr ein Spiel angefangen. Basset machte eine Banque von 200 Stück Ducaten. Ich spielte sehr unglücklich und verlohr 160 Ducaten baar, und noch 800 auf meine Parole. Der verdammte Bube allein kostet mich dießmal 500 Ducaten! (NB. Daß ich es verflucht habe, nie wieder auf ihn zu setzen.)

Freytags. Morgens um 3 Uhr voll Verdruß zu Hause gefahren. Ich ergriff aus Unmuth ein Buch,

das auf meinem Tische lag. Ein ganz vertracktes Buch! voller Declamationen wider das Spiel! Es machte mich anfangs noch verdrüßlicher, bald darauf etwas aufmerksam, und endlich entschloß ich mich gar, einige Stellen zu bemerken, um sie, wenn ich ausgeschlafen hätte, in mein Tageregister einzutragen.

In einem Tage 960 Ducaten verspielet? und 900 Mark verschenket? Nun, die letzten hat ja mein liebes, süsses Philippinchen bekommen! Hätte ich nur Geld, um heute einige Schulden zu bezahlen, so, wie ich es versprochen habe! Meine Gläubiger? Mögen sie denn warten, die Schurken! Bassett wird ja auch warten müssen, und dieses ist doch eine Ehrenschuld!

Um vier Uhr mit Grillen zu Bette gegangen und

Um eilf Uhr wieder aufgestanden. Thee getrunken, und einige ernsthafte Betrachtungen über meinen gestrigen Verlust angestellet; darauf folgendes in mein Tageregister eingetragen:

1) Das Spiel ist ein Verwüster sowol der Zeit, als der Talente. (Das ist mit wenig Worten viel gesagt.)

2) Man macht seinen Freunden ein sehr übles Compliment, wenn man glaubt, daß sie dasjenige zu besitzen wünschen, was uns zugehöret; und wir würden uns selbst für sehr unwürdig halten müssen, wenn wir auf das, was ihnen zugehöret, einen Anspruch zu machen verlangten. (Sollte das wol wahr seyn?)

3) Keine kluge Person unterwirft, ausser Kleinigkeiten, dasjenige einem Ungefehr, wessen sie bereits gewiß versichert ist. (NB. Daß ich demnach gestern ein erschrecklich grosser Narr gewesen bin.)

4) Ein Mann, der im Spiel unglücklich gewesen, muß sich hüten, daß er nicht selbst einer von den Leuten wird, von denen er so viel Ursache zu wünschen hat, daß er sie ewig vermieden hätte; und daß er nicht Gläubiger,

die

die ihm aus schätzbaren Gründen geliehen, durch sich leiden läßt. (Auch eine Lection für mich!)

5) Wer kann sagen, daß derjenige, der das Vermögen eines andern zu gewinnen hofft, nicht den Verlust seines eignen verdiene? (Das klingt ein wenig hart.)

6) Ein hohes Spiel ist eine Unsittlichkeit, ein niederträchtiges Laster, das Kind des Geizes und eine gerade Uebertretung des Gebotes, welches uns unsers Nächsten Gut zu begehren verbietet. (Alles möglich!)

Wenn Philippine nur noch meine Ducaten gekrigt hätte!

Um zwölf Uhr Besuch von Basset. Die Bezahlung hat Zeit. Ich habe ihm nur eine Verschreibung auf die gewonnenen 800 Ducaten unterzeichnet.

Dieß ist der Anfang eines Tageregisters, von welchem meine Leser wol schwerlich, den ganzen Monat zu lesen, verlangen dürften. Vielleicht entschliesse ich mich, aus dem noch Uebrigen, wovon der gröste Theil so wichtig als der Anfang ist, einmal einen Auszug, höchstens aber, doch nur noch für Ein Blatt zu machen.

Die letzten Gedanken, welche mein Correspondent in sein Tageregister eingetragen hat, verrathen, um mich einmal seines Ausdrucks zu bedienen, einen Mann, in dessen Kopfe es etwas ordentlicher, als damals in dem seinigen, mag ausgesehen haben. Vielleicht haben dieselben, zu seiner nachmaligen Veränderung, sogar den ersten Grund gelegt. Sollten sie noch an andern eine ähnliche Kraft beweisen können; so würde es mich um so viel weniger gereuen, diesen kleinen Theil seines Tageregisters bekannt gemacht zu haben.

Der Einsame.

Achtes Blatt.

Hamburg, Freytags den 23 May 1766.

Die Selbsterkenntniß bleibt des Weisen erste Pflicht.

Sucro.

Keine Pflicht der Sittenlehre ist vielleicht öftrer abgehandelt, als die Pflicht, sich selbst zu erkennen. Alle Philosophen, sowol heidnische, als christliche, so streitig sie sonst gewesen sind, haben einmüthig die Selbsterkenntniß, als eine Pflicht angenommen, die von einer allgemeinen Verbindlichkeit ist. Es ist bekannt, wie viele Gewalt die Eigenliebe über die Gemüther der Menschen hat. Man irret sich, wenn man der Liebe zur Wahrheit, oder Mißverständnissen, oder der Disputirsucht die Streitigkeiten zuschreibt, die vorher die Philosophen getheilet haben. Die Gegenstände ihrer Spaltungen sind oft unbrauchbare Kleinigkeiten gewesen, von welchen man nichts weniger, als Irrthümer und Ketzereyen befürchten können. Und woher sollte man allen Stoff nehmen, wenn nicht Verbesserungen eines einzigen Wortes den Inhalt zu ganzen Bänden hergeben müßten? Die Begierde, sein Licht vor der Welt leuchten zu lassen, hat die Hände der gelehrten Krieger am meisten geschäftig gemacht; so viele Wahrheiten, so viele Kriege, von der Substanz bis auf den Ziegenbart. So groß ist die Eitelkeit der Menschen! Zu schwach zu großen Unternehmungen, sucht sie die Verewigung in Kleinigkeiten. Die erste Gelegenheit die beste, erweckt die Hoffnung der Stolzen, und setzt die Begierde, groß zu werden, in Bewegung. Daher kommen

men so viele Neuerungen, so viele Streitschriften, so viele Scribenten!

Diese Schwachheit, die der menschlichen Natur so eigen ist, kann uns lehren, wie unläugbar eine Wahrheit an sich selbst seyn müsse, worüber ein allgemeiner Frieden herrschet. Kein Weiser hat jemals geläugnet, daß man sich selbst erkennen müsse: Ein untrüglicher Beweis, daß diese Pflicht unter diejenigen Wahrheiten gehöre, die sich empfinden lassen! Warum sollte ich mich erst bey ihrem Beweise aufhalten? Eine verdrießliche Ausschweifung für die, die ihre Wahrheit fühlen, und eine ganz unnütze Unternehmung für andre, die nicht so glücklich sind, sie zu empfinden.

Es ist in uns eine Neigung, uns selbst zu erkennen. Der Stolze kann uns davon überzeugen. Wie geschäftig macht sie ihn, seine größten Eigenschaften aufzusuchen, und den Nutzen sich vorzustellen, den er in der Welt stiftet? Wie gern ist er zufrieden mit sich selbst? Die ganze Welt hat für ihn kein größer Vergnügen, als die Bewunderung seiner Verdienste. Aber sollte man wol glauben können, daß uns eine andre Neigung, gerade der erstern entgegen, beherrsche, uns nicht zu erkennen? Noch mehr: Sollte man wol glauben können, daß beyde Neigungen aus einer Quelle entspringen? Was für Widersprüche in dem Menschen! Betrachtet von den Lasterhaften, welchen ihr wollet, von dem, der Cronen trägt, bis auf den Elenden, der im Stroh wohnet. Ueberlegt die Stuffen der Laster, wodurch der Unglückliche heruntersteigt; den Sträflichen, der ein Bösewicht wird, und sagt mir, wenn ihr könnt, eine andre Ursache seiner von Zeit zu Zeit größern Verstockung, als die Vermeidung der Selbsterkenntniß? Brutus wirft sich in sein Schwerdt, und erwählet den Tod, ihr zu entwischen. Die Weisen suchen mit Recht die Ursachen der Begierde, sich äusserlich zu beschäftigen, in keiner andern

Quelle, als in dieser Neigung. Die Einsamkeit und die Stille scheinen der Betrachtung seiner selbst gewidmet zu seyn; Stille und Einsamkeit sind daher allen verhaßt, die sich selbst nicht kennen wollen. Der Schauplatz des Pompes, der Getöse und Vergnügungen ist der Ort nicht, den die Ueberlegung besucht; die ernsthafte Vernunft bleibt an der Schwelle der Gemächer stehen, wo die Begierden sich befriedigen; und dies ist der Ort für die, so sich selbst entfliehen wollen.

Wie fliehn vor uns in das Gewühl,
Der Welt Gelärme hat zum Ziel,
Uns nicht bey uns allein zu lassen:
Was thut ein Griech an Multans Fluß? *
Daß er sich selbst nicht sehen muß,
Und wann er sich gekennet, hassen.

von Haller.

Diese Furcht für sich selbst ist mehr, als eine bloße Gewohnheit; sie hebt in der Stunde an, wo wir unserer Vernunft mächtiger sind, und nimmt mit den Jahren zu, worin unsere Laster älter werden. Der Knabe vergißt sich unter unnützlichen Spielen; der Jüngling unter ausschweifenden Ergötzlichkeiten. Besuche die Speisesähle der Grossen, wo sich der Ueberfluß allen Sinnen darbietet, und eine angenehme Empfindung die andere wechselsweise erhebt und zerstöret. Die Schwachheit der menschlichen Natur, diejenige allgemeine Krankheit, die uns täglich an den Tod erinnern sollte, der Hunger, ist durch unsere Kunst in eine Prahlerey verwandelt, und das, was wir mit den Thieren gemein haben, ist ein Vorzug geworden, den wir groß genug schätzen, ihn öffentlich zur Schau zu stellen. Wie sinnreich ist der Mensch,

 sich

* Alexander, den die Unruhe seiner Seele biß in das äusserste Morgenland trieb, um durch das beständige Geräusche der Waffen, und den schmeichelnden Zuruf seiner Triumphe, die Regung des Gewissens, und die unerwünschten Ueberlegungen zu betäuben. A. d. H. v. H.

sich selbst, unter der Pracht, seine Niedrigkeit zu verbergen! Doch diese Betrachtungen werden die Gäste nicht beunruhigen; sie haben nicht Zeit unter dem Wohlleben Moralisten zu seyn. Freude ist ihr Beruf; ihre Seele überläßt sich dem Vergnügen der Sinne. Aber die Mitternacht trennet die frohe Gesellschaft; womit werden sie sich in der Einsamkeit beschäftigen? Wenn kein gütiger Schlaf bis an den Mittag des folgenden Tages einige des Gebrauchs der Vernunft völlig beraubte; so würden sie vielleicht erschrecklichere Augenblicke zu überstehen haben, als der an der Tafel des Dionysius, dem ein entblößtes Schwerdt über der Scheitel hing.

Man sollte die Gesellschaften und das Getümmel für ein Elysium der Heyden halten, wo die Seelen der Gerechten, an den Ufern des Lethe alles Gedächtniß der Verdrießlichkeit in der Oberwelt zurücke liessen; wenn man nur diejenigen für Tugendhafte schätzen dürfte, die sich dem Gewühl so gern überlassen, und wenn die Stille des erstern und das betäubende Geräusch der andern sich zusammen vergleichen liessen. Zum wenigsten ist die Beschäftigung der Begierden das leichteste Mittel sich selbst zu vergessen, und den Verfolgungen des bösen Gewissens zu entgehen. Aber so geschickt die Welt ist, den Lasterhaften für sich selbst in Sicherheit zu setzen, so sehr verfolgt ihn das Gespenst, dem er so gern entfliehen wollte. Endlich findet es ihn allein, und überraschet ihn in der Einsamkeit; denn immer in gleicher Zerstreuung seyn, ist eben so unmöglich, als beständig sich mit sich selbst zu beschäftigen. Jedoch wir sind voll Erfindungen, wenn es darauf ankommt, uns selbst zu betrügen. Ein andrer Kunstgriff vertritt die Stelle des ersten, wenn wir allein sind. Wir beschäftigen unsre Untersuchung allein mit dem, was wir Gutes, oder zum wenigsten Untadelhaftes in uns finden. Das Gute wird in unsern partheyischen Augen, vortrefflich, und das, was wir nur nicht schelten dürfen,

nimmt die Gestalt des Guten an. Verirrt sich eine Betrachtung zu weit nach unsrer schwachen Seite, sogleich prallen die Gedanken gleichsam zurück, zerstreuen sich außer uns, und suchen in der Meynung der übrigen Menschen von uns, das, was wir in uns selbst nicht finden. Wie das Auge sich geschwind zur Seite wendet, und nach einer angenehmen Aussicht umher sieht, wenn ein plötzlich schreckliches Gegenstand seine Bilder zurückschlägt. Wir sind etwan im Grunde geizig, aber wir haben, weil wir zugleich ehrgeizig sind, unsre Leidenschaft vor den Augen der Welt verläugnet, und da, wo der größte Hause des Volks versammlet war, den Armen Gaben ausgetheilet; unsre Handlung wird gebilliget: man rühmt unsre Freygebigkeit. Oder wir sind stolz. Der Stolz ist nicht selten mit einer falschen Demuth begleitet, zum wenigsten mit einer Art der Gefälligkeit, wodurch er andre, die Umgang mit ihm haben, zu eben so tiefen Ehrenbezeugungen, zu eben so großer Demuth gegen sich selbst zwingen will. Man sieht nicht bis auf die Quelle unsrer Demuth, und nennt uns gefällig. Diese günstigen Urtheile sammlen wir, formiren daraus ein Bild, und nennen es, Wir selbst. Wir denken nicht daran, ob andre anders urtheilen oder nicht! und sollten wir einmal daran denken, so wissen wir ihnen Fehler der Urtheilskraft, Misgunst, oder Feindschaft, oder Verläumdung anzudichten, den Verdruß zu entkräften, daß wir uns lasterhaft finden möchten. Sie können uns erzürnen, sie können uns in Wuth setzen; aber sie können uns nimmermehr bereden, daß diejenigen, die günstiger von uns urtheilen, sich irren sollten.

Wollten wir nur, uns selbst getreu, in uns zurückkehren, uns betrachten wie wir sind, nicht wie wir gerne scheinen möchten, so würden wir, zu unsrer Beruhigung, nicht die Meynung der Welt von uns so sehr nöthig haben. Ihr falsches Lob würde uns nicht mit einer thörichten Freude betrügen, und in unserm Verderben verstocken, noch

ihr gerechter Tadel unsre Ueberzeugung beleidigen, und uns so vielem Verdrusse unterwerfen. Wir würden unsre Tadler lieben, wenn sie uns auf verborgne Fehler zurückwiesen, die wir vielleicht sonst nicht wahrgenommen hätten, und dem Lobe unsrer Gönner unser Herz, unsre Sitten und unsern Geschmack nachzubilden suchen, damit wir würden, was wir noch nicht wären. Die Selbsterkenntniß ist der getreueste Spiegel, worin eine aufmerksame Seele alle ihre Flecken aufsuchen kann. Aber wir bleiben bey den Urtheilen der Menschen stehen; wir vergleichen sie nicht mit unserm Character; wir vergleichen sie gegen einander, und sind zufrieden, dem Urtheile eines einzigen vernünftigen Tadlers, das Lob von zween Narren entgegen stellen zu können. Nirgends gelten die meisten Stimmen mehr, als wo sie für uns reden. So lange wir uns in diesen Urtheilen suchen, so lange können wir nichts, als unsern falschen Ruhm verschönern, nichts mehr werden, als größere Betrüger, und nichts weiter lernen, als die unglückliche Kunst, eine fremde Person zu spielen. Denn wir selbst entwerfen uns in falschen Zügen, und aus diesen Zügen wollen wir unser Bild zusammensetzen. Der einfältige Indianer, um sich kennen zu lernen, hohlt sein Bild von der nächsten Quelle. Auf ihrer Fläche sieht er einen Mann, der einen Köcher auf der Schulter, und einen Bogen in der Hand trägt. Sieht er mehr; so erkennt er einen Schwarzen mit krausen Haaren, breiter Stirn, flacher Nase, und aufgeworfnen Lippen. Diesen Schatten betrachtet er, und itzt weiß er, wer er ist. Sehen wir so viel, als dieser Einfältige, wenn wir uns in den Gedanken anderer Menschen, von uns, spiegeln.

Dieses sind ohngefehr die Züge einer allgemeinen Vergessenheit seiner selbst, worinn das menschliche Geschlecht versunken ist. Weit gefehlet, daß jemand in Zweifel ziehe, ob es eine Pflicht sey, sich zu erkennen! Wenn wir einen Eitlen uns vorstellen, der Unternehmungen auf Unternehmungen häuft, seine Nebenbürger drückt, das Blut der

Witwen,

Witwen, u. den Schweiß der Armen mit seinen Schmeichlern verzehret, einen Pallast nach dem andern erbauet, als ob die Stunden seines Zeitmaaßes Jahrhunderte wären, u. glaubt, alle Uebrigen wären nur für ihn erschaffen; wer empfindet alsdann nicht eine Begierde bey sich, diesen Hochmüthigen an die Selbsterkenntniß zu erinnern, ihm den sterblichen Zustand vorzuhalten, und die Ermahnung zu geben, daß er sich kennen lerne, daß er ein Mensch sey? Was wir in andern als eine Pflicht ansehen, das werden wir doch auch für unsre Pflicht halten. Allein wir üben sie nur von der Seite aus, wo sie uns angenehm ist, wo sie unsrer Eitelkeit schmeichelt; und wo sie anhebt, beschwerlich und nützlich zu werden, da hören wir auf. Ich sage, wo sie anhebt beschwerlich und nützlich zu werden; denn da, wo wir unsre Fehler und Laster aufsuchen sollen, wird sie uns beschwerlich, und dennoch ist sie da erst nützlich, wo sie uns in den Stand setzt, Fehler und Laster zu verbessern. Man geht mit seinem Gewissen so behutsam um, es nicht aus seinem Schlafe zu wecken, als eine Mutter, der das Weinen und Schreyen unerträglich ist, mit ihrem eingeschlummerten und eigensinnigen Kinde.

Wären wir ein wenig ernsthafter, unser Verderben aus dieser Quelle entspringen zu sehen, so würden wir den ersten Augenblick für verlohren achten, den wir ohne Selbsterkenntniß leben. Was sage ich: Leben? Heißt das leben, sich selbst ein Fremdling seyn? Das heißt träumen. Zum wenigsten sind wir bey der Unbekanntschaft mit uns selbst allen Betrügereyen der Träume ausgesetzt; aber viel gefährlichern Betrügereyen als der Phantasey: Die Furcht eines Traumes, dauret nur einige Stunden; der Morgen zerstreuet alle Furien, womit uns die Einbildung im Traume ängstigte: aber der Betrug der Unbekanntschaft mit uns selbst, führet uns bis an die Schwelle des Todes, durch einen Zusammenhang von Fehlern und Lastern. Wer den Fehler nicht entdeckt, u. wenn er ihn entdeckt, ihm nicht mit Gewalt widersteht, der ist schon halb ein Triumph des Lasters; und wer entdeckt Fehler, der sich selbst nicht kennt? Er ist einem Schwimmer gleich, er versucht erst mit einem Fuße die Kälte des Stroms, denn setzt er beyde hinein, und endlich

wagt

wagt er sich, Schritt vor Schritt bis an die Schultern, in die Tiefe. Der erste Tritt ist allezeit mit größrer Ueberwindung verknüpft; dann wird er der Kälte gewohnt, und kann an seiner Empfindung endlich nicht mehr unterscheiden, ob er sich am Ufer, oder in der Mitte des Stromes befinde. Sind wir unempfindlich bey einem Fehler, so werden wir zuletzt Laster begehen, und eben so unempfindlich seyn: Wir werden Bösewichter seyn, ohne es zu wissen. Ein jedes Laster dienet uns zur Bestätigung: Der Hochmuth schleicht sich unter dem betrüglichen Namen der Ehrliebe in unser Herz; denn entwickelt er sich nach und nach, und löset sich, in Verachtung der übrigen Menschen in Neid, in Feindschaft, in Ungerechtigkeit, und, wenn er kann, in Meuterey auf. Wie ein Strom zuerst an seinen ungedämmten Strand spielet, hernach eine Oeffnung reisset, und endlich den ganzen Strand untergräbt und einstürzt. Alles im Leben ist ungewiß, sogar unsre Geburt. Nichts ist gewiß, als der Tod; und doch handeln wir so, als wenn der Tod allein das einzige wäre, was ungewiß ist. Wir betrügen uns vorsetzlich mit der Hoffnung eines langen Lebens. Desto schrecklicher für uns, wenn wir uns nicht erkannt haben, und der Tod uns unerwartet überraschet. Hier büßen wir unsern Mangel der Selbsterkenntniß, wo nicht mit der äussersten Verzweiflung, dennoch gewiß mit einer Angst, in der wir wünschen mögten, nie gelebt zu haben.

: : : Frag die Welt, warum ihr Tanz und Spiel
Wein, Schwelgen, Pracht und Scherz, von Anbeginn gefiel?
Warum ihr, heute noch, Ruh, Einsamkeit und Stille,
Das Herz mit Ungeduld, den Geist mit Gram erfülle?
Warum sie im Geräusch, der Sorgen Lindrung spürt,
Sich zum Getümmel drängt und gern den Reigen führt?

Der Thorheit Ursach ist, sie will sich selbst nicht kennen.
Kein nächtlich Ungeheur, das aus dem Abgrund bricht,
Die Schlangenhaare sträubt, und Zauberflüche spricht;
Kein Feind, dem Rach und Wuth, aus finstern Augen strahlen,
Kein Schmerz, ja selbst kein Tod, umringt mit tausend Quaalen,
Nichts ist dem Anblick gleich, nichts stört so sehr die Lust,
Und füllt mit Haß und Frost, des Schwelgers trunkne Brust,
Als wenn, aus tiefer Nacht, gefordert vom Gewissen,
Sich ihm sein eigen Bild, entlarvet zeigen müssen.
O, Sterblicher! umsonst drückst du die Augen zu,
Im Tode siehst du dich, wo nichts dir bleibt als du.

Sucro.

* *

Der Einsame.

Neuntes Blatt.

Hamburg, Freytags den 30 May 1766.

Das gezwungne Wesen ist die einzige Eigenschaft, die uns gewiß lächerlich macht.

Richardson.

Unter allen Fehlern, die man erdulden muß, um nur Umgang zu haben, ist einem vernünftigen edelmüthigen Manne wol keiner leicht unerträglicher als die Ziererey und das gezwungne Wesen, davon so viele, übrigens ganz artige Leute, angesteckt sind. Ich weiß sehr wohl, daß wenig Kluges, Edles und Wohlanständiges bey uns von selbst kommt, und daß daher die glücklichsten Naturelle von einem gewissen Zwange anfangen müssen, wenn sie sich verschönern wollen; so wie weder ein Citronat, noch ein Taxus von selbst in Cronen und Spitzsäulen auswächst, sondern wenigstens die erste Anlage dazu von der Kunst erwartet. Diesen Zwang aber meyne ich gar nicht. Es fehlt so viel, daß ich ihn tadeln sollte, daß ich vielmehr einem jeden rathe, sich die äusserste Gewalt anzuthun, so oft die Rede von Ablegung eines Fehlers, oder von Annehmung einer löblichen Eigenschaft ist. Die verlogne Dirce mögte sich immer zwingen, bis sie Verzuckungen bekäme, ehe sie ihr Maul zum Verleumden aufthut, und der unbändige Sillen mögte lieber ein büßender Cartheuser werden, ehe er ein Ehebrecher wird. Ich erlaube alle Mittel, wenn es drauf ankommt, tugendhaft, gesittet und gefällig zu seyn; ja, ich gehe hierin so weit, daß ich dem Frauen-

zimmer nicht einmal die künstlichen Schnürbrüste verdenke, womit sie sich die gehörige Stellung geben. Wie uns selbst aber ein jedes Geschäft endlich unerträglich wird, wenn es uns immer mühsam und schwer bleibt, so sollten wir auch begreifen, daß dem andern eben so, unser Umgang, unser Witz, ja selbst unsre Tugend verdrießlich werden muß, wenn sie so unaufhörlich nach dem Zwange und der Kunst schmeckt. Eine Freyheit, die kaum bey wichtigen Dingen erlaubt wird, findet gar keine Entschuldigung bey Kleinigkeiten. Wenn daher unsre Stellungen, Schritte, Complimente, Scherze, ja unser Athemholen und unsre Blicke so studirt und gezwungen lassen, als unsre Amtsverrichtungen, so werden wir selbst erachten, wie sehr lächerlich dies sey. Wir sollten vielmehr glauben, daß wir in einer jeden Sache noch sehr schwach und ungeübt sind, so lange uns dieselbe nicht leicht und natürlich wird, und uns eben dadurch einer ängstlichen Achtsamkeit überhebt. Alles Gezwungne ist aus diesem Grunde platt und schülerhaft; die Artigkeit und der Witz hingegen ist eigentlich unser, wenn wir ihn äussern, ohne es gleichsam selbst zu wissen.

Wenn ich nach dieser Beurtheilung die Quellen der Ziererey untersuche, so finde ich keine fruchtbarere, als eine übel verstandne Ehrbegierde und eine falsche Schamhaftigkeit. Ein Mensch, der sich unterscheiden will, besitzt nicht allemal den nöthigen Verstand dazu; daher strebt er nach Vorzügen, die entweder keiner so grossen Mühe werth, oder gar ausser seiner Sphäre sind. In beyden Fällen geräth er in das gezwungne Wesen. Denn indem er Kleinigkeiten mit Sorgfalt sucht, so ist diese Mühe für ihre Gegenstände zu groß, und das Uebermaß dabey fällt ins Lächerliche. Man glaubt, er könne was bessres thun, und zwinge sich gleichsam nichts zu thun. Hieraus kann ich begreifen, warum eine und dieselbe Sache an einer Person

son geziert und an der andern erträglich ist. Ich sehe dem einnehmenden alten Herrn von Wintergrün ohne sonderliches Aergerniß zu, wie er sich die Schuh abstauben läßt, ehe er in ein Zimmer geht, wie er seine Locken zärtlich andrücket, und ein unmerkliches Spiegelchen in seinem Hute hält. Alles dieses läßt ihm natürlich, weil man von einer Natur als die seinige ist, nichts wichtigers fodert. Wenn ich aber eben diesen Geist der Kleinigkeiten an den ehrenvesten und achtbaren Herrn Großgünstig erblicke, der übrigens auf den Character eines Marcus Tullius Cicero Anspruch macht, weil er der wortreichste Mann in einem ganzen Kirchspiel ist, so dünkt mich dieses eine unausstehliche Ziererey zu seyn, denn man versprach sich von ihm etwas Grössers. Der sicherste Weg, in diese Art des Lächerlichen zu verfallen, ist also, ängstlich in Kleinigkeiten zu seyn, und mit Verabsäumung der Hauptsache Zierrathen über Zierrathe zu häufen. Auf diese Weise glückt es uns die Natur zu verdringen, und unsern Sitten und Umgange ein so gezwungenes Ansehen zu geben, als nur immer die Zimmer der Frau Florine oder die Kleidungen der üppigen Iris haben. Jene nemlich überdeckt alle Wände und Winkel mit Bildnissen und Wachsblumen, und wenn diese in ihren Augen am schönsten ist, so ist sie so vielfarbig als ein Regenbogen. Man kann diese Anmerkung auf alle Werke der Kunst und des Witzes ziehen; denn es giebt affectirte Schreibarten, Gemählde, Musiken, Gebäude, und so weiter, wobey der allgemeine Fehler ist, daß man mit einem Gothischen Geschmacke die Natur durch übel angebrachte Zierrathen ersticket, und aus Begierde gar zu schön zu seyn, es zu seyn aufhöret.

Wenn ein Mensch nach Vorzügen strebt, die seine Natur und Kräfte überschreiten, so giebt dies eine neue Quelle des gezwungnen Wesens, die meistentheils zugleich eine unverständige Nachahmung in sich faßt. Hierzu ist

nöthig, daß man fürs erste ein wenig übertriebne Gedanken von sich selbst hege. Ein Mensch, dem die Natur verbothen hat, schön, witzig, gelehrt, aufgeräumt und einnehmend zu seyn, muß glauben, er könne dieses alles seyn, wenn es ihm beliebt. Alsdenn muß er sich Vorbilder wählen, die entweder selbst lächerlich sind, oder es wenigstens durch seine Nachahmung werden. Er muß aufhören etwas für sich selbst zu seyn, und sich durch und durch in eine Copie verwandeln. Seine eigne Zufriedenheit erfordert es so, und das aufgeräumte Wesen seiner Nebenmenschen scheint dabey zu gewinnen. So habe ich einen Schreiber gekannt, der mit seinem ganzen Betragen einen General copierte, bey dem er vormals gedient hatte. Mine, Gang, Stimme, Kleidung und sogar die abgebrochne Art seinen Namen zu kritzeln, unterschieden diesen Schreiber von allen andern Schreibern des Erdbodens. Er ließ sich endlich mit einem kleinen Stutzbarte und steifen Arme mahlen, als ob er einen Commandostab hielte; und diese Narrheit gab den Schlüssel zu allen übrigen. In eben diese Classe gehört die Frau Nasturtia, die wechselsweise schnarrt, oder lispelt, oder schielt, nachdem sie es für Modisch hält; der Herr von Masuren, der mit der Leibesgestalt eines ordentlichen großen Bauern, die Mode, die Liebe und die Hofminen verbindet; der Herr Pandolfo, der, bey der Bildung eines Affen, so schön und einnehmend, und bey dem offenbaren Mangel des Menschenverstandes, so witzig und sinnreich thut, und endlich der berühmte Herr Schriftsteller, der sich Gewalt anthut zu philosophiren und Bücher zu schreiben, da er nur zu Ausfertigung der Gevatter- und Hochzeitbriefe Gaben hat. Man hat eine Fabel, welche diesen Geist der Selbsterhebung und Nachäffung, den die Franzosen in ihrer Sprache Esprit copiste nennen, zugleich angeht. Eine junge Eule heißt

es,

es, zwang sich das Geschrey des Sperbers nachzuahmen, der mit ihr in einem Thurm wohnte, und wurde, anstatt das gewöhnliche Schrecken zu erregen, zum allgemeinen Gespötte. Ihre Mutter, der sie dies klagte, gab ihr zur Antwort: Wir Eulen sind nur ehrwürdig, wenn wir in der Dämmerung unsre natürliche Stimme hören lassen.

Die falsche Schamhaftigkeit, die ich als eine andre Hauptquelle des gezwungnen Wesens angegeben habe, erwächst aus einem sehr lächerlichen Mißverstande; denn ein Mensch, der damit behaftet ist, schämt sich einer an sich löblichen Sache, oder bezeigt wenigstens gegen das Urtheil ganz unfähiger und unberufener Richter eine unnöthige Achtung. Dies giebt ihm oft bey den vernünftigsten Unternehmungen eine gewisse Aengstlichkeit, die allemal in Ziererenen ausschlägt. Eigentlich sollte dies nur bey Kindern und unerfahrnen jungen Leuten statt haben, die in Verwirrung gerathen, wenn man mit ihnen sprechen will, und feuerroth werden, wenn die Gesellschaft sie ansieht. Die unrichtigen Grundsätze von der Ehre aber verleiten viele sehr altkluge Leute in eben diesen Fehler. Sixtus schämt sich unter seinen Amtsbrüdern seiner Weltweisheit als eines Hochverraths, und erröthet, wenn der Vernunft gedacht wird, als ob man ihn der Blutschande bezüchtigte. Ruffin, der unglückliche Freygeist, schämt sich des Glaubens, dieses höchsten Vorrechts vernünftiger Wesen, und geräth in Verwirrung, wenn ihm ein menschlicher Gedanke entfährt. Corilas schämt sich seiner geringen rechtschaffnen Eltern, und stottert als ein Unmündiger, wenn man nach den Seinigen fragt. Tullia schlägt in voller Angst ihren Fächer auf und zu, wenn man vom Alter spricht, und die spröde Emire nimmt die gezierte Mine einer Opernprinzeßin an, wenn der unschuldigen Liebe gedacht wird. Ich will mit der Ge-

 schichte

schichte einer solchen Emire, die sich in den Charactern des la Bruyere befindet, diesen Aufsatz beschliessen.

Zu Smirna wohnte eine sehr schöne Jungfrau mit Namen Emire, die in der ganzen Stadt, weniger wegen ihrer Schönheit, als wegen der Sprödigkeit ihrer Sitten, bekannt war. Sie unterschied sich hauptsächlich durch ihre Gleichmüthigkeit gegen alle Mannspersonen, die sie, ihrem Vorgeben nach, ohne alle Gefahr, und ohne alle andre Regungen, als die sie gegen ihre Freundinnen und Brüder fühlte, ansehen konnte. Sie glaubte nichts von den Thorheiten, welche die Liebe in allen Zeiten sollte veranlaßt haben; und die sie selbst sahe, konnte sie nicht begreifen; sie kannte sonst nichts als die Freundschaft. Eine junge reizende Person, der sie diese Erfahrung zu danken hatte, machte ihr dieselbe so angenehm, daß sie auf nichts anders als die Dauer derselben bedacht war, und sich gar keine Empfindung einbilden konnte, durch welche sie jemals in den Empfindungen der Hochachtung und des Vertrauens erkalten sollte, die ihr so viel Vergnügen gaben. Sie sprach von nichts als Euphrosynen, dies war der Name dieser getreuen Freundin, und ganz Smirna sprach von nichts als von Emiren und Euphrosynen; ihre Freundschaft wurde zum Sprüchworte. Emire hatte zwey junge und ausnehmend schöne Brüder, in welche alle Weiber der Stadt verliebt waren; es ist wahr, daß sie dieselben stets, als eine Schwester ihre Brüder liebte. Ein Priester des Jupiters, der in das Haus ihres Vaters einen Zutritt hatte, gewann sie lieb, und that ihr deswegen eine Erklärung, erhielt aber dafür nichts als Verachtung. Ein Alter, der sich auf seine Geburt und großen Güter verließ, wagte eben das, und hatte ein gleiches Glück. Sie triumphirte indessen, und nannte sich nun mitten unter ihren Brüdern,

gegen

gegen einen Priester und gegen einen alten Mann un- empfindlich. Sie stand noch härtere Proben aus, die aber zu nichts dienten als sie eitler zu machen, und sie in dem Ruf eines Frauenzimmers, welches von der Liebe nicht konnte gerührt werden, zu bevestigen. Von dreyen Liebhabern, welche ihre Reizungen ihr nacheinander zu- führten, und deren Neigung sie sich nicht scheute in ihrer vollen Stärke anzusehen, durchstach sich der eine in einer verliebten Entzückung die Brust vor ihren Füßen, der andre suchte voller Verzweiflung den Tod in dem Creti- schen Kriege, und der dritte starb für Sehnsucht und Schlaflosigkeit. Der Liebhaber, der diese drey rächen sollte, war noch nicht erschienen. Der Alte, der in sei- ner Liebe so unglücklich gewesen war, hatte dieselbe durch Betrachtungen über sein Alter, und über den Charakter der Person, der er zu gefallen wünschte, bezwungen, und bath sich nur die Erlaubniß aus, sie ferner zu besuchen. Er führte ihr eines Tages seinen Sohn zu, der jung, von einer einnehmenden Bildung und sehr edlen Leibesgestalt war. Sie sah ihn mit einiger Angelegenheit; er beobach- tete aber in seines Vaters Gegenwart ein tiefes Stillschwei- gen, daher sie glaubte, daß er nicht viel Geist hätte, und zugleich wünschte, daß er mehr haben mögte. Er sahe sie allein; sprach viel, und mit vielem Geiste: weil er sie aber nicht viel ansahe und noch weniger von ihr und ihrer Schönheit sprach, wurde sie betroffen und wie unwillig darüber, daß ein so schöner und witziger junger Mensch nicht auch galant war. Sie sprach mit ihm von ihrer Freundin, und er wünschte sie zu sehen. Nunmehro hatte er seine Augen nur für Euphrosynen; er sagte ihr, daß sie schön sey: die so kaltsinnige Emire aber sahe nun voller Eifersucht, daß Ctesiphon von Herzen sprach, und daß er nicht nur galant, sondern sogar zärtlich war. Seit der Zeit gieng sie nicht mehr so frey mit ihrer Freundin um.

Sie beobachtete sie nebst dem Liebhaber, und eine zweyte Unterredung derselben, gab ihr mehr Gewißheit als sie selbst wünschte. Sie entfernt sich von Euphrosynen; sie findet das Verdienst nicht mehr an derselben, welches sie sonst gerührt hatte; sie verliehrt allen Geschmack an ihrem Umgange, sie liebt sie nicht mehr: eben diese Veränderung aber lehrte sie, daß die Liebe in ihrem Herzen den Platz der Freundschaft eingenommen hatte. Ctesiphon und Euphrosyne sehen sich täglich, sie lieben sich, fassen Heyrathsgedanken und heyrathen sich würklich. Die Nachricht davon breitet sich in der Stadt aus, und man rühmet öffentlich, daß endlich zwey Personen das Vergnügen haben sollen, sich mit einander aus Liebe zu vermählen. Emire hört dies, und geräth in Verzweiflung. Sie fühlt die ganze Stärke der Liebe; sie sucht Euphrosynen wieder, um nur den Ctesiphon zu sehen: Dieser junge Mann aber ist noch der Liebhaber seiner Frauen, und hat noch eine Geliebte an einer Neuvermählten. An Emiren sieht er nichts als eine Freundin dieser Geliebten. Dieses unglückselige Mädchen verliert den Schlaf und will nicht mehr essen; sie wird matt; ihr Gemüth geräth in Verwirrung; sie hält ihren Bruder für den Ctesiphon und spricht mit ihm, als mit einem Liebhaber. Sie kommt wieder zu sich, und erröthet über ihre Ausschweifung. Sie fällt bald in noch größre und erröthet nicht; sie kennt dieselben nicht mehr. Nunmehr fürchtet sie die Mannspersonen, aber zu spät: Das ist ihre neue Thorheit. Sie hat Zwischenzeiten, da ihre Vernunft wieder zurückkehrt; sie seufzet aber dieselbe wieder zu finden. Die Jugend von Smirna, welche Emiren so stolz und unempfindlich gekannt hatte, sieht nunmehr, daß die Götter sie nur allzusehr gestraft haben.

* *

Der Einsame.

Zehntes Blatt.

Hamburg, Freytags den 6 Junii 1766.

Es ist ganz leicht, ein faules, müssiges Leben zu führen, der Weg ist ganz gerade und man darf nicht weit gehen; allein der Weg der Tugend wird, durch Verordnung der Götter, von Mühe und Arbeit bewacht, er ist lang und sehr beschwerlich, und man trift darauf nichts als Dornen und ungangbare gähe Felsen an; allein wann man einmal diese Mühe überwunden hat, und auf den Gipfel des Felsen gelänget ist, so ist der übrige Weg sehr angenehm und lustig.

Hesiodus.

Ich habe meinen Lesern, schon im dritten Blatte, einen Aufsatz der liebenswürdigen Veronica versprochen, und ich will in meinem heutigen den Anfang machen, mich von dieser Schuld zu entledigen. Dieser Aufsatz besteht in einer ausgeschmückten poetischen Einkleidung der bekannten vortreflichen Allegorie von dem Urtheil und der Wahl des Hercules, welche Prodicus erfunden, und Socrates schon ehemals verschönert hat. Meine geehrteste Correspondentin eignet sich von derselben zwar nur die blosse Versification zu; indessen glaube ich, daß meine Leser sich ihr auch schon für diese Bemühung verbunden erkennen, ihr es aber noch mehr verdanken werden, wenn es ihr gefallen wird, sie, ihrem Versprechen nach, in der Folge, mit einigen eigenen Versuchen in Gedichten zu beschenken.

Alcid, des großen Jovis Sohn,
War zu des Lebens angenehmen Blüthe
Nunmehr gelangt, wann in ein höhres Leben
Die stolz und muntre Jugend tritt,
Und, unaufhaltsam, nur zween Wegen folgt:
Dem, den die Leidenschaften führen,
Und dem, den ihr die Klugheit zeigt.
In diesem wankelmüthgen Alter
Wird bald ein unvertilglich Unkraut,
Das Laster, in den reinen Seelen
Die giftgen Wurzeln schlagen; oder
Der Tugend fast enthüllte Knospe
Sich glücklich in erwünschtem Maaße zeigen,
Die schöne Blüthe, schöner Frucht!
Denn, edler Vorsatz, der der unbefleckten Seele
Des Jünglings stark, tief eingepräget wird,
Wird immer noch des Mannes Brust erhitzen.

Als einst, versunken in Gedanken,
An seine Jahr' und wachsend Alter,
Das zu erhabnen Thaten reifte,
Der ernste Jüngling stille Einsamkeit,

Die

Die Mutter der Betrachtung, suchte,
Da folgten, Schritt vor Schritt, Gedanken auf
Gedanken.

Mit unverwandtem Fuß verfolgte
Alcid, nachdenkend, seinen Weg;
Und in Betrachtungen verlohren
Schweift' er in ein entlegnes Thal,
Und unterhielt sich mit der Einsamkeit.
Itzt übersah sein Geist, aufmerksam,
Den zweifelhaften Pfad des Lebens:
Hier lag der Tugend rauhe Höhe,
Dort der beblümte Weg der Wollust.

Der Anblick theilte schnell sein wankendes Gemüth.
Bald glühte seine Brust von edlem Durst nach Ruhm;
Bald lenkte Lieb und Lust zur Ruhe
Den weichen Geist auf sanftere Gedanken
Und löschte schnell die hohe Flamme:
Als sich auf einmal ihm, von fern,
Zwo weibliche Gestalten zeigten.

Sie schienen ihren Schritt gerad auf ihn zu richten,
Und beyde,

Weit über Menschen Größ' erhaben,
Weit über Menschen Schönheit schön.
Voll Anmuth nahten sie sich ihm,
Doch Jede mit verschiednem Reize.
Ein ehrerbietiges Erstaunen wirkte Die,
Und jene Sanftere, gefällge Liebe.

Durch angebohrne Würd erhob die Erste sich.
Kunstlos, und ungepuzt gefiel sie nur noch mehr.
Gesundheit gab dem Blick ihr eignen Glanz.
Ihr Kleid war weisser als der erst gefallne Schnee,
Ihr Gang und Wesen majestätisch,
Jedoch bescheiden ihre Mine.
Vom Auge strahlte Heiterkeit
Und himmlisch Feuer. Sie kam immer näher,
Und näher schien sie immer schöner, immer holder.
Jedoch die eingeflößte Lust
Von sanfter Majestät und liebenswürdgem Ernst
Ward durch ein ehrfurchtsvoll Bewundern
Gemildert.

Noch weit eine schönre Farbe
Verrieth die Andre; aber ihre Mine
War kühn; ihr Auge schweifte wild umher.

Beym

Beym nähern Anblick wies die glühnde Wange
Den Farben künstlich abgeborgte Röthe.
Sie schwebte sanft daher, mit leichtem Schwunge,
Und durch sein fein und klar Gewebe
Verrieth ihr dünn und leicht Gewand
Fast jedes ihrer zarten Glieder;
Erhöhte jeden ihrer Reize,
Die es nur zu beschatten schien.
Indem es frey und dünn herabfloß,
Wies sie noch eine längre Bildung,
Und ihre Haut ein noch mehr blendend Weiß.
Sehr oft besah sie sich, seitwärts, mit frohem Lächeln;
Auf ihren Schatten selbst warf sie
Bedeutende, zufriedne Blicke.
Nachläßig sah sie dann rund um sich her,
Und forscht' und merkt', ob ihre Schönheit
Kein staunend Aug an sich gezogen.
Mit Anstand trat sie nun, da beyde näher kamen,
Schnell vor die andre Schöne hin.
Sie drängte flüchtig sich, mit sehr eilfertgem Schritt,
Vorbey, und ohne Furcht, für Abschlag und für Weigern,
Trat sie mit holdem Freymuth nun

Zum Jüngling, schlung mit Zärtlichkeit,
Einnehmend, sich um seinen Hals,
Und wie der honigreiche Thau
Floß so die zauberische Stimme:

Welch unfreundliches Verziehen?
Rede doch, mein liebster Herkul!
Welche Zweifel, schöner Jüngling,
Können dein Gemüth zerrütten?
Sey getrost, wann ich dich führe!
Schweiffe frey und unumschränket
In Gefilden des Vergnügens!
Komm, entferne dich auf immer
Vom Geräusch und Schmerz und Sorgen!
Leb' in stete Ruh versenket
In Glückseligkeit verlohren!
Rauh war stets der Weg zur Ehre,
Der durch Blut und Kriege führet;
Meine Pfade sind weit sanfter,
Alle meine Wege Friede.
Frey von Arbeit und Gefahren
Laß dem Niedrigen die Ehre,
Freuden sind für dich bestimmet,
Dann will ich auch alle Wünsche

Deiner

Deiner Seele dir gewähren;
Alles, was dein Ohr entzücket,
Was dein Auge nur vergnüget,
Was sich dein Gedanke mahlet,
Deine Wünsche nur verlangen,
Die so schön berauschten Sinne
Mit Vergnügen satt zu tränken.
Die schmackhaftsten, theursten Mahle,
Durch die Töne noch verschönert,
Die so sanft die weichen Herzen
Zu der holden Liebe lenken.
Spezereyen, die die Düfte
Ihres Wohlgeruchs verbreiten;
Dunkle Lauben von Jesminen;
Angenehme kühle Quellen;
Finstre, schattenreiche Wälder;
Blumen für dein Haupt und Lager.
Folge mir, geliebter Jüngling!
Deinen Schritt begleitet Freude,
Ruhe macht dein Lager sanfter.
Lauter Freuden, die nicht ängstlich
Und mit Müh geerndtet werden,

Die der Kummer nicht vergället,
Geb ich dir, ununterbrochen.
Dem bedrückten Mangel lehr ich
Fern von deinem Sitze fliehen;
Sorg und Arbeit sollen nimmer
Deine Stirn im Schweiße baden;
Ueberflüßge Erndten werden,
Gleich gereifet, stets dein Eigen.
Arbeitsame Tagelöhner
Mögen nur den Boden zwingen;
Rasche Kriegeshelden immer
Schweren Raub des Kriegs gewinnen;
Was der kühne Held gewinnet
Wird von dir mit ihm getheilet.
Du, erfinde neue Freuden,
Wünsche, Jüngling, und genieße:
Diese sanftern Sorgen, Hercul,
Sind die Arbeit meiner Freunde.

So weit die Wollust. Ihre ferneren Anfälle, nebst den weisen Ermahnungen der Tugend, werden den Inhalt des folgenden Blatts ausmachen. Möchten diese Ermahnungen so rührend und so stark als Amphions Leyer seyn, die die Thebanischen Mauren errichtete! Möchten sie noch mehr überreden, als überzeugen!

Der Einsame.

Eilftes Blatt.

Hamburg, Freytags den 13 Junii 1766.

Die Quelle falscher Lust, die Aristipp gefunden,
Haucht ekle Bitterkeit selbst unter Blumen aus.
Den Weichling drücken leere Stunden;
Die Ruhe flieht sein marmorn Haus:
Denn reine Freude quillt allein aus reinem Herzen.

Uz.

Meine Leser erwarten heute die Fortsetzung der Allegorie von dem Urtheil und der Wahl, oder, wenn man will, der Erziehung des Hercules. Wie ich höre, so ist der Anfang derselben mit Beyfall aufgenommen worden, und dieses war bey einem Stücke, das schon, durch einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahrhunderten, die Probe gehalten, und die Bewunderung und das Lob aller wahren Kenner des Schönen und Vortreflichen vor sich hat, auch wol nicht anders zu vermuthen. Die Erfindung der Fabel, an und für sich selbst betrachtet, hat, ihrer ungekünstelten, edlen Einfalt wegen, ein Recht, beständig zu gefallen, und sie hat es, meiner unvorgreiflichen Meynung nach, dadurch gewiß nicht weniger, daß meine geehrte Correspondentin, Veronica, dieselbe, durch eine geschickte Wahl und Abänderung des Sylbenmaasses und andere kleine Auszierungen, noch zu verschönern gesucht hat.

Vielleicht aber möchten einige Leser damit unzufrieden seyn, daß sie in dieser neuen Einkleidung durchgängig den Reim entbehren müssen. Noch sehr viele lieben die Anmuth dieses symmetrischen Zierrathes über Alles, wenn sie gleich nicht eben geradezu gestehen, daß sie das Wesentliche eines Gedichtes darinn suchen. Ich bitte dieselben aber, doch nur einmal zu bedenken, daß, wenn sie nur einigermaaßen Liebhaber und Freunde der schönen Wissenschaften sind, (und welcher gesittete Mensch ist dieses gegenwärtig nicht!) ihnen doch wol zu Zeiten Aufsätze in einer poetischen Prose vorgekommen seyn müssen, woran sie sich haben vergnügen können, und daß es also nur bloß auf sie ankommt, die abgetheilten Zeilen dieses Gedichtes gleichfalls wie Prose zu lesen.

Wenn die reimfreyen Gedichte einigen Lesern nicht gefallen; so kommt dieses gewiß nicht selten daher, weil die wenigsten sie zu lesen wissen. Es ist ein allgemeiner Fehler in den niedrigen, und fast eben so oft auch in den höhern Schulen, daß man beym Lesen, wenigstens deutscher Verse, dem Vorlesenden, aller gesunden Vernunft zum Troß, erlaubt, beym Schluß einer ieden Zeile einzuhalten. Man lehret die Jugend entweder sehr spät, oder auch gar nicht, den Gebrauch der Unterscheidungszeichen; ob aus Bequemlichkeit oder Unwissenheit, möchte für manchen Lehrer eine unangenehme Untersuchung seyn. Wie wenig Mühe erfordert es indessen im ersten Fall, seinen Untergebenen ein- für allemal beyzubringen, daß man im Lesen durchaus nicht einhalten müsse, wo sich kein Unterscheidungszeichen findet; daß ein Comma, Semicolon, Colon oder Punkt, das erste den kleinsten, das zweyte einen etwas längern, und so weiter bis zum Punkt einen immer längern Aufenthalt der Stimme erfodere, der übrigen ihnen größten Theils noch unbekanntern Zeichen für diesmal zu geschweigen.

Diese

Diese itzt nur beyläufig und obenhin berührte Materie verdienet ein andermal näher betrachtet zu werden. Zwar ist es sehr möglich, daß sie einigen von meinen Lesern, wer weiß, wie unwichtig, vorkommen kann. Man hat so manches Jahr, und oft schon in den frühsten, richtig und sehr fertig gelesen; man thut dieses, seiner Meynung nach, noch täglich: und man sollte sich dem ungeachtet bereden lassen, daß man noch nicht gut lesen könnte? Ich weiß im Gegentheil aber auch gewiß, daß sehr viele andere, die die Sache genauer einsehen, nicht allein vollkommen überzeugt sind, daß das Lesen eine wirkliche Kunst sey; sondern daß sie dieselbe sogar für eine der allernothwendigsten halten, weil man, ohne ihren Besitz, nur selten in den wahren Sinn eines Schriftstellers eindringen, und sich seine Gedanken, ihrer ganzen Stärke nach, zu nutz oder zu eigen machen wird.

Ich wende mich zum Verfolg unserer Allegorie, in welcher bald auch die Tugend, mit einer sehr prächtigen Rede, auftritt, sich in ihrer wahren Größe und Hoheit zeiget, und die Anfälle des Lasters, oder der Wollust, bestreitet.

❦ ❦ ❦

Den schmeichelhaften Ton der reizungsvollen Stimme
Vernahm der aufmerksame Jüngling.
Voll Ungeduld betrachtete, unruhig,
Sein Auge schon die schöne Lächelnde,
Betrachtete sie horchend immer wieder,
Dann bat er sie um ihren Namen.
Sie sprach:

Den heiligen Platz. Wer sie sucht, muß den grossen
Aufwand ertragen,
Den Preis des Nachruhms mit Arbeit, Sorgen und
Schmerzen erkaufen. —

Und, Hercul, willst Du der Götter besondere Sorg-
falt gewinnen;
O, bete sie ehrerbietig an, die unsterblichen Mächte!
Mit reinem Herzen, Gebeten und Opfern nahe dich
immer
Zu ihren Altären: So such ihre Hülfe. Oder
willst du
Des Vaterlandes gerechten, lauten Beyfall gewinnen;
Geliebt wie sein Vater, verehrt wie sein Gott; so führe,
voll Kühnheit,
Des Vaterlands Sache; im Rath seine Stimme, sein
Schwerd im Gefecht.
Im Krieg oder Frieden verfolge mit Muth deines Va-
terlands Vortheil.
Entblöß, ihm zum Wohl, die edle Brust, und versprütze
dein Blut.
Doch, willst du, den Stolzen zu zähmen, den Unter-
drückten zu heben,

In

In Künsten des Kriegs, durch Stärke, berühmt seyn:
Bezwinge dich selbst.
Entsage der Ruh, und iedem weichen Gefühle der Freude.
Die trägen, unrühmlichen Nächte, dem sanften Schlummer gewidmet,
Verbringe du mit Wachen, den Tag mit mühsamen Zügen;
Bald mitten in des strengen Winters Schnee erstarrt,
Und bald vom durstentflammenden Strahle des Sommers verbrannt.
Dann werden, mit höherer Kraft, die gestählten Glieder prangen,
Dein Arm wird durch Munterkeit ehern, und unwiderstehlich in Schlachten.

Hörst du, sprach die träge Wollust,
Hörst du, was sie dir gebietet?
Nur Gefahren aufzusuchen!
Kämpfe mit den Ungeheuern!
Deinem zarten Alter, Jüngling,
Edler Jüngling, Lärm und Kriege?
Diesem Alter, das der Freude,
Das der Liebe nur gehöret?

Folge mir, geliebter Jüngling,
Auf zur Liebe, auf zur Freude!

Niemals

Niemals sollen Ungeheuer
Deinen leichten Lauf beschweren,
Sorgen deine Ruh nicht stöhren.
Sieh! ich führe dich auf näherm,
Glattem Wege zu dem Glücke!
Meine Pfade sind gebahnter:
Schön, kurz, leicht, bequem und eben.
Folge mir, o schöner Jüngling,
Bey mir herrschen ewge Freuden.

Und sprich, was für Freuden, eitle, betrogene Dirne, sind dein?
(So sprach, mit Verachtung, die Tugend.) Bequemer, sinnloser Schlummer,
Wenn deine weichen, trägen Glieder die Arbeit vermeiden?
Die Arbeit, die das Glücke verschönert, die Freuden versüßt?
Du leerst, ohne Durst, den überfliessenden Becher, und speisest,
Bevor noch der Hunger zum Gastmahl dich ladet. Geschmacklose Freuden
Kommen Begierden zuvor, und Schwelgen dient dir für Hunger.

❦ ❦ ❦

Den Beschluß dieser Rede, so wie der ganzen allegorischen Fabel, finden meine Leser im künftigen, oder in einem andern zunächst folgenden Blatte.

Der Einsame.

Zwölftes Blatt.

Hamburg, Freytags den 20 Junii 1766.

Ein Fürst, dem Glück und Waffen schmeicheln,
Groß durch gepreßter Völker Last,
Findt Sclaven, die ihm zitternd heucheln,
Weil die geplagte Welt ihn haßt;
Doch den, der groß durch Recht und Güte,
Groß durch sein angeerbt Gebiete,
Durch seinen Wohlstand grösser ist:
Den grüßt sein Volk mit Freudenthränen,
Und ferne Völker sehn, mit Sehnen,
Den Herrscher, der ein Vater ist.

von Haller.

Als ich in meiner Einsamkeit unlängst das Unglück der Nationen überdachte, die von Tyrannen, oder wilden, viehischen Menschen beherrschet worden, die sich bloß ihren Begierden und den Neigungen ihres verdorbenen Herzens zu überlassen gewohnt waren; so konnte ich das harte und traurige Schicksal dieser verschiedenen geplagten Völkerschaften nicht ohne die innigste Betrübniß bemerken. Es ist gewiß ein trauriger Anblick, den uns die Geschichte aufstellet, fast unzählige Regenten zu sehen, die am weitesten von der Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, entfernt waren, und dennoch über grosse und weite Länder den Scepter zu führen verlangten: Schwache, ungehirnte Köpfe, die nicht einmal gut würden gehorchet haben, und die durch

den Auswurf von ihren Unterthanen, durch niederträchtige, falsche und ehrsüchtige Schmeichler, durch ihre ohne Verdienst erlangte Hoheit, und durch die eingebildete Macht ungestraft Böses thun zu können, nun gänzlich um ihren Verstand gebracht worden. Denn läßt uns das tolle Betragen eines Caligula, Nero, Commodus, Domitianus, Caracalla, Heliogabalus, um uns nur einen Augenblick bey den Römern zu verweilen, wol etwas anders vermuthen?

Ein ieder rechtschaffner König sollte zu allen Zeiten denken, wie der großmüthige gekrönte Philosoph und Held auch mitten unter den Unruhen und Gefahren eines mißlichen Krieges dachte:

> Je dois — — — —
> Penser, vivre & mourir en Roi.
>
> Ich muß — — — —
> Als König denken, leben, sterben.

Und so scheinen auch die übrigen wahren Zierden des Thrones, ein Titus, Trajanus, Julianus, die Antoninen, und unter den neuern vortreflichen Regenten ein unsterblicher Franciscus der Erste, ein Friderich der Fünfte, ein Stanislaus Lesczinsky und andere gedacht zu haben.

Es ist eine Pflicht der Weisheit, und eben so sehr eines guten Königes, auf das genaueste zu untersuchen, was gethan oder vermieden werden muß; denn Könige können durchaus nicht anders, als mit Weisheit, regieren. Diesen vortreflichen Grundsatz beobachtete, nach einer lehrreichen morgenländischen Erzehlung, die ich zum Vergnügen meiner Leser hier bekannt machen will, Hassan, ein König von Golconda, auch in der schwersten Angelegenheit, die nur die Gedanken eines irdischen Monarchen zu beschäftigen vermag. Als dieser König hundert und zwanzig Jahre alt war, trug er Verlangen, sich des Regiments zu begeben, und seiner ruhmvollen

Herrschaft ein Ende zu machen. Er hatte von drey verschiedenen Gemahlinnen, welche alle noch lebten, drey Söhne; eine iede wünschte den ihrigen auf dem Throne zu sehen: so, daß der König, der beydes ein guter Gemahl und Vater war, in der empfindlichsten Ungewißheit schwebte. " Wozu soll ich mich entschliessen? sagte er bey sich selbst. Die Gesetze erklären sich für den ältesten; meine liebste Sultanin ist für den zweeten eingenommen, und ich selbst bin dem jüngsten geneigt. O allzuliebenswürdige Sultanin! Ich habe die Wirkung deiner süssen, anlockenden Blicke gefühlet! Schwache Natur, die du meiner Liebe nachgiebst! Doch keine von euch beyden soll über die Gesetze siegen. Auf dem Throne will ich sterben, damit nach meinem Tode die Gesetze den Streit entscheiden. Aber wie? Die Gesetze werden ihn nicht aufheben; ein grausamer Krieg wird unter meinen Kindern entbrennen; mein Volk wird das Schlachtopfer ihres Ehrgeizes werden; meinem Volke aber bin ich alles schuldig. O schöne Sultanin! dich; mich, und alles, was mir lieb ist, muß ich dem Besten meiner Unterthanen aufopfern; ich will ihnen die Freyheit lassen, sich selbst einen Beherrscher auszuwählen."

Nach diesen Betrachtungen versammlete er seine Veziers, die Edeln und das Volk, und redete also zu ihnen: " Ich stehe mit dem einen Fusse auf dem Throne, und mit dem andern im Grabe; iedoch, wenn es möglich wäre, wollte ich nicht mit der Krone auf dem Haupte in den Abgrund der Ewigkeit hinabsteigen; ihre Last drückt mich zu Boden; ich gebe sie euch zurück; erwählet euch selbst einen Herrn." Bey diesen Worten zeigte sich in allen Blicken eine tiefe Betrübniß. Das Volk rief einstimmig aus: Es lebe, lange lebe der König, unser Vater und Freund! " Bekümmert euch nicht so sehr, versetzte der König; ihr liegt mir am Herzen. Ihr

könnet nichts leiden, worüber ich nicht einen so grossen Schmerz fühle, der meine Tage verkürzen kann." Hier verdoppelten sie ihr Geschrey, und der bejahrte Monarch selbst konnte sich der Thränen nicht enthalten. "Denket nicht mehr, hub er wieder an, an das, was ihr verliehren werdet, sondern betrachtet, was euch noch übrig gelassen ist. Die Prinzen, meine Söhne, haben alle Eigenschaften an sich, welche die Menschen groß machen; rufet den Namen desjenigen aus, den ihr für den Würdigsten achtet, den von mir verlaßnen Thron zu besitzen."

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf ihre Seufzer und Klagen. Die ganze Versammlung warf ihre Augen auf den Thron, und sah die drey Prinzen auf dessen Stufen sitzen. Sie bewunderten einen jeden von ihnen. Keiner gefiel ihnen mehr, als der andere, und sie konnten nicht bestimmen, welcher zu erwählen wäre. Hierauf trat der erste Vezier dem Throne näher, und sprach also: "O weiser und tapferer König! Der, welcher das Licht aus der Finsterniß erschafft, und aus den Schrecken der Nacht einen herrlichen und frohen Morgen hervorgehen heißt, wolle dich in seiner heiligen Hut erhalten, und deine Nachkommenschaft verewigen! Höre, o Herr, mit deiner gewohnten Gnade den Rath deines getreusten Sklaven. Laß jeden deiner Söhne nur drey Tage die Herrschaft führen; so wollen wir hernach, weil deine Hoheit uns dieß vergönnet, den Ausspruch thun. Unsre Wahl wird sich alsdenn auf unser Urtheil gründen; denn im Glücke und beym Wein erkennet man die Menschen. Derjenige ist wahrhaftig weise, den beydes nicht verschlimmert."

Dieser Rath des Großveziers ward befolget, und erhielt den Sieg über die listigen Eingebungen der Weiber, welche dadurch alle ihre Bitten hintertrieben, und ihre Entwürfe vereitelt sahen. Der älteste Prinz ward in Purpur gekleidet, und nahm den Scepter der Regie-

rung

tung in seine Hand. Seine Mutter rieth ihm, freundlich und freygebig zu seyn, die Gestalt des Regiments nicht zu ändern, und den Missethätern zu verzeihen. „Dadurch, sagte sie, wirst du das ganze Reich, den Adel und das Volk auf deiner Seite haben."

Ein Unterricht, der sich auf diese Grundsätze stützte, schien einen glücklichen Ausgang zu versprechen. Der Prinz befolgte ihn genau; sein Verhalten aber schien zu bedächtlich und gezwungen, und erzeugte Mißtrauen.

Als die drey Tage seiner Herrschaft geendiget waren, bestieg der zweete Prinz den Thron. Seine Mutter gab ihm eine entgegengesetzte Anweisung. „Setze, sprach sie, die Veziers ab; verbanne die Lehrer der Gesetze; erhebe zu den höchsten Würden Leute von ehrsüchtigem Geiste, die, um sich in ihren Posten zu erhalten, dir ihre Stimmen zur Wahl geben werden. Bist du alsdenn auf dem Throne bevestigt, so rufe die Veziers und Gesetzlehrer wieder zurück. Die Reichthümer, welche dir deine ehrgeizigen Minister sammeln, werden dir dienen, ihre Treue wieder zu gewinnen, und ihren Eifer von neuem zu beseelen."

Diese Vorschrift ward beobachtet; aber das Volk besorgte das ärgste von einem Prinzen, der auf die Krone Anspruch machte, und sich doch so wenig Mühe gab, sie zu verdienen.

Nach ihm übernahm des Königs dritter Sohn in seiner Ordnung die oberste Gewalt. Er verlangte keinen Rath von seiner Mutter. „Denn, sprach er, ob ich gleich die tiefste Ehrfurcht für meine Mutter hege, und gern glaube, daß sie mir keinen andern Rath ertheilen würde, als der sich auf die Vernunft gründete, so wäre er doch aufs höchste nur überflüßig. Die Gesetze sollen meine Rathgeber seyn, und was darinn dunkel und unbestimmt ist, das werden mir unsre weisen Veziere und ge-

Niemals sollen Ungeheuer
Deinen leichten Lauf beschweren,
Sorgen deine Ruh nicht stöhren.
Sieh! ich führe dich auf näherm,
Glattem Wege zu dem Glücke!
Meine Pfade sind gebahnter:
Schön, kurz, leicht, bequem und eben.
Folge mir, o schöner Jüngling,
Bey mir herrschen ewge Freuden.

Und sprich, was für Freuden, eitle, betrogene Dirne, sind dein?
(So sprach, mit Verachtung, die Tugend.) Bequemer, sinnloser Schlummer,
Wenn deine weichen, trägen Glieder die Arbeit vermeiden?
Die Arbeit, die das Glücke verschönert, die Freuden versüßt?
Du leerst, ohne Durst, den überfliessenden Becher, und speisest,
Bevor noch der Hunger zum Gastmahl dich ladet. Geschmacklose Freuden
Kommen Begierden zuvor, und Schwelgen dient dir für Hunger.

Den Beschluß dieser Rede, so wie der ganzen allegorischen Fabel, finden meine Leser im künftigen, oder in einem andern zunächst folgenden Blatte.

Der Einsame.

Zwölftes Blatt.

Hamburg, Freytags den 20 Junii 1766.

Ein Fürst, dem Glück und Waffen schmeicheln,
Groß durch gepreßter Völker Last,
Findt Sclaven, die ihm zitternd heucheln,
Weil die geplagte Welt ihn haßt;
Doch den, der groß durch Recht und Güte,
Groß durch sein angeerbt Gebiete,
Durch seinen Wohlstand grösser ist:
Den grüßt sein Volk mit Freudenthränen,
Und ferne Völker sehn, mit Sehnen,
Den Herrscher, der ein Vater ist.

von Haller.

Als ich in meiner Einsamkeit unlängst das Unglück der Nationen überdachte, die von Tyrannen, oder wilden, viehischen Menschen beherrschet worden, die sich bloß ihren Begierden und den Neigungen ihres verdorbenen Herzens zu überlassen gewohnt waren; so konnte ich das harte und traurige Schicksal dieser verschiedenen geplagten Völkerschaften nicht ohne die innigste Betrübniß bemerken. Es ist gewiß ein trauriger Anblick, den uns die Geschichte aufstellet, fast unzählige Regenten zu sehen, die am weitesten von der Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, entfernt waren, und dennoch über grosse und weite Länder den Scepter zu führen verlangten: Schwache, ungehirnte Köpfe, die nicht einmal gut würden gehorchet haben, und die durch

den Auswurf von ihren Unterthanen, durch niederträchtige, falsche und ehrsüchtige Schmeichler, durch ihre ohne Verdienst erlangte Hoheit, und durch die eingebildete Macht ungestraft Böses thun zu können, nun gänzlich um ihren Verstand gebracht worden. Denn läßt uns das tolle Betragen eines Caligula, Nero, Commodus, Domitianus, Caracalla, Heliogabalus, um uns nur einen Augenblick bey den Römern zu verweilen, wol etwas anders vermuthen?

Ein ieder rechtschaffner König sollte zu allen Zeiten denken, wie der großmüthige gekrönte Philosoph und Held auch mitten unter den Unruhen und Gefahren eines mißlichen Krieges dachte:

Je dois — — — —
Penser, vivre & mourir en Roi.

Ich muß — — — —
Als König denken, leben, sterben.

Und so scheinen auch die übrigen wahren Zierden des Thrones, ein Titus, Trajanus, Julianus, die Antoninen, und unter den neuern vortreflichen Regenten ein unsterblicher Franciscus der Erste, ein Friderich der Fünfte, ein Stanislaus Lesczinsky und andere gedacht zu haben.

Es ist eine Pflicht der Weisheit, und eben so sehr eines guten Königes, auf das genaueste zu untersuchen, was gethan oder vermieden werden muß; denn Könige können durchaus nicht anders, als mit Weisheit, regieren. Diesen vortreflichen Grundsatz beobachtete, nach einer lehrreichen morgenländischen Erzehlung, die ich zum Vergnügen meiner Leser hier bekannt machen will, Hassan, ein König von Golconda, auch in der schwersten Angelegenheit, die nur die Gedanken eines irdischen Monarchen zu beschäftigen vermag. Als dieser König hundert und zwanzig Jahre alt war, trug er Verlangen, sich des Regiments zu begeben, und seiner ruhmvollen

Herr=

Herrschaft ein Ende zu machen. Er hatte von drey verschiedenen Gemahlinnen, welche alle noch lebten, drey Söhne; eine iede wünschte den ihrigen auf dem Throne zu sehen: so, daß der König, der beydes ein guter Gemahl und Vater war, in der empfindlichsten Ungewißheit schwebte. " Wozu soll ich mich entschliessen? sagte er bey sich selbst. Die Gesetze erklären sich für den ältesten; meine liebste Sultanin ist für den zweeten eingenommen, und ich selbst bin dem jüngsten geneigt. O allzuliebenswürdige Sultanin! Ich habe die Wirkung deiner süssen, anlockenden Blicke gefühlet! Schwache Natur, die du meiner Liebe nachgiebst! Doch keine von euch beyden soll über die Gesetze siegen. Auf dem Throne will ich sterben, damit nach meinem Tode die Gesetze den Streit entscheiden. Aber wie? Die Gesetze werden ihn nicht aufheben; ein grausamer Krieg wird unter meinen Kindern entbrennen; mein Volk wird das Schlachtopfer ihres Ehrgeizes werden; meinem Volke aber bin ich alles schuldig. O schöne Sultanin! dich; mich, und alles, was mir lieb ist, muß ich dem Besten meiner Unterthanen aufopfern; ich will ihnen die Freyheit lassen, sich selbst einen Beherrscher auszuwählen. "

Nach diesen Betrachtungen versammlete er seine Veziers, die Edeln und das Volk, und redete also zu ihnen: " Ich stehe mit dem einen Fusse auf dem Throne, und mit dem andern im Grabe; iedoch, wenn es möglich wäre, wollte ich nicht mit der Krone auf dem Haupte in den Abgrund der Ewigkeit hinabsteigen; ihre Last drückt mich zu Boden; ich gebe sie euch zurück; erwählet euch selbst einen Herrn. " Bey diesen Worten zeigte sich in allen Blicken eine tiefe Betrübniß. Das Volk rief einstimmig aus: Es lebe, lange lebe der König, unser Vater und Freund! " Bekümmert euch nicht so sehr, versetzte der König; ihr liegt mir am Herzen. Ihr

könnet nichts leiden, worüber ich nicht einen so grossen Schmerz fühle, der meine Tage verkürzen kann." Hier verdoppelten sie ihr Geschrey, und der bejahrte Monarch selbst konnte sich der Thränen nicht enthalten. "Denket nicht mehr, hub er wieder an, an das, was ihr verliehren werdet, sondern betrachtet, was euch noch übrig gelassen ist. Die Prinzen, meine Söhne, haben alle Eigenschaften an sich, welche die Menschen groß machen; rufet den Namen desjenigen aus, den ihr für den Würdigsten achtet, den von mir verlaßnen Thron zu besitzen."

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf ihre Seufzer und Klagen. Die ganze Versammlung warf ihre Augen auf den Thron, und sah die drey Prinzen auf dessen Stufen sitzen. Sie bewunderten einen jeden von ihnen. Keiner gefiel ihnen mehr, als der andere, und sie konnten nicht bestimmen, welcher zu erwählen wäre. Hierauf trat der erste Vezier dem Throne näher, und sprach also: "O weiser und tapferer König! Der, welcher das Licht aus der Finsterniß erschafft, und aus den Schrecken der Nacht einen herrlichen und frohen Morgen hervorgehen heißt, wolle dich in seiner heiligen Hut erhalten, und deine Nachkommenschaft verewigen! Höre, o Herr, mit deiner gewohnten Gnade den Rath deines getreusten Sklaven. Laß jeden deiner Söhne nur drey Tage die Herrschaft führen; so wollen wir hernach, weil deine Hoheit uns dieß vergönnet, den Ausspruch thun. Unsre Wahl wird sich alsdenn auf unser Urtheil gründen; denn im Glücke und beym Wein erkennet man die Menschen. Derjenige ist wahrhaftig weise, den beydes nicht verschlimmert."

Dieser Rath des Großveziers ward befolget, und erhielt den Sieg über die listigen Eingebungen der Weiber, welche dadurch alle ihre Bitten hintertrieben, und ihre Entwürfe vereitelt sahen. Der älteste Prinz ward in Purpur gekleidet, und nahm den Scepter der Regierung

rung in seine Hand. Seine Mutter rieth ihm, freundlich und freygebig zu seyn, die Gestalt des Regiments nicht zu ändern, und den Missethätern zu verzeihen. „Dadurch, sagte sie, wirst du das ganze Reich, den Adel und das Volk auf deiner Seite haben."

Ein Unterricht, der sich auf diese Grundsätze stützte, schien einen glücklichen Ausgang zu versprechen. Der Prinz befolgte ihn genau; sein Verhalten aber schien zu bedächtlich und gezwungen, und erzeugte Mißtrauen.

Als die drey Tage seiner Herrschaft geendiget waren, bestieg der zweete Prinz den Thron. Seine Mutter gab ihm eine entgegengesetzte Anweisung. „Setze, sprach sie, die Veziers ab; verbanne die Lehrer der Gesetze; erhebe zu den höchsten Würden Leute von ehrsüchtigem Geiste, die, um sich in ihren Posten zu erhalten, dir ihre Stimmen zur Wahl geben werden. Bist du alsdenn auf dem Throne bevestigt, so rufe die Veziers und Gesetzlehrer wieder zurück. Die Reichthümer, welche dir deine ehrgeizigen Minister sammeln, werden dir dienen, ihre Treue wieder zu gewinnen, und ihren Eifer von neuem zu beseelen."

Diese Vorschrift ward beobachtet; aber das Volk besorgte das ärgste von einem Prinzen, der auf die Krone Anspruch machte, und sich doch so wenig Mühe gab, sie zu verdienen.

Nach ihm übernahm des Königs dritter Sohn in seiner Ordnung die oberste Gewalt. Er verlangte keinen Rath von seiner Mutter. „Denn, sprach er, ob ich gleich die tiefste Ehrfurcht für meine Mutter hege, und gern glaube, daß sie mir keinen andern Rath ertheilen würde, als der sich auf die Vernunft gründete, so wäre er doch aufs höchste nur überflüßig. Die Gesetze sollen meine Rathgeber seyn, und was darinn dunkel und unbestimmt ist, das werden mir unsre weisen Veziere und

gelehrte Gesetzverständige, die ich alle wieder in ihre Aemter einsetze, auslegen."

Nachdem er den ersten Tag und die Hälfte des andern damit zugebracht hatte, gute Richter über das Volk, und alte und kluge Befehlshaber über die Soldaten, zu bestellen, sandte der König, sein Vater, einige Lehrer, um ihm öffentlich Fragen vorzulegen, und zu erforschen, ob er die Gesetze und die Kunst zu herrschen verstünde.

Der eine Lehrer frug ihn: Was für Leute hat der König schlechterdings nöthig, daß sie um ihn seyn? — " Er hat sieben Personen nöthig, antwortete der junge Prinz; einen klugen Vezier; einen tapfern General; einen guten Secretair, der die morgenländischen Sprachen wohl versteht und schreibt; einen Arzt, der in der Heilungskunst und Kenntniß der Hülfsmittel wohl erfahren ist; gelehrte Gesetzkundige, um ihn völlig in den Gesetzen zu unterrichten; Dervise, die im Stande sind, ihm die dunkeln Stücke der Religion zu erklären; und Tonkünstler, welche durch die Lieblichkeit ihrer Stimmen, und den Wolklang ihrer Instrumente, seine Geister wiederum erfrischen, wenn sie durch den Fleiß, den er auf Staatsangelegenheiten verwandt hat, ermattet sind."

Ein anderer Lehrer fragte: Prinz, womit vergleichst du einen Kaiser, seine Unterkönige, seine Unterthanen, sein Reich, und seine Feinde? — "Ein Reich, erwiederte der Prinz, ist gleich einer Weide, der Kaiser ist der Hirte, seine Unterthanen sind die Schafe, seine Unterkönige sind die Schafhunde, und seine Feinde die Wölfe."

Bey diesen Antworten des jungen Prinzen vergoß der alte König von Golconda Freudenthränen, und sagte bey sich selbst: Mein dritter Sohn ist der verständigste und würdigste zum Throne; bevor ich aber meine Gedanken eröffne, will ich erst meiner Unterthanen Gesinnungen erforschen.

Er ließ daher einen Befehl ausgehen, daß alle Einwohner der Stadt den nächsten Morgen auf der Ebene außer den Mauren erscheinen sollten. Er selbst kam dahin, auf einem wohlgeputzten Pferde, in Begleitung seiner drey Söhne und aller Hofleute. Als er sich in der Mitte des Volks befand, redete er also: "O meine Mitbürger, meine Verwandten, und meine getreuen Unterthanen! Sehet nicht auf das, was ich heute bin. Niemand ist weniger, als ich, in den Augen desjenigen Wesens, das alles geschaffen hat. Wie viele von euch werden morgen, oder an dem Gerichtstage, den wir alle für zukünftig halten, hohe Ehrenstellen im Paradiese besitzen, und zu mir sagen: Was für Uebel hast du Tyrann uns unter deiner verhaßten Regierung zugefügt! Anstatt eure Verweise zu beantworten, werde ich denn in einem beschämten Stillschweigen stehen, und mich nicht getrauen, zu euren erbitterten Augen hinauf zu blicken." Bey diesen Worten verbarg der gute alte König sein Gesicht, und Ströme von Thränen flossen durch die Furchen seiner bejahrten Wangen hinab. Seine Söhne und Hofleute vergossen auch, nach seinem Beyspiele, Zähren, und alles Volk war für Betrübniß und Wehklagen ausser sich. Endlich trocknete der graue Monarch seine Thränen ab, und fuhr also fort: "O meine Freunde, ich gehe aus dieser Welt, um in den Pallast der Ewigkeit zu treten. Ich bitte euch, entladet mein Gewissen von der Schuld desjenigen, was ihr mir vorzuwerfen habt, damit ich nicht in meinem Grabe von den bösen Engeln üble Begegnung erdulde, und daß sie bey ihrem Abschiede eine Tochter des Paradieses zurück lassen, um bey mir bis an den Gerichtstag zu verharren. Nunmehro aber erwählet den unter meinen Söhnen, den ihr zu meinem Nachfolger verlanget."

Alles Volk rief aus: "Es müssen die Tage des Königs dauern, so lange die Welt währet! Wir haben ihm nichts

vor:

vorzuwerfen. Das allmächtige Wesen, das die schwarzen Vorhänge der Nacht aufzieht, und den Purpurstralen des Morgens gebietet, die Gipfel der erhabenen Berge zu bemahlen, müsse eben so mit ihm zufrieden seyn, als wir! Von den Prinzen, seinen Söhnen, setze der König auf den Thron, wen er will! wir sind bereit, ihm zu huldigen, und werden ihm treulich gehorchen. Wenn er uns aber schlechterdings befiehlt, zu sagen, welchen unter ihnen wir für den würdigsten achten, seine Stelle zu ersetzen, so bekennen wir, daß es der jüngste sey.„

Nach dieser Erklärung kehrte der König in die Stadt zurück, und gab Befehl, als er in seinem Pallaste anlangte, Anstalten zur Krönung des jüngsten Prinzen zu machen. Als alles fertig war, nahm der bejahrte König den jungen Prinzen bey der Hand, und ließ ihn auf den Thron steigen. “Nimm, mein Sohn, sagte er, eine Würde an, die ich dir freudig abtrete, und trage die Krone, die du so wohl verdienst. Aber gedenke stets, daß du dem Herrn der Natur und deinem Vaterlande für jede Handlung deines Lebens Rechenschaft schuldig bist. Ein Monarch ist bloß für das Beste seines Volks gebohren. Hüte dich vor der Schmeicheley. Sie ist eine Klippe, die den Fürsten gefährlicher ist, als jene unter der Oberfläche des Wassers verborgene den Seefahrern. Fürchte nichts, als dein eigenes Gewissen, und strebe nach nichts, als nach der Glückseligkeit deines Reichs. Denn wird dein Thron vest stehen, gleich den ewigdaurenden Bergen, und in den äussersten Ländern der Erde wird man über deine Tugend frohlocken. Könige werden deine Freundschaft suchen, und Weise Unterricht aus deinem Munde schöpfen. Der Kaufmann wird unter deinem Schutze blühen, und der Fremdling unter dem Schatten deiner Gesetze sicher ruhen. Die Herzen der Waisen und Wittwen werden für Freuden singen, und der Mund des Kindes wird dein Lob stammeln.„

Alsobald rufte ihn das Volk zum Könige aus, und die Großen wünschten ihm Glück zur Besteigung des Thrones, und baten den Allmächtigen, seine Segen auf seine Herrschaft herabzuschütten.

Ich schliesse dieses Blatt mit den vortreflichen Worten des Anti-Machiavells: Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat die Welt zum Tempel, und alle rechtschaffne Leute versehen in demselben die Stelle der Priester.

Der Einsame.

Dreyzehendes Blatt.

Hamburg, Freytags den 27 Junii 1766.

Wer ist der weise Mann, der dort so einsam denkt,
Und den verscheuchten Blick zur Erde furchtsam senkt?
Von Menschen ferne seyn, das ist sein Wunsch und Sinn!
Er ist nicht für die Welt, die Welt ist nichts für ihn.
Sein Sinn, versenkt in Gott, kann nicht nach Erde trachten,
Er kennt sein eigen Nichts, was soll er andrer achten?
Der Tugend ernste Pflicht ist ihm ein Zeitvertreib,
Der Himmel hat den Sinn, die Erde nur den Leib.
O Heiliger, geht schon dein Ruhm bis an die Sterne,
Flieh den Diogenes, und fürchte die Laterne!

von Haller.

Kaum ist unter den Menschen eine Neigung so allgemein, als die Neigung zur Gesellschaft. Tausend fühlen diesen natürlichen Hang, gegen zehn menschenscheue Einsiedler, welche, um von der Welt bewundert zu werden, sich unphilosophisch vor der Welt verschliessen, als ob sie von derselben keine Bürger wären. Da indessen die wenigsten diesen Trieb zum Umgange nach den Gesetzen der Vernunft bestimmen, sondern ihm ohne Ausnahme, wann und wo er sie ergreift, blindlings folgen, so dünkt es mich der Mühe werth zu seyn, sich um diese Gesetze etwas näher zu bekümmern.

Alle vernünftige Creaturen, die nach Absichten handeln, werden vor Verrichtung einer That die wichtige Frage des moralischen Catechismus beantworten: zu welchem Nutzen? Wenn also von dem Nutzen der Gesellschaft überhaupt die Rede ist; so setze

ich solche Menschen voraus, die hierin nicht nach blossen sinnlichen Trieben, und mechanisch, sondern die nach Gründen handeln, nemlich nach ächten, unverwerflichen Gründen, welche entweder auf das wahre Vergnügen anderer, oder bey mir selbst auf die Vermehrung einer tugendhaften Wollust zielen.

Da der große Zweck aller billigen Gesetze, der Zweck unserer Existenz, der Zweck der Tugend nichts anders ist, als das allgemeine und besondere Vergnügen, das ist, der Zustand angenehmer Empfindungen; so muß auch dieses der erste Zweck vernünftiger Zusammenkünfte seyn. Alles das, was mich ergötzet, das ist auch schon um deswillen gut und nützlich; ja, wenn es nur in seinem Zusammenhange mit andern Dingen, und in seiner Dauer, nur gute, oder wenigstens keine widrige Folgen auf mich hat: so ist es, in sofern es mir angenehme Empfindungen macht, ein wahres Gut zu heißen.

Wenn ich also von Gesellschaften ein Vergnügen empfinde; so ist auch dieses Vergnügen abstract betrachtet, bereits eine hinlängliche Antwort auf die obige Frage von ihrer Nutzbarkeit.

Weil es aber möglich ist, daß ich aus Mangel an Einsicht mich an etwas vergnügen kann, welches misvergnügte Folgen hat; so ist freylich nöthig, daß das Vergnügen aus den Gesellschaften, in Absicht auf die Folgen desselben, etwas näher bestimmt werde.

Ich halte es für überflüßig, hier darzuthun, daß die Neigung zur Gesellschaft seiner Art Mitgeschöpfe, und daß z. E. Menschen gern bey Menschen, und Thiere bey ihres gleichen Thieren wohnen, kein vergebner Wink der Natur sey, weil in jeder Classe der Creaturen ein jedes der Beyhülfe des andern bedarf. Es soll jedermann bekannt seyn, daß die Zusammenkünfte dieses natürlich-nothwendige Band vester zuknüpfen, indem sie es angenehm machen.

Nichts

Nichts hilft so sehr zur Verbesserung des Menschen, als die Kenntnis des Menschen. Diese wird theils durch das Studiren seiner eigenen moralischen Natur, theils durch die aufgeschriebenen alten und neuen Thaten oder Handlungen anderer Menschen, theils aber durch die eigenen Erfahrungen der Begebenheiten heutiger Menschen erlanget. Kein näheres, und kein würdigeres Studium kann für den Menschen gefunden werden, als der Mensch selbst. Daher sagt auch der erleuchtete Pope:

The proper study of Mankind is Man.

Für Menschen ist der Mensch die rechte Wissenschaft.

Allein, dieser große Zweck wird allezeit, in einem höhern oder geringerm Grade unvollkommner erreicht, wenn man sich bloß einer oder zweyer, anstatt aller dieser Mittel bedienet. Man muß sie also insgesamt geschickt mit einander verbinden, und jedes zu rechter Zeit zu gebrauchen wissen. Diese Abwechselung muß vornemlich von eines jeden moralisch- und physicalischer Natur, so viel als es die öconomischen und politischen Umstände erlauben, bestimmet werden. Auch derjenige, der nicht leicht Langeweile hat, der ohne Eckel allein seyn kann, der ohne Zeugen mit Lust denken, sich an sprachlosen Gegenständen ergötzen, sich an seinem großen Urheber, an der unermeßlichen Natur, und an sich selber belustigen, und in dem weiten Felde der Wahrheiten in süßer Stille herumwandeln kann; und der, wenn er seinen Geist auf eine angenehme Weise also abgemattet hat, hernach die Meditationen und Beobachtungen alter und neuer Weisen mit den seinigen vergleicht, wird, wegen eingeschränkter Leibes- und Gemüthskräfte zuletzt alles dessen müde. Er kann nicht immer meditieren, und unaufhörlich alleine seyn; alsdann ist ja, um nicht in einem trägen Schlaf einzuschlummern, und an seiner eigenen oder anderer Verbesserung fortzuarbeiten, das dritte unter den obigen Mit-

teln in diesem Zeitpunct das Beste, nemlich die Gesellschaft. Diesem Mittel haben wir die nützlichsten Moral-Experimente, die Spectateurs, die Sittenmahler, die Mentors, die Rochefoucaults, die Bruyeres, u. s. w. zu danken, die unser Inneres anatomiren, die uns zeigen, wer wir sind, und wer wir seyn sollen. Warum sollten wir denn nicht mit allem Fleiße bedacht seyn, diese wichtigen Experimente mit neuen Experimenten zu vermehren, zu erläutern, und eben sowol die unendliche Verschiedenheit, als die allgemeine Aehnlichkeit in den Charactern der Menschen zu untersuchen, um die Genauigkeit unserer Verhaltungsregeln gegen uns selbst und andere, immer näher bestimmen zu können?

Dieses ist ein kurzer Entwurf des moralischen Nutzens der Gesellschaften überhaupt. Itzt will ich einige Regeln anführen, wie diese Gesellschaften billig eingerichtet seyn sollten.

Ein Mensch soll erstens des andern Freund seyn, und darum dienet zu der vorzüglichsten Lust bey den Zusammenkünften, daß darinn ein freundschaftliches Wesen herrsche. Feinde sind, als Feinde betrachtet, einander zu erbauen und zu verbessern ungeschickt. Meistentheils kommen Leute zusammen, die theils feindliche Gesinnungen gegen einander hegen, theils sonst von ganz entgegengesetzten Characteren sind, da denn entweder Spott und Schimpf oder Verstellung herrschet. Am meisten soll man nur seines gleichen besuchen. Ich heisse aber meines gleichen nicht Leute, die etwan gerade so viel, oder weder viel mehr noch viel weniger wissen, als ich, oder die nicht von höherm und niedrigerm Stande sind; sondern solche Personen, deren moralischer Character, Studien, Neigungen, Sitten, Lebensregeln, Beschäftigungen u. s. w. mit meinem Character, Leidenschaften, Thun und Lassen eine ziemliche Aehnlichkeit haben. Ein Punct der zum Grunde einer dauerhaften Freundschaft das meiste beyträgt.

Doch auch hier muß zweytens das Glück so viel Verschiedenheit anzubringen wissen, als zur Verhütung des Eckels und des Schlafs bey gar zu grossem und einförmigen Gleichsinn in allen diesen Dingen nöthig ist, welche angenehme Verschiedenheit sich nicht nur auf die Denkungsart, sondern auch auf die Gespräche erstreckt. Vermöge desselben kann der eine in seinen Discoursen gleichsam einen Geschichtschreiber, ein anderer einen Weltweisen und Moralisten, ein dritter einen Staatsmann, ein vierter einen Satyricus und vernünftigen Belustiger, ein fünfter so gar einen Quodlibetisten u. s. f. vorstellen. Ein anderer kann verschiedene dieser Arten verbinden. Kurz: Ein jeder redet nach seiner besondern Denkungsart u. nach seinem eigenen Geschmacke über eine Materie, die allen zur Beurtheilung vorgelegt wird. Dieses wirft in das Ganze einen angenehmen Wechsel, und schärft bey jedem das Nachdenken; besonders wenn man, damit die Gespräche nicht allzu eintönig werden, zu Zeiten mit Fleiß die Vertheidigung eines Satzes übernimmt, dessen Gegentheil man doch glaubt, nachdem man entweder zuvor für ein und allemal sich erkläret, daß dieses bloß darum geschehe, um zu zeigen, wie weit es die Scharfsinnigkeit in den Scheingründen bringen könne: oder, daß man in dem Vortrage selbst, durch eine geschickte Ironie, die eigentliche Absicht sonst so deutlich hervorstechen läßt, daß eine ausdrückliche Erklärung derselben nicht nöthig ist. Eine zur Schärfung des Verstandes eben so nützliche als angenehme Uebung.

Das aber, was drittens die Lust einer Gesellschaft vorzüglich vergrößert, ist auch dieses: Wenn durch eine allgemeine Uebereinstimmung, wie durch ein stillschweigendes Gesetz, eine gewisse feindselige Gesinnung daraus verbannet wird, welche in andern Gesellschaften oft so vielen Verdruß erweckt. Es giebt nemlich gewisse Personen, welche unter den Menschen eben das vorstellen, was die Häher unter den Vögeln sind. Eine gewisse Art ge-

nein in diesem Zeitpunct das Beste, nemlich die Gesellschaft. Diesem Mittel haben wir die nützlichsten Moral-Experimente, die Spectateurs, die Sittenmahler, die Mentors, die Rochefoucaults, die Bruyeres, u. s. w. zu danken, die unser Inneres anatomiren, die uns zeigen, wer wir sind, und wer wir seyn sollen. Warum sollten wir denn nicht mit allem Fleiße bedacht seyn, diese wichtigen Experimente mit neuen Experimenten zu vermehren, zu erläutern, und eben sowol die unendliche Verschiedenheit, als die allgemeine Aehnlichkeit in den Charactern der Menschen zu untersuchen, um die Genauigkeit unserer Verhaltungsregeln gegen uns selbst und andere, immer näher bestimmen zu können?

Dieses ist ein kurzer Entwurf des moralischen Nutzens der Gesellschaften überhaupt. Itzt will ich einige Regeln anführen, wie diese Gesellschaften billig eingerichtet seyn sollten.

Ein Mensch soll erstens des andern Freund seyn, und darum dienet zu der vorzüglichsten Lust bey den Zusammenkünften, daß darinn ein freundschaftliches Wesen herrsche. Feinde sind, als Feinde betrachtet, einander zu erbauen und zu verbessern ungeschickt. Meistentheils kommen Leute zusammen, die theils feindliche Gesinnungen gegen einander hegen, theils sonst von ganz entgegengesetzten Characteren sind, da denn entweder Spott und Schimpf oder Verstellung herrschet. Am meisten soll man nur seines gleichen besuchen. Ich heisse aber meines gleichen nicht Leute, die etwan gerade so viel, oder weder viel mehr noch viel weniger wissen, als ich, oder die nicht von höherm und niedrigerm Stande sind; sondern solche Personen, deren moralischer Character, Studien, Neigungen, Sitten, Lebensregeln, Beschäftigungen u. s. w. mit meinem Character, Leidenschaften, Thun und Lassen eine ziemliche Aehnlichkeit haben. Ein Punct der zum Grunde einer dauerhaften Freundschaft das meiste beyträgt.

Doch auch hier muß zweytens das Glück so viel Verschiedenheit anzubringen wissen, als zur Verhütung des Eckels und des Schlafs bey gar zu grossem und einförmigen Gleichsinn in allen diesen Dingen nöthig ist, welche angenehme Verschiedenheit sich nicht nur auf die Denkungsart, sondern auch auf die Gespräche erstreckt. Vermöge desselben kann der eine in seinen Discoursen gleichsam einen Geschichtschreiber, ein anderer einen Weltweisen und Moralisten, ein dritter einen Staatsmann, ein vierter einen Satyricus und vernünftigen Belustiger, ein fünfter so gar einen Quodlibetisten u. s. f. vorstellen. Ein anderer kann verschiedene dieser Arten verbinden. Kurz: Ein jeder redet nach seiner besondern Denkungsart u. nach seinem eigenen Geschmacke über eine Materie, die allen zur Beurtheilung vorgelegt wird. Dieses wirft in das Ganze einen angenehmen Wechsel, und schärft bey jedem das Nachdenken; besonders wenn man, damit die Gespräche nicht allzu eintönig werden, zu Zeiten mit Fleiß die Vertheidigung eines Satzes übernimmt, dessen Gegentheil man doch glaubt, nachdem man entweder zuvor für ein und allemal sich erkläret, daß dieses bloß darum geschehe, um zu zeigen, wie weit es die Scharfsinnigkeit in den Scheingründen bringen könne: oder, daß man in dem Vortrage selbst, durch eine geschickte Ironie, die eigentliche Absicht sonst so deutlich hervorstechen läßt, daß eine ausdrückliche Erklärung derselben nicht nöthig ist. Eine zur Schärfung des Verstandes eben so nützliche als angenehme Uebung.

Das aber, was drittens die Lust einer Gesellschaft vorzüglich vergrößert, ist auch dieses: Wenn durch eine allgemeine Uebereinstimmung, wie durch ein stillschweigendes Gesetz, eine gewisse feindselige Gesinnung daraus verbannet wird, welche in andern Gesellschaften oft so vielen Verdruß erweckt. Es giebt nemlich gewisse Personen, welche unter den Menschen eben das vorstellen, was die Häher unter den Vögeln sind. Eine gewisse Art ge-

häßiger Spötter, welche in der Gesellschaft nicht vergnügt seyn können, wenn sie nicht Gelegenheit haben, die niederträchtige Lust zu büßen, sich den einen oder den andern zum Ziel ihres Hohns und Gelächters zu setzen, und ihm seine wahren oder vermeinten Unvollkommenheiten auf die beißendste und gröbste Art so lange vorzumahlen, bis sie zuletzt ihren misanthropischen Zweck erreicht haben, um über ihn ein Siegeslied anstimmen zu können. Diese Seuchen der Gesellschaft sind als muthwillige Räuber des darinn natürlicherweise entstehenden Vergnügens anzusehen, und verdienen daher die gerechte Verachtung aller vernünftigen Menschenfreunde. Doch dieses muß man ihnen zum Ruhm nachsagen, daß sie, (damit ihre Demuth durch die Ehre eines großen Sieges nicht Gefahr leide) am begierigsten diejenigen angreifen, welche von ihnen an Stand, Ansehen und Glück, oder an Verstand und Witz, würklich oder wenigstens im Wahn, weit übertroffen werden. Es läßt, als wenn ein geharnischter Soldat ein unmündiges Kind zu Boden schlägt. Erfüllt von dem Begriff ihrer entsetzlichen Grösse, sehen sie mit hohem Muthe auf ihrer Mitbürger niedriges Nichts herab, und demonstriren durch die Stärke des Tons und der stolzen Machtwörter alles als Vorurtheile und Narrheiten, was nicht in ihrem eigenen Kopfe gewachsen ist. Geschieht es zuweilen, daß sie unerwartete Streiche zurück empfangen; so sind sie doch meistentheils des Sieges gewiß, weil ein Verständiger, der nicht falschen, sondern wahren Witz, und feinen Scherz in seiner Gewalt hat, Bedenken trägt, sich mit solchen Prahlern in einen Zweykampf zu wagen.

Es sey ferne, daß ich mit dieser Abschilderung ein freundschaftliches Satyrisieren, einen Scherz, der die Mängel meines Freundes liebreich tadelt, eine höfliche Strafpredigt, eine vorsichtige ironische Moral, für verwerflich ausrufen sollte. Nichts weniger. Der freundschaftliche

schaftliche Satyricus ist nicht allein das würzende Salz, das Leben und die Lust der Gesellschaft, sondern auch ihr Nutzen. Er begehrt niemand zu erzürnen, sondern sich selbst mit andern zu bessern; er unterweiset, aber er beleidiget nicht, ja er gesteht redlich seine eignen Fehler. Mit diesen edlen Gesinnungen verbindet er so viel Einsicht, daß er seine Satyren nirgends als zu rechter Zeit und am rechten Ort anbringet, damit sie die gewünschte Wirkung haben. Eine Kunst, die der Aftersatyricus nicht versteht, und darum zum Grobian wird. Der ächte Satyricus will lieber einen geistreichen Einfall, der hervorbrechen will, zurückhalten, wann er merket, daß derselbe, seinen Absichten zuwieder, Verdruß und Mißverstanderwecken möchte. Auf diese Art sind der Satyricus und der Grobian zwo ganz ungleiche Personen. Ueberhaupttritt ein Menschenfreund in Gesellschaft, seine Lust an einer gemeinschaftlichen Freude zu haben, und anstatt jemanden aus seiner Gemüthsruhe zu verjagen, wird er nach seinem Vermögen in die Gesellschaft nichts als Freudeund Vergnügen säen.

Zur Lust, ja selbst zum Nutzen einer Gesellschaft gehöret auch viertens die aus Freyheit im Denken entspringende Freyheit im Reden. Freyheit in der Wahl der Materien. Freyheit in der Art ihrer Abhandlung, in der Kürze oder Weitläuftigkeit, in den Ausschweifungen, u. s. f.

Wer frey darf denken, denket wohl.

von Haller.

Durch die Freyheit kann ein jeder sowol die Wahrheiten als die Irrthümer des andern vielfältig nutzen. Doch wo die Freyheit zu reden herrschet, da muß auch die Freyheit zu schweigen statt finden. Ein stummer Zuschauer, oder Zuhörer in der Gesellschaft, kann, da der Redenden genug sind, über der andern weise oder thörichte Reden, mit sich selbst philosophische Gespräche halten, und eine Experimentalpsychologie zusammenbringen, mit der er sich selbst und andern nutzen kann.

Zur

Zur Lust in einer Gesellschaft gehöret auch fünftens, wann der gesellschaftlichen Gesetze keine gar zu große Anzahl ist. Viele zur Lust und zum Nutzen angestellte periodische Gesellschaften haben es, ihrem wesentlichen Zwecke zuwieder, hierinn sehr versehen, daß sie sich mit der Menge ihrer willkührlichen Gesetze selbst zur Last geworden. Je mehr Bande, je mehr Zwang; jemehr Zwang aber, je weniger Wollust ist da, und desto mehr Uebertretungen der Gesetze der Freude giebt es. Jeder Mensch sehnet sich nach Freyheit. Man thut oft die mühsamsten Handlungen mit Lust, wenn uns kein Gesetz dazu zwinget; alles was ein Müssen einschließt, geräth nur halb so gut, als ein Ich will. Dieses versteht sich nemlich nur von denjenigen Gesellschaftsgesetzen, welche nicht bloß moralisch, sondern gewissermassen willkührlich sind. Ich halte die moralischen, darunter ich auch die bereits gegebenen zähle, zur Erhaltung eines mit Lust verbundenen Nutzens für absolut-nothwendig, so beschwerlich ich für die Gesellschaft die Ueberhäufung aller andern halte.

Aus eben dem Grunde, warum eine immerwährende Einsamkeit auch dem größten Liebhaber der Selbstgespräche zuletzt zur Last wird, so gehört sechstens zur Annehmlichkeit einer Gesellschaft, daß man sich nicht gar zu oft versammle. Es gehört das Angenehme des Wechsels in den sinnlichen und abstracten Vergnügungen mit zur menschlichen Natur, und hat seinen Grund in den Schranken unserer Leibes- und Gemüthskräfte. Toujours perdrix ist nach dem Glaubensbekenntniß jenes Beichtvaters nicht angenehm. Wer gern philosophisch, oder kunstmäßig wollüstelt, der unterläßt für eine Weile auch den Genuß der angenehmsten Sache gern, um hernach den Geschmack dieses Genusses zu erhöhen. Dieses trifft um so viel mehr bey den Zusammenkünften ein, um so viel weniger sie unter die größten und vorzüglichsten Ergötzlichkeiten eines wahren Weisen zu rechnen sind; sondern bloß zu seinen Erholungsstunden von wichtigern und erhabnern Geschäften dienen, worinn er, wie schon gesagt, lebendige Commentarien über seine philosophische Meditationen vor sich sehen kann. Wer nicht allein seyn kann, wer alle Tage u. Stunden sich nach dem Getümmel u. Geräusche sehnet, und nur durch die Gesellschaft lebt, giebt einen gedankenleeren Kopf, und sein ganzes Ich als ein herumwanderndes Uhrwerk zu erkennen, das alle Tage, für eine gleich lange Zeit, aufgezogen wird.

Den Beschluß der Vorschläge, wie eine Gesellschaft angenehm und moralisch einzurichten, werden meine Leser in dem folgenden Blatte finden.

Der Einsame.

Vierzehendes Blatt.

Hamburg, Freytags den 4 Julii 1766.

Ein hoher Sinn, der nur nach seinem Ursprung schmeckt,
Und sich nicht in den Schlamm der Eitelkeit versteckt,
Kann, was der Pöbel sucht, mit leichter Müh vergessen.
Dem Weisen ist sein Vaterland die Welt.
Er bleibet unbewegt, wenn alles bricht und fällt,
Und will sein Glück nach nichts, als seiner Freyheit, messen.

von Canitz.

Einige Leser haben an den im vorigen Blatte gegebenen Vorschlägen, wie die Gesellschaften beyder zur Lust und zum Nutzen eingerichtet seyn könnten, auszusetzen gefunden, daß darinn der Erfrischungen, und der Speisen und Getränke, so wenig Spiele gedacht worden. Man hat, (ungeac Abhandlung noch nicht geendet war) daraus geschlo als wenn man den Gebrauch dieser körperlichen Vergnügungen in den Gesellschaften durchaus für verwerflich hielte, und nur solche Zusammenkünfte billigen wollte, die bloß für die Geister, nicht aber für die Körper, dienten.

Ob ich gleich die gar zu körperlichen Menschen, welche bloß der Mastung ihres Körpers wegen einander besuchen, von ganzem Herzen verachte, weil sie dieses Geschäfte eben so wol allein, und eben so gewissenhaft und genau zu Hause verrichten könnten, als in Gegenwart fremder Zeugen; so muß ich dennoch zu ihrem Troste gestehen, daß ich nicht so catonisch bin, und den Gebrauch

der leiblichen Lebensmittel neben den geistigen, bey den Zusammenkünften für unanständig, und der Menschheit unwürdig halte. Nein, ihr Verehrer der Ceres und des Bacchus! ich erkenne gern, daß der Mensch, der aus Leib und Seele besteht, in den Zusammenkünften beyder Vergnügen suchen darf. Ich behaupte nur, daß diese körperlichen Lüste nicht von der Art sind, daß dieselben nicht schon zu Hause bis zu einer genugsamen Ersättigung könnten gestillet werden, daß man sich ihrer einige Stunden lang ohne Beschwerde enthalten kann, und sie folglich zum Vergnügen in einer Gesellschaft nicht wesentlich nothwendig sind; denn auch dieser Umstand macht eines von den Unterscheidungszeichen der leiblichen Lüste von den blos geistigen, oder seelischen aus. Zugleich aber berechtigt mich die Natur und Erfahrung, zu behaupten, daß es ausser dem Essen und Trinken noch andre körperliche Vergnügungen giebt, welche zum Zweck der Gesellschaften eben so bequem sind als diese; und es also im geringsten nicht nothwendig ist, um sich gesellschaftlich zu [illegible]en, auf Gastgeboten zusammen zu kommen, und, [illegible]ch einer recht grobsinnlichen Theorie der Ehre, einander dadurch Ehre zu bezeigen, da hingegen durch eine Einladung zu einem vernünftigen Discourse über eine wichtige Materie, und also zu einem geistigen Gastgebothe sich sehr wenige geehrt glauben würden.

Dem allen ohngeachtet erkenne ich die enge Harmonie zwischen Leib und Seele, und daß, vermöge dieses Bandes, auch dieser Theil der sinnlichen Lüste, den man Speise und Trank heisset, selbst etwas zur Erhöhung der vernünftigen Seele beytragen kann. Ein Erfahrungssatz, den niemand leugnen kann: Der Wein z. E. erfreuet des Menschen Herz, und viele Menschen sind so geartet, daß es ihnen bey trocknem Durste beynahe unmöglich ist,

geist-

geistreich und munter zu scherzen. Wenn man einigen Verehrern des Tobacks glauben darf; so gebiehrt derselbe Einfälle, und ist in seinen Wirkungen dem Weine nicht unähnlich. Thee, Caffee, und dergleichen beleben und begeistern auf gewisse Weise manche Leute. Also mag dieser Artikel, ob er gleich überhaupt zur vorzüglichen Lust bey den Zusammenkünften nicht die Hälfte so wesentlich nothwendig ist, wie die bereits angeführten, dennoch in seinem mäßigen Gebrauche, in so fern er dieselbe vermehren und erhöhen kann, ihnen zum Anhang dienen.

Wie verkehrt aber wird gegen diesen Zweck gehandelt, wenn diese sinnlichen Ergötzungen anders als ein solcher Anhang gebraucht werden, und wenn, anstatt der Belustigungen des Verstandes und Witzes, Schwelgeren, Pracht und eitler Ueberfluß zum vornehmsten Zweck der Zusammenkünfte gemacht wird. Ein höchstes Gut, ein Ziel der Wünsche, ein mahometanischer Himmel, der sich besser für Sardanapale, als für beseelte Menschen, schickt, die durch diesen Mißbrauch, anstatt ihre Sinnlichkeiten zu schärfen, sie dadurch nach und [illegible] stumpf und unempfindlich machen.

Was die Spiele, als eine besondere Art des gesellschaftlichen Vergnügens, betrifft, so sind die Einrichtungen derselben meistentheils so verkehrt, daß sie moralischen und oeconomischen Schaden gebähren. Den Nutzen von einem mäßigen, nicht zu öftern, und klüglich eingerichteten Gebrauch bin ich nicht in Abrede. Sollen sie aber einen vernünftigen Zweck der Lust erreichen; so halte ich hierzu diejenigen Spiele für die bequemsten, welche in einer Vermischung von Kunst und Glück bestehen. Derjenigen, wobey es auf das bloße Glück ankömmt, sollten sich denkende Menschen schämen. Die blos künst-

lichen hingegen, greifen das Nachsinnen stärker an, als es zu den lustbaren Empfindungen in der Gesellschaft dienlich ist. Einen vorzüglichen Rang gebe ich denjenigen Kunst- und Glücksspielen, mit denen zugleich eine zur Gesundheit dienliche Uebung des Leibes verknüpft ist.

So viel mag zur siebenden Regel, wie man die Gesellschaften zur Lust und zum Nutzen einrichten soll, genug seyn.

Unter die Vollkommenheiten derselben gehört achtens auch überhaupt eine kluge Offenherzigkeit. Vermöge derselben unterhält und bestärket man sich in den freundschaftlichen Gesinnungen; man sieht einander ins Herz und entdeckt daselbst lauter Redlichkeit und Menschenliebe. Man ist in einer solchen Gesellschaft nicht so politisch gegen einander, wie die unfreundschaftliche Welt, deren Verachtungswürdigkeit ein Dichter, der auch durch sein Leben die Tugend und Freundschaft reizend macht, in folgenden Zügen darstellt, wenn er wünscht:

Ach könnt ich beständig die Thorheit der niedrigen Ruhmsucht verlachen,
Womit der höhere Pöbel sich quält;
Beständig der Vorsicht spotten, die ihn in Unruhe wälzet,
Daß er sich kaum die Gedanken vertraut;
Die ihn von Freundschaft entblößt, der Quelle der reinesten Wollust.

Nicht zu gedenken, daß die, diesem niederträchtigen Character entgegengesetzten edlern Gesinnungen, vermöge des Satzes, vis unita fortior, uns oft selbst auch im Politischen nutzen können; so ist der wichtigste Vortheil von der Offenherzigkeit allezeit dieser, daß, da man sich nicht

zu verstellen trachtet, man den Menschen allezeit am be-
sten studiren kann. Und wie nützlich ist dieses!

Endlich hängt neuntens die vorzügliche moralische Lust und Nutzbarkeit einer Gesellschaft von der moralischen Wahl und Ausführung der Materien ab. Es giebt, leider, gar zu viele Gesellschaften, welche sich zu ihren gemeinschaftlichen Vergnügungen lasterhafte Gegenstände wählen. Entweder ist es auf ein thierisches Herumwälzen in venerischen und bachanalischen Lüsten abgesehen; oder es sind pedantische Versammlungen über unnütze Alterthümer und lächerliche philologische Aufgaben; oder es sind libertinische Zusammenkünfte, da man seine natürliche Unfähigkeit, vernünftig und witzig zu scherzen, an Gott, an Religion und Tugend rächen will, indem man diese erhabenen Gegenstände, weil man sie entweder überall nicht versteht, oder weil man sie sich unter einem von geistlichen oder weltlichen Ignoranten falsch gemahlten Bilde vorstellt, sich erfrecht zu lästern, und zum Stoff seines Spaßes zu machen, wodurch man aber zugleich seinen ungehirnten Kopf verräth.

Es ist wahr, einem aufrichtigen und von aller sectirischen Partheylichkeit sowol, als vom eigensinnigen, kranken Eigendünkel befreyten Erforscher der Wahrheit, der sich von dem Joche des Aberglaubens, und den Vorurtheilen der Erziehung und Autorität freygemacht, und den Köhlerglauben mit eben dem Eifer wie den Unglauben von sich abgeworfen hat; einem solchen, sage ich, ist eine edle Kühnheit ganz anständig. Er läßt sich von keinem solchen Gesetze binden, wie man von einem gewissen Democratischen Bauernstaat erzehlet, darinn vor etwa hundert Jahren bey entstandenen Religionsstreitigkeiten zu Stillung derselben befohlen ward, daß man Gott und

 göttli-

göttlichen Dingen weder Gutes noch Böses mehr reden sollte. Eine Medicin, die noch schlimmer als das Uebel selbst war.

Nein. Ein Weiser fürchtet sich nicht. Er urtheilet mit vernünftiger Dreistigkeit über alles, was ihm vorkommt, nicht mit entscheidendem Tone, sondern nach scharfgeprüften Gründen. Hierin aber thut er anders nichts, als was Menschen, denen der gütige Schöpfer die Vernunft eingepflanzet hat, nicht nur befugt, sondern zu thun schuldig sind. Auch in den gesellschaftlichen Unterredungen ehret man die wahre Religion, und die reine Tugend am besten, wenn der, der dazu fähig ist, die falschen Religionsbegriffe und die Laster entweder gerade zu bestreitet, oder durch eine ironische Vertheidigung lächerlich macht. Auf beyderley Art giebt man seine wohlüberlegte Hochachtung für die ehrwürdigsten Wahrheiten deutlich genug zu erkennen. Man bestreitet von Zeit zu Zeit allerhand moralische Vorurtheile, und den Aberglauben, als geschworne Feinde alles wahren Vergnügens. Man legt sich auf wichtige Fragen und Untersuchungen, deren Auflösung die Erkenntnißquellen vermehret, und indem sie den Verstand erleuchtet, zugleich den Willen und das Leben bessert. Kurz, man tritt auch darum in Gesellschaft, einander immer vollkommner zu machen, und trachtet in dieser lobenswürdigen Absicht das Nützliche mit dem Angenehmen und Muntern bestens zu vereinigen.

Gesellschaften, die nach diesen und andern dergleichen Regeln eingerichtet sind, sind des Besuchs würdig, und nützlich. Wer aus misanthropischen, fanatischen, oder scheinheiligen Gründen, oder auch aus Hochmuth, Verachtung, Geiz, Haß, u. s. w. sich einsiedlerisch davon entfernt,

entfernt, verdienet allerdings Tadel. Keinesweges aber derjenige, der diese Gesellschaften zwar auch, aber nur selten, besucht; denn man sieht aus den im vorhergehenden Blatt angeführten Ursachen, warum man überhaupt in Gesellschaft gehen soll, gar leicht, daß das Plus und Minus bey einem jeden von seinen innern moralischen Umständen muß bestimmt werden; ja nicht nur von den moralischen, sondern auch sehr oft von den äussern öconomischen und politischen. Es kommt also nur darauf an, daß ein Jeder nach Beschaffenheit dieser Umstände so viel gehe, als sie es erfodern, es mag denn oft oder selten geschehen. Und weil bey unsern Handlungen die Vermehrung unsrer Seelenkräfte immer einer der vornehmsten Zwecke seyn soll, so kann in Ansehung des Besuchs der Gesellschaften durch das Plus eben so wohl, als durch das Minus gesündigt werden. Welches von beyden geschieht wol am meisten?

Wie viel mehr sind viele, die den Namen wahrer Weisen verdienen; zu entschuldigen, wenn sie sich vor den Gesellschaften verschliessen, die nach Regeln eingerichtet sind, welche denen, die hier gegeben worden, ganz entgegengesetzte Eigenschaften haben? Wer will es denen, welche fähig sind, sich an erhabnen Wahrheiten zu vergnügen, zumuthen, daß sie täglich in die Gesellschaften der Thoren und Lasterhaften gehen sollen? Es ist genug, daß sie es zu Zeiten aus Gefälligkeit thun, so oft, als es ihnen ihr Eckel für den Thorheiten nicht zu empfindlich verbietet. Ich läugne den Nutzen nicht, den aus psychologischen und moralischen Gründen sowol die weisen Besucher, als die besuchten Thoren (die ersten nemlich, wenn sie es nur sparsam thun) davon haben können. Allein, daß sie sich den Anlaß zum Verdrusse über die Laster und Thorheiten nicht zu bessernder Menschen gar zu oft machen, wer will das von ihnen fodern? Wäre es vernünftig,

schmeidig, weil sie dem Philopoemen zulassen mußten, daß er gleichsam die Spannadern ihres Staats zerschnitt. Auf eine ähnliche Weise suchte, nach dem Dionysius von Halikarnaß, der Cumäische Tyrann, Aristodemus, die Herzhaftigkeit der Jugend dadurch kraftlos zu machen, daß er verordnete, die Knaben sollten ihre Haare wie die Mädchen wachsen lassen, und sie mit Blumen zieren; sie sollten Kleider von verschiedenen Farben, bis an die Fersen, tragen; Weibsbilder sollten ihnen Sonnenschirme, wohlriechende Sachen und Fächer nachtragen, wenn sie zu ihren Tanz- und Lehrmeistern in der Musik gingen; sie sollten ihnen, im Bade, Kämme und Spiegel reichen, und diese Erziehung bis in ein Alter von zwanzig Jahren dulden.

Meine Landesleute, und unter denselben vornemlich meine geliebten Hamburgischen Mitbürger, mögen selbst urtheilen, ob sich die Erziehung ihrer Jugend mehr auf die Seite der Spartanischen, oder die derselben entgegengesetzten Erziehungsarten lenke. Was mich betrifft, so sollte es mir überhaupt leid seyn, wenn der Dichter mit Recht geklagt hätte:

O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland?
Wer bildet ihre jungen Seelen
Noch ehe sie das Laster wählen? —
Man bildet nur den Leib!

Uz.

Ich ersuche meine geehrtesten Leser und Leserinnen, hierüber ein kleines Verhör mit sich selbst anzustellen, und komme zu der vorhingedachten Geschichte.

Man

Man lieset in einer arabischen Uebersetzung, daß vor einigen Jahrhunderten Ali-Beg, ein weiser und tugendhafter Fürst, in dem Königreiche Candahar regierte. Alle seine Unterthanen sahen ihn als ihren Vater an. Dieser Fürst, der einzig und allein mit ihrer Glückseligkeit beschäftiget war, wollte gern einen König zu seinem Nachfolger hinterlassen, der sie mit Gerechtigkeit zu regieren wüßte.

Der Sultan bekam von einer seiner liebsten Weiber einen Sohn, den er Abdallah nannte. Dieses Kind war drey Monate auf der Welt, als Ali-Beg den Ismael-Chan holen ließ, den Emir, der ihm in seinem ganzen Reiche am meisten ergeben war, und dessen Redlichkeit er kannte. Er ließ auch drey Herren seines Hofes kommen, und nachdem sie auf das Buch des großen Propheten einen Eyd abgelegt hatten, ihm ein unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren; so redete er, indem er ihnen seinen Sohn zeigte, sie folgendermaassen an:

Ihr sehet hier den nächsten Erben dieses Königreichs, der aber meine Krone allein seinen Tugenden zu verdanken haben soll. Ismael-Chan, ich vertraue dir dieses kostbare Depot in Gegenwart dieser weisen Muselmänner, welche Zeugen meines Willens sind; bedenke, daß meine Unterthanen von dir ihre Glückseligkeit erwarten. Abdallah ist meine einzige Hoffnung. Der Tod hat mir alle seine Brüder entrissen. Er ist der einzige Zweig der Fürsten, welche dem Reiche Candahar seit vielen Jahrhunderten Gesetze gegeben haben; ich will aber lieber in ihm mein Geschlecht verlöschen sehen, als daß er einmal, wenn er von seinen Leidenschaften beherrscht würde, über meine Völker tyrannisiren sollte. Ismael-Chan, nimm dieses Kind. Ich will, daß es seinen Ursprung nicht wisse, bis es sich würdig gemacht hat, ihn zu erfahren. Es soll für deinen Sohn gehal-

ten werden. Bringe den deinigen, der gleiches Alters ist, heimlich hieher. Man soll ihn für den Erben des Reichs halten. Ich will ihn auch so erziehen lassen. Er soll mir zur Geissel dienen, und ich will ihn an Kindesstatt annehmen, wenn sich Abdallah, deiner Bemühungen ungeachtet, der höchsten Gewalt unwürdig macht. Dieser Säbel, dieser Gürtel mit Edelgesteinen, dieser Ring, wovon ich die Hälfte behalte, sollen die Kennzeichen seyn, den Abdallah zu erkennen, falls ihn der Engel des Todes mir entreissen sollte, ehe ich ihn nach Hofe zurück berufe. Ich will dir alles Nöthige zur Erziehung und Unterhaltung dieses Prinzen reichen lassen. Du aber kannst auf meine Wohlthaten Rechnung machen, wenn du mir meinen Sohn als einen Helden wiedergiebst. Wisse zugleich, daß es dir deinen Kopf kostet, wenn er, ehe ichs dir befehle, seine Geburt erfährt. Er wird die Menschen besser kennen lernen, wenn er von Schmeichlern entfernet ist, welche seinen Muth verzärteln, seine Sitten verderben, und seine Leidenschaften vergnügen helfen könnten. Er wird das Unglück in der Nähe sehen, und es einmal auf dem Throne zu lindern wissen. Das Laster wird sich mit weniger Kunst vor seinen Augen verbergen, und die Tugend wird ohne Furcht versichert seyn, einen Beschützer zu finden. Geh, Emir, und mache dich dieses besondern Kennzeichens der Gunst deines Herrn würdig. Bey Endigung dieses Gespräches umarmte er den jungen Abdallah zärtlich, und gab dem Emir und den drey Herren ein Zeichen, sich wegzubegeben.

Ismael-Chan vertauschte noch denselben Abend die beyden Kinder, die einander zum Glücke sehr ähnlich sahen. Er trug seinen Sohn in den Pallast, und weder die Sultaninnen noch ihre Frauen wurden den Raub gewahr. Die Amme des jungen Prinzen wußte mit um das Geheimniß. Wenige

Wenige Tage hernach entzog Ali-Beg dem Ismael-Chan, unter einem Vorwande, der gerecht zu seyn schien, seine Gnade, und verbannte ihn nach Cathay, um die wahre Ursache seiner Abreise von Candahar zu verbergen. Der ganze Hof, die drey Herren ausgenommen, welche mit um das Geheimniß wußten, beklagte das Schicksal des Emirs. Dieser Günstling hatte sich Freunde gemacht.

Als der Emir in Cathay angekommen war, so erzog er den Prinzen von Candahar als seinen Sohn, da unterdessen der seinige am Hofe für einen Sohn des Ali-Beg gehalten wurde. Wir werden den ersten unter dem Namen Muly kennen lernen, welchen Namen der Sohn des Ismael-Chan führte.

Der Prinz faßte alles sehr leicht. Er hatte einen muntern und scharfen Verstand, und erweckte große Hoffnungen.

Sein weiser Hofmeister, der für seinen Vater gehalten wurde, unterrichtete ihn anfänglich vollkommen in seiner Religion. Dieses ist die Wissenschaft, von welcher die Glückseligkeit der Fürsten und der Völker abhänget, über welche sie herrschen sollen.

Der Emir besaß bey einem großen Genie auch alle die Eigenschaften der Seele, welche den großen Mann und den wahren Bürger bezeichnen. Muly war von Natur hochmüthig und ehrgeizig. Diese beyden Fehler wurden in Tugenden, in Hoheit und Ehre verwandelt; aber in eine edle Ehre, die bloß die Billigkeit, und nicht die unbändige Liebe nach Eroberungen zum Zweck hatte, welche das Unglück der Völker verursachet. Der Emir brachte ihm zärtliche und leutselige Gesinnungen gegen das Unglück bey. Er führte seinen vermeynten Sohn in das entfernteste Heiligthum des Elendes. Mein Sohn, sagte er zu ihm, die Armen

sind Menschen wie wir; wir besitzen blos darum ein grosses Vermögen, um sie daran Theil nehmen zu lassen; wir nähern uns gleichsam der Gottheit, wenn wir dürftigen Greisen, Wittwen, Waisen, und unglücklichen Familien, die kein so trauriges Schicksal verdienen, hülfliche Hand leisten.

Nach der Unterweisung in der Religion war die Erlernung der Geschichte die wesentliche Beschäftigung des Muly. Nicht die Geschichte, welche blos die Zeitrechnung und die denkwürdigen Thaten der verschiedenen Regierungen in sich enthält. Ismael-Chan wollte mehr das Herz, als das Gedächtniß des Muly auszieren. Er erzehlte ihm das Privatleben einiger seiner Vorfahren; ihre Gutwilligkeit, ihre Großmuth, ihre Gütigkeit, ihre Liebe für das gemeine Beste, den Schutz, den sie den Wissenschaften und nützlichen Künsten hatten angedeihen lassen. Er machte ihm die Grausamkeit, den Geiz und die übertriebene Herrschaft, als Werkzeuge der himmlischen Rache, verhaßt.

Der Emir unterrichtete ihn von der Denkungsart seines Volks, von den Reichthümern, welche jede Provinz, ohne das Volk zu drücken, aus der einheimischen und auswärtigen Handlung aufbringen könnte, von den Mitteln diese beyden Gewerbe zu vermehren, und blühend zu machen, wenn man nemlich den Ackerbau beschützte, und bey seinen Nachbaren einen gewissen Credit zu erlangen suchte. Er kam hierauf zu der Kriegsmacht, zu den Plackereyen der Imanen, der Gouverneurs, der Civilbedienten. Er zeigte die Nothwendigkeit, eine bessere Policey einzuführen. Endlich lehrte er ihn alles, was den Vortheil, den Reichthum und die Ehre eines Staats vermehren kann. Die Geschichte der benachbarten Völker, ihre Eifersucht, ihr Ehrgeiz, fanden auch ihre Stelle bey dieser weisen Erziehung.

Du wirst mir vielleicht einmal in den Aemtern folgen, sagte er: die ich bey Hofe hatte, und welche ich durch meine Feinde verlohren habe. Wenn du dazu gelangest, so mußt du dich des Zutrauens des Sultans würdig machen. Es ist einem Fürsten sehr schwer, die Wahrheit zu erkennen, weil er mit Schmeichlern umgeben ist; du aber, mein Sohn, mußt sie bis an den Fuß des Thrones führen.

Auf diese so nützlichen Wissenschaften folgte die Kriegskunst. Ismael-Chan erklärte dem jungen Muly die denkwürdigen Begebenheiten und die Fehler der grossen Feldherren; die Uebung in den Waffen, das Campiren, die Bedeckungen, die Belagerungen, die Schlachten. Er unterrichtete ihn in allen Leibesübungen, die sich für einen Fürsten schicken, gewöhnte ihn zu Beschwerlichkeiten u. einem mäßigen Leben, und bewahrte sein Herz durch tägliche und beständige Arbeit vor dem Joche der Leidenschaften, deren tyrannische Regierung blos von dem Müßiggange herrühret. Indem er ihm die Liebe zur Ehre beybrachte, so lehrte er ihn zugleich frühzeitig, sich zu beherrschen. Ein Mensch, sagte er oft zu ihm, der sich nicht zu überwinden weis, kann nicht verlangen, andere Menschen beherrschen zu wollen. Wie würde er Laster strafen, denen er selbst ergeben ist? Würde dieser Mensch nicht einem mit schweren Ketten beladenen Sklaven ähnlich seyn, der den Mitgesellen seines Unglücks Gesetze geben wollte? Macht erstlich, würde man zu ihm sagen können, daß ihr eure Ketten loswerdet, und daß ihr uns von denen befreyet, welche uns dräuen, ehe ihr es euch einfallen lasset, uns zu beherrschen.

Als Muly das funfzehende Jahr erreichet hatte, so ließ ihn Ismael-Chan reisen. Sie gingen anfänglich durch die berühmtesten Städte jeder Provinz des Königreichs Candahar. Sie untersuchten alles genau, besahen die Vestungen, die Häven, die öffentlichen Gebäude, die Werk-

stätte

stätte der Künstler, und erkundigten sich nach allem, was die gute Ordnung und den Ueberfluß in einer Monarchie erhalten kann. Es schien, als wenn die Verbannung des Emirs nach Cathay damals aufgehoben wäre, und ihm zu reisen erlaubet worden, wofern er sich der Hauptstadt nur nicht näherte.

Da Muly ein Privatleben führte; so konnte er sich seine Beobachtungen besser zu Nutze machen. Die Hochachtung, welche man den Söhnen der Fürsten erzeiget; der Pracht, der von ihrem Stande unzertrennlich ist; der Zwang, der das Gepränge begleitet, entfernen diese Vertraulichkeit, die zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und der Denkungsart der verschiedenen Völker so nützlich ist.

Ali-Beg erkundigte sich sorgfältig, wie sein Sohn zunähme. Die drey Herren, welche um das Geheimniß wußten, besuchten ihn heimlich, einer nach dem andern. Der Sultan wünschte sich wegen der Erziehung Glück, welche er ihm geben ließ. Indem er ihm seine Geburt verbarg, so entfernte er von ihm diese hochachtungsvollen Behutsamkeiten, welche die Hofmeister hindern und die guten Rathschläge entkräften. Indem Muly die Menschen als seines gleichen ansahe, so suchte er sich bloß durch seine Sitten von ihnen zu unterscheiden.

Der falsche Abdallah, der Sohn des Emirs, welcher bey Hofe für den nächsten Erben der Krone gehalten wurde, bekam eine Erziehung, die von der sehr unterschieden war, welche man dem Muly gab. Seine Hofmeister bemühten sich bloß ihm zu gefallen. Sie erfüllten, als Sklaven, sein geringstes Verlangen. Sie opferten, als niederträchtige Schmeichler, die Ehre des Staats und das Glück der Völker ihren Vortheilen auf. Umsonst bemühten sie sich aber, ihrem Untergebenen den Hochmuth und die unumschränkte Gewalt beyzubringen. Sein sanftmüthiger und zur Einsamkeit geneigter Charakter seufzte über seine Hoheit. Er würde dem ganzen Glanze seiner königlichen Würde ein Privatleben vorgezogen haben. Ali-Beg war froh, daß er in diesem vermeintlichen Sohne Gesinnungen wahrnahm, die von allem Ehrgeize entfernt waren. Diese Gesinnungen vertrieben die Furcht, welche ihm ein allzuhitziger und ehrgeiziger Geist hätte verursachen können.

(Den Beschluß dieser Geschichte im folgenden Blatte.)

Der Einsame.

Sechszehendes Blatt.

Hamburg, Freytags den 18 Julii 1766.

— — Wie selten ist die Tugend jener Seelen,
Die sich die Gottheit selbst, ihr nachzuahmen, wählen,
Der an der Hoheit gnügt, die sie sich selbst gewährt.

Wieland.

Meine Leser werden es vermuthlich nicht ungern sehen, wenn ich, ohne Verweilen, zum Beschluß der im vorigen Blatte abgebrochenen Arabischen Uebersetzung eile.

Muly hatte sein zwanzigstes Jahr erreicht, als er nach Cathay zurückkam. Er fand die Stadt in einer blutigen Empörung. Aladir, ein zinsbarer Fürst des Königs von Candahar, regierte seit langer Zeit. Er war ein weibischer und wollüstiger Prinz, der die ganze Regierungssorge einem geizigen, grausamen, rachgierigen und ehrgeizigen Vezier überließ. Das Volk konnte die Tyranney dieses Ministers nicht mehr ertragen. Es wollte das Joch abschütteln. Aus Verzweiflung ergriff es die Waffen, umringte den Pallast, und steckte die Fahne der Empörung auf. Zweytausend Mann, die ihrem Herrn getreu geblieben waren, widersetzten sich dem Aufruhr tapfer. Muly stellte sich in Begleitung des Ismael-Chans an die Spitze dieses muthigen Haufens. Er wußte, daß ein rechtmäßiger Fürst ein Geschenk des Himmels sey, und daß man sich seiner Herrschaft, ohne strafbar zu werden, nicht entziehen könne. Nachdem er die Soldaten ermahnet hatte, ihr Leben für ihren Herrn aufzuopfern, so schlug

er sich mit dem Säbel in der Hand durch die Aufrührer entfernte den Feind, und bemächtigte sich aller Zugänge zum Pallaste. Sein Muth, und seine Jugend machten, daß man ihn für irgend einen gutthätigen Geist ansah, der dem Aladir zu Hülfe käme. Die Soldaten, welche durch seine Gegenwart und Unerschrockenheit aufgemuntert worden, zwangen die Aufrührer die Flucht zu ergreifen, ob sie ihnen gleich an Anzahl überlegen waren.

Aladir hatte sich nicht getrauet an der Spitze seiner getreuen Unterthanen zu erscheinen. Er hatte sich mit seinen Weibern in das Innerste seines Pallastes begeben. Die großmüthigen Muselmänner, welche ihr Leben mit so vieler Tapferkeit und Entschlossenheit für einen so weibischen Prinzen aufgesetzt hatten, waren über sein Betragen unwillig, und riefen den Muly zu ihrem Fürsten aus.

Ich verdiene die Ehre nicht, euch zu regieren, sagte er zu ihnen: Aladir ist euer rechtmäßiger Herr, und ihr seyd ihm einen vollkommnen Gehorsam schuldig. Ich strebe nur nach der Ehre, ihm eine ruhige Regierung zu verschaffen. Da Ismael-Chan sah, daß eine ungerechte Ehrbegierde über das Herz des Muly gar keine Gewalt hatte; so konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Er hielt ihn lange in seinen Armen.

Wenn man alle Menschen glücklich machen könnte, mein Sohn, sagte er zu ihm, so würde der Thron ein unschätzbares Gut seyn. Ein Monarch mag aber noch so viel Behutsamkeit anwenden; so ist es doch unmöglich, daß er nicht Mißvergnügte machen, und die Ränke, die Falschheit und die Schmeicheley von seinem Hofe gänzlich verbannen sollte. Wir wollen uns bestreben, mein Sohn, die wahre Glückseligkeit bloß durch Beherrschung unserer Leidenschaften zu erlangen: Dieser Sieg wird uns die Ruhe der Seele verschaffen, und dar-

ins

nn die Tugend herrschen lassen, ohne welche keine vollkommne Glückseligkeit ist. Als er sich hierauf zu den Soldaten wendete; so redete Ismael-Chan mit so vielem Nachdruck zu ihnen, daß ein jeder durch seine Beredsamkeit befriediget wurde, und versprach, seinem rechtmäßigen Fürsten getreu zu bleiben.

Aladir folgte den Rathschlägen seiner beyden Erretter, opferte seinen Vezier dem Hasse der Völker auf, und wählte einen andern, der durch seine Redlichkeit die Ruhe in kurzem wieder herstellte, und die Empörung bis auf den geringsten Funken auslöschte.

Ismael-Chan und Muly reiseten, mit Lobsprüchen überhäuft, von Cathay ab, und kamen zu Candahar an, wo der Sultan, durch sich selbst, von den vortrefflichen Eigenschaften seines Sohnes zu urtheilen verlangte.

Als der junge Prinz in den Pallast trat, so fühlte er eine Bewegung, worüber er nicht Meister war. Seine Thränen waren die einzigen Ausleger seiner Liebe und Hochachtung, indem er zu den Füßen des Königes lag. Ali-Beg wurde nicht minder bewegt. Er that seiner Zärtlichkeit mit ausserordentlicher Mühe Gewalt an. Ehe er aber diesen lieben Sohn öffentlich für den seinigen erkennen wollte, so sollte er noch andere Proben aushalten. Er fuhr demnach fort, ihm als dem Sohne des Emirs zu begegnen, und gab ihm das Amt des Oberst allmeisters, welches ihn verpflichtete, beständig um seine Person zu seyn. Der Sultan erklärte hierauf vor dem ganzen Rathe, daß einige Verläumdungen an der Ungnade des Ismael-Chan Schuld gewesen wären, daß er ihm aber, nachdem er die Wahrheit erfahren hätte, sein ganzes Vertrauen wieder schenkte, und ihn in das Amt eines Oberhauptes der Justitz wieder einsetzte.

Muly wendete den Zutritt und die Gunst bey dem Fürsten blos zum Vortheil der Völker an. Er nahm

alle diejenigen sanftmüthig auf, welche ihn um seine Wohlgewogenheit ersuchten. Das Gesuch einiger schlug er auf eine gütige Art ab; anderer Bitten unterstützte er, jedoch mit Behutsamkeit, um seinem Herrn die Entscheidung, und die Ehre der schönen Handlungen zu überlassen.

Nachdem Ali-Beg den Muly nach und nach durch verschiedne Stuffen hatte gehen lassen; so vertraute er ihm endlich die Regierung seiner weitläuftigen Staaten, indem er ihm die Stelle des Veziers und die Siegel des Reichs gab. Das edle und majestätische Ansehen, die Sanftmuth, und die ernsthaften aber dabey gütigen Blicke des neuen Ministers schienen ihn der höchsten Ehrenstelle würdig zu machen. Durch eine beständige Aufmerksamkeit, und durch die Bemühungen des Günstlings, der jederzeit von den Rathschlägen des Ismael-Chans unterstützt wurde, bekam in dem Königreiche Candahar alles in kurzem ein ander Ansehen. Er stellte die eingeschlichenen Mißbräuche, in der Art die Gerechtigkeit zu verwalten, und die Einkünfte zu heben, gänzlich ab. Er wußte, durch eine geschickte und kluge Sparsamkeit, die Unterthanen von vielen beschwerlichen Abgaben zu befreyen. Er stellte endlich auch die Subordination und die Kriegszucht wieder her.

Die Kriegsthaten folgten auf die friedlichen Handlungen unsers jungen Helden, und zeigten, daß er ein eben so großer General als Minister sey. Aly, der König von Visapour, der dem Könige von Candahar zinsbar, und über die Macht dieses Fürsten eifersüchtig war, befürchtete, er möchte endlich ganz Indien unterdrücken. Dieser unruhige und ehrgeizige Prinz erregte heimlich bey verschiedenen benachbarten Potentaten, Schrecken und Mißtrauen, und bewegte sie, ihre Kräfte zu vereinigen, um die Staaten des Ali-Beg anzugreifen,

sen, oder ihn in den Stand zu setzen, daß sie nichts von ihm zu befürchten hätten.

Die Verwaltung des Muly hatte Candahar so blühend, und die Bequemlichkeit, in welcher alle Völker darin lebten, ihren Herrn so reich gemacht, daß ganz Indien unterdrückt zu werden befürchtete.

Als Muly von dem Ungewitter, welches seinem Lande drohte, Nachricht bekam, so wendete er es durch kluge und nützliche Unterhandlungen ab. Er ließ den Saamen der Uneinigkeit unter die Bundesgenossen ausstreuen, und wußte die furchtsamsten Mächte von dem Bündnisse zu trennen. Unterdessen versammlete er eine Armee und Ali-Beg gab ihm das Commando darüber.

Durch heimliche und wohlausgesonnene Märsche kommt der General dem Feinde zuvor, und dringt in das Königreich Visapour ein. Aly rückt seiner Seits an der Spitze einer Macht, die des Muly seiner weit überlegen war, mit starken Märschen heran. Er denkt den Sieg gewiß davon zu tragen. Der Vezier erwartet ihn, und verschanzet sich an einem vortheilhaften Orte. Aly will den Muly in seinem Posten unversehens überfallen; er sieht sich aber genöthiget, nach vielen wiederholten Angriffen in Unordnung zurück zu ziehen. Der Ueberwinder fällt auf den Nachtrab, und macht ihn nieder. Indem er die Klugheit mit dem Muthe verbindet, so macht er sich seinen ersten Fortgang zu Nutze, und greift die Feinde, mit geringerer Macht, jederzeit an. Endlich überfällt der Vezier den Feind in engen Wegen, in welche er sich unbesonnener Weise gezogen hatte, bemächtigt sich der Anhöhen, schneidet ihm den Rückzug ab, umringt ihn auf allen Seiten, und nimmt ihm den Proviant weg. Aly, da es ihm an Lebensmitteln fehlet, ist gezwungen das Gewehr zu strecken, und sich gefangen zu geben.

Der Vezier zog siegend in Candahar ein. Der Prinz, nebst vielen Kriegsgefangenen, alle gefesselt, folgten ihm. Ali-Beg saß auf seinem Throne mit seinen Hofleuten umgeben, welche alle mit einem hochachtungsvollen Stillschweigen erwarteten, was ihr Herr den Gefangenen für ein Schicksal bestimmen würde. Er empfing den jungen General mit Freuden, welcher ihm zu seinen Füßen von dem Siege Rechenschaft gab. Steh auf, sagte Ali-Beg mit einiger Gemüthsbewegung, steh auf, Vezier, ich bin mit deinen Diensten zufrieden. Um es dir zu beweisen, befehle ich dir, die Strafe zu bestimmen, welche der Aufruhr meiner Unterthanen verdienet. Gnädigster Herr, antwortete ihm Muly, die Gütigkeit, welche dir die Liebe des ganzen Morgenlandes zuwege gebracht hat, wird uns an diesem Tage ein herrliches Kennzeichen deiner Großmuth geben. Aly, der dem großen Ali-Beg zinbar ist, war willens eine Monarchie anzugreifen, welche du durch deine Tugenden berühmt machst. Er verdient seine Staaten und das Leben zu verlieren; ich lese aber in deinen Augen, das Schicksal, welches du ihm bereitest. Du bist zufrieden, ihn gedemüthiget zu haben, und giebst ihm seine Krone wieder. Der Vezier wendete sich hierauf zu seiner Wache, und setzte hinzu: Man nehme dem Prinzen Aly die Ketten ab. Der große Ali-Beg weiß sich nicht anders, als durch Wohlthun, zu rächen.

Bey diesen Reden war der Sultan nicht mehr Herr über seine Freude. Er ließ, indem er den Regungen der Natur nachgab, den Muly näher kommen, umarmte ihn, und sagte zu seinem ganzen Hofe: Erkennet in der Person des Muly meinen wahren Sohn, den einzigen, den ich von meinen Kindern noch habe. Derjenige, der bisher unter dem Namen Abdallah für den nächsten Erben dieser Monarchie ist gehalten worden, hat dem Ismael-

mael-Chan das Leben zu verdanken. Die Ungnade, welche sich dieser Emir zugezogen zu haben schien, war bloß eine Verstellung, um mein Geheimniß zu verbergen, und ein Vorwand sich vom Hofe zu entfernen. Der wahre Muly, sein Sohn, wurde in meinem Pallaste auferzogen, und ich würde ihn zum Erben gemacht haben, wenn sich Abdallah unwürdig gemacht hätte, es zu seyn. Die Tugenden des Abdallah verdienen, daß ich ihn in seine Rechte wieder einsetze. Hierauf wendete er sich an den Ismael-Chan, und sagte zu ihm: Emir, gieb mir die Hälfte des Ringes, den Gürtel mit Edelgesteinen und den Säbel wieder, woran mein Sohn erkannt werden sollte; gieb mir diese Stücke in Gegenwart der drey Personen wieder, denen ich mein Vorhaben vertraute, und welche meinem ganzen Hofe bezeugen können, daß Muly der wahre Abdallah sey. Ich gebe dir denjenigen wieder, dem du das Leben gegeben hast; Er ist deiner ganzen Liebe würdig. Abdallah wird ihm ein beneidenswürdiges Glück verschaffen. Ich lege meine Krone zum Besten meines Sohnes nieder. Meine Unterthanen sollen ihn für ihren rechtmäßigen Oberherrn erkennen. Ich wünsche, daß dieser junge Prinz, der Trost meines Alters, eine lange und glückliche Regierung führen, und sich vor andern Herrschern mehr durch seine Tugenden, als durch seine Macht, hervorthun möge. Ein tausendfaches Freudengeschrey erhub sich bis an den Himmel. Jedermann bewunderte den neuen König, und beeiferte sich, ihm zu huldigen.

Abdallah fiel dem Sultan zu Füßen, und rief aus: Regiere, mein Vater, mache das Glück eines Volks, welches dich hochachtet, und das dich anbethet. Du wirst mich in der Kunst zu regieren unterrichten. Nein, mein Sohn, sagte Ali-Beg zu ihm, ich will das Vergnügen haben, dich Menschen glücklich machen zu sehen. Ich

habe

habe dich für den Klippen bewahret, die von dem Throne unzertrennlich sind. Da du von dem Pracht und den Ehrenbezeugungen entfernt gewesen bist, so hast du die Menschen kennen gelernt. Die Wahrheit müsse sich dir jederzeit ohne Decke zeigen. Vergiß nie die Verbindlichkeiten, die du dem Ismael-Chan schuldig bist.

Der Charakter des Sohnes dieses Emirs war zum Studieren und zur Einsamkeit geneigt. Der Verlust seines Standes betrübte ihn nicht. Sein kluges Nachdenken hatte ihn die Gefahr desselben fürchten gelehret. Er eilte, sich in die Arme seines Vaters zu werfen, und nachdem er der Natur seine Schuld entrichtet hatte, war er der erste, der dem Prinzen von Candahar huldigte.

Aly, der über das Schicksal des Muly lebhaft gerühret war, dessen sanftmüthiges Wesen einen jeden zu seinem Vortheil einnahm, sagte zum jungen Sultan: Gnädigster Herr, damit dir meine Treue nicht mehr verdächtig sey, so ernenne ich den Muly zu meinem Thronfolger. Da er in der eitlen Hoffnung erzogen worden, einmal die höchste Würde zu besitzen; so würde sein Schicksal, sich in einen Privatstand versetzt zu sehen, zu grausam seyn. Ich ersuche dich, ihn mit meinen Staaten zu belehnen. Ich habe keinen Erben. Muly, der von dem großen Ali-Beg erzogen worden, wird meine Völker einst mit Gerechtigkeit regieren können. Der Sultan willigte in die Erhebung des Sohnes des Emirs, dem er so große Verbindlichkeiten schuldig war, und verband mit dem Königreiche Visapour eine Provinz, welche daran gränzte, und die der scheinbare Vorwand zum Kriege gewesen war.

Nach der Krönung des Abdallah begab sich Ali-Beg auf eines von seinen Lustschlössern. Aly kehrte in seine Staaten zurück, und erklärte den Muly zum Erbprinzen.

Die Geschichte von Candahar setzt den Abdallah unter die Zahl ihrer großen Könige, und so lange sein Vater lebte, folgte er einen und des Ismael-Chans Rathschlägen, den er zu seinem Großvezier machte.

Ich muß dieser Erzehlung noch einen so wahren als schönen Gedanken des Chevalier d'Arc beyfügen: Der Held triumphirt über die Feinde. Der große Mann triumphirt über die Feinde und über sich selbst.

solchen Verrichtungen verstreichen, wodurch die Geschäftigen weder sich noch andern Nutzen bringen, und welche keinen lange einnehmen können, der ernstlich erwegt, was er thut, oder Wissenschaft genug hat, das, was er ist, mit dem zu vergleichen, was er werden könnte. Allein da Leute von einerley Neigung sich gemeiniglich zusammen finden, so wird jeder geschäftige Müßiggänger durch den Anblick andrer, die eben so unnützlich thätig sind, in Feuer erhalten; es wird in ihm ein hitziger Wetteifer entzündet; mit der Zeit hält er sich für eine wichtige Person; und da sein Gemüth völlig eingenommen ist, so wird er dadurch vor dem Ueberdrusse gesichert.

Irgend ein Grad von Selbstzufriedenheit ist allezeit der Lohn des Fleisses. Ich kann daher nicht umhin, die mühsame Bearbeitung um kleinere Vergnügungen für eine glücklichere und tugendhaftere Gemüthsneigung zu halten, als jene allgemeine Verachtung und stolze Nachlässigkeit, welche zuweilen an große Fähigkeiten verknüpft ist, noch öfter aber von der Gemächlichkeit erborgt wird, wenn sie ihren Namen verleugnet, und Größe des Geistes genannt seyn will.

Es ist lange angemerkt worden, daß tändeln, und lächerlich machen, die leichteste Art von Witze sey; man setze auch hinzu, Verachtung und Stolz sey die leichteste Philosophie. An jedem Dinge Tadel finden, und in beständiger Trägheit dahinleben, unter dem Vorwande, als mangle es an Gelegenheiten, die uns zum Fleisse anreizen könnten; diejenigen verlachen, die sich auf lächerliche Art beschäftigen, ohne dagegen Beyspiele von einer vernünftigern Arbeitsamkeit zu geben: Dieß ist eben sowol in der Gewalt des niedrigsten, als des höchsten Verstandes.

Gewiß, dies ist eine Frage, zu deren Beantwortung es nicht genug ist, die Welt aus der Ferne zu betrachten. Wir finden in einem verwirrten Getümmel allerley Stände und Alter durch einander gemengt; ihre Bewegung geben Eile, ihre Blicke Aemsigkeit zu erkennen. Was sie aber eigentlich zu erjagen oder zu vermeiden haben, davon muß uns eine nähere Beobachtung belehren.

Wenn wir das Gedränge in seine einzelnen Personen zergliedern, so erhellet sogleich, daß die Einbildung und Leidenschaften der Menschen sie nicht leicht müßig seyn lassen. Wir sehen, daß man nach einigen Dingen geizt, bloß weil sie selten, nach einigen strebt, weil sie flüchtig sind; daß die Menschen einhellig einen willkührlichen Preis auf das setzen, was an sich nichts werth ist, und dann sich unter einander den Besitz desselben streitig machen. Der eine sammlet Steinarten, von denen er keinen weitern Nutzen kennt, als sie aufzuweisen; und wenn er sein ganzes Cabinet damit angefüllt hat, sieht er ungern, daß die Steine, die er übrig ließ, von andern aufbewahrt werden. Der Blumenfreund zieht Tulpen, und ist mißvergnügt, daß die Beete seines Nebenbuhlers eben den Regen und Sonnenschein, als die seinigen, geniessen. Jener dort eilt in ein Concert, nur damit nicht andre den neuen Tonkünstler eher, als er, hören; ein andrer reißt sich von seiner Gesellschaft los, um die Schaubühne zu besuchen, weil er sich als den Gönner einer gewissen Schauspielerinn betrachtet; einige bringen den Morgen unter Berathschlagungen mit ihrem Schneider, andre mit Anweisungen an ihren Koch zu; einige schliessen Spielgesellschaften, andre Wetten.

Mich deucht, es kann nicht geleugnet werden, daß verschiedne dieser Lebensarten unter Kleinigkeiten und

solchen

solchen Verrichtungen verstreichen, wodurch die Geschäftigen weder sich noch andern Nutzen bringen, und welche keinen lange einnehmen können, der ernstlich erwegt, was er thut, oder Wissenschaft genug hat, das, was er ist, mit dem zu vergleichen, was er werden könnte. Allein da Leute von einerley Neigung sich gemeiniglich zusammen finden; so wird jeder geschäftige Müßiggänger durch den Anblick andrer, die eben so unnützlich thätig sind, in Feuer erhalten; es wird in ihm ein hitziger Wetteifer entzündet; mit der Zeit hält er sich für eine wichtige Person; und da sein Gemüth völlig eingenommen ist, so wird er dadurch vor dem Ueberdrusse gesichert.

Irgend ein Grad von Selbstzufriedenheit ist allezeit der Lohn des Fleisses. Ich kann daher nicht umhin, die mühsame Bearbeitung um kleinere Vergnügungen für eine glücklichere und tugendhaftere Gemüthsneigung zu halten, als jene allgemeine Verachtung und stolze Nachlässigkeit, welche zuweilen an große Fähigkeiten verknüpft ist, noch öfter aber von der Gemächlichkeit erborgt wird, wenn sie ihren Namen verleugnet, und Größe des Geistes genannt seyn will.

Es ist lange angemerkt worden, daß tändeln, und lächerlich machen, die leichteste Art von Witze sey; man setze auch hinzu, Verachtung und Stolz sey die leichteste Philosophie. An jedem Dinge Tadel finden, und in beständiger Trägheit dahinleben, unter dem Vorwande, als mangle es an Gelegenheiten, die uns zum Fleisse anreizen könnten; diejenigen verlachen, die sich auf lächerliche Art beschäftigen, ohne dagegen Beyspiele von einer vernünftigern Arbeitsamkeit zu geben: Dieß ist eben sowol in der Gewalt des niedrigsten, als des höchsten Verstandes.

Unser gegenwärtiger Zustand hat uns auf einmal in solche verschiedne Verhältnisse gesetzt, daß jede menschliche Verrichtung, die nicht sichtbarlich oder unmittelbar eine Handlung der Menschenliebe ist, gemeiniglich in einer oder der andern Absicht verächtlich scheint. Aber es ist dagegen auch wahr, daß jede Handlung, die nicht unmittelbar lasterhaft ist, in irgend einiger Absicht wohlthätig und lobenswerth ist.

"Ich bemerke oft, sagt Bruyere, aus meinem Fenster zwey Wesen von gerader Gestalt und angenehmer Bildung, welche mit Vernunft begabt, und fähig sind, ihre Gedanken in Worte zu kleiden, und ihre Begriffe einander mitzutheilen. Sie stehen des Morgens früh auf, und sind den ganzen Tag bis zu der Sonnen Untergange beschäftigt, zween glatte Steine an einander zu reiben, oder mit andern Worten, Marmor zu glätten. — Könnten die Löwen malen, sagt die Fabel, so würden wir anstatt der Bilder, welche Menschen als Besieger der Löwen vorstellen, Gemählde sehen, wo Löwen die Menschen umbrächten."

Und könnte der Bildhauer wie la Bruyere schreiben, was würde er wol antworten?

"Ich sehe täglich, würde er sagen, meinem Laden gegen über einen Mann am Fenster, den die Müßiggänger, die immer um mich herumstehen, und meine Arbeit betrachten, als einen witzigen Kopf und Philosophen rühmen. Ich sehe oft sein Gesicht von Sorgen umwölkt, und habe mir sagen lassen, daß sein Licht noch um Mitternacht brennt. Der Anblick eines Mannes, der weit stärker, als ich, arbeitet, erregte meine Neugier. Ich hörte keinen Schall von Werkzeugen in meiner Stube,

und

und konnte daher nicht wohl begreifen, was er vorhaben müßte. Endlich aber sagte man mir, er schriebe Abschilderungen der Menschen, welche, wenn er sie abgeschildert hätte, gerade so, als vorher, fortlebten; er säße ganze Nächte auf, um einen Lehrspruch zu ändern, weil der Klang eines Buchstabens zu oft darinn vorkäme; ihn beunruhigten oft Zweifel über die eigenthümliche Bedeutung eines Worts, das alle Welt verstünde; er bliebe so lange zwischen zween gleich guten Ausdrücken unschlüßig, daß er nicht eher wählen könnte, bis er seine Freunde zu Rathe gezogen hätte; er liefe von dem einen Ende der Stadt bis zum andern, um Gelegenheit zu finden, einem zarten Ohre einen Periode vorzulesen; so bald man eine Zeile kaltsinnig und unachtsam überhörte, käme er niedergeschlagen und trostlos nach Hause; und mit aller seiner Arbeit und Sorgfalt hoffte er nicht mehr als ein kleines Buch zu verfertigen, das nicht einmal eine nützliche Kunst lehrt, und dessen Mangel keiner, der es nicht hat, gewahr werden wird. Ich habe mich oft gewundert, zu was Ende ein solches Wesen in die Welt geschickt worden ist, und würde froh seyn, wenn alle, die so thöricht leben, von der Obrigkeit eingezogen, und angehalten würden, irgend eine gemeinnützige Kunst zu treiben."

Eben so kann man jede Sache durch eine unvollkommne und partheyische Vorstellung lächerlich machen. Der, welcher verächtlich auf menschliche Wesen herabsah, die Steine zusammentieben, könnte sein Vergnügen noch mehr erweitert, und, wenn er durch die Stadt gegangen wäre, Leute erblickt haben, die mit ernster Mine einen Ziegelstein auf den andern legten; oder könnte auf dem Lande andre Geschöpfe von derselben Gattung beobachtet haben, die ein Stück scharfes Eisen in die Erdklöße trieben, oder, in der Sprache unerleuchteter Köpfe zu reden, das Feld pflügten.

So wie es leicht ist, durch Anführung geringer Umstände jede Sache zu verkleinern; so läßt sich auch, ohne Mühe, jede Sache, durch Häufung ihrer Wirkungen, als groß vorstellen. Der Glätter des Marmors kann Zierrathen für die Palläste der Tugend und Schulen der Wissenschaften verfertigen, oder Bilder aufstellen, welche die Thaten der Helden und Entdeckungen der Weisen, zur Unterrichtung und Aufmunterung künftiger Geschlechtsalter, verewigen. Der Mäurer treibt eine der vornehmsten Künste, welche vernünftige Wesen von den Thieren unterscheiden: die Kunst, welcher das Leben vieles von seiner Sicherheit und seine ganze Gemächlichkeit verdankt, die uns vor der Unfreundlichkeit der Witterung deckt, und vor der Räuberey der Feinde schützt. Der Landmann verwandelt die Gestalt der Natur, verbreitet durch ganze Länder Ueberfluß und Glückseligkeit, und nöthiget die Erde, ihre Bewohner zu ernähren.

Größe und Kleinheit sind bloß vergleichende Ausdrücke, und wir irren in unsrer Beurtheilung der Dinge, indem wir sie gegen ein falsches Richtmaaß halten. Der geschäftige Müßiggänger setzt sich vor, einem andern Müßiggänger gleich oder zuvor zu kommen, und nachdem es ihm glückt oder mislingt, ist er glückselig oder elend. Der Mensch von stiller Begierde und unthätigem Ehrgeize mißt seine Kräfte gegen seine Wünsche, und macht sich selbst das Unvermögen, Unmöglichkeiten zu thun, zum Vorwande, gar nichts zu thun. Alsdenn nur kann der Mensch seine eignen Handlungen richtig beurtheilen, wenn er seine Kraft zum Prüfestein seines Werks macht, und das, was er thut, mit dem vergleicht, was er thun kann. Wer in der standhaften Uebung aller seiner Kräfte beharrt, der thut das, was

in Ansehung seiner wahrhaftig groß ist, und was der jenige nicht verachten wird, der allen erschaffnen Wesen ihre verschiednen Fähigkeiten verlieh. Er erfüllt getreulich die Pflicht des Lebens, in welche Sphäre auch seine Arbeit eingeschränkt seyn, und wie bald sie auch vergessen werden mag.

Wir können uns so viel Mehreres vorstellen, als wir auszurichten vermögen, daß der, welcher seine Handlungen nach seiner Einbildung abmißt, seinen eignen Augen verächtlich scheinen kann. Wer eine Sache von wahrhaftem Nutzen ihrer Kleinheit wegen geringschätzt, hat keinen Grund über seine erhabnen Begriffe zu frohlocken; denn bloß sein kleiner Geist verhindert ihn, zu bemerken, daß, wenn stets eben derselbe Grundsatz gelten sollte, jedes eingeschränkte Ding verächtlich scheinen würde.

Wer die Sorge für sein Hauswesen verabsäumt, indessen daß seine Menschenliebe sich in Entwürfen für die Glückseligkeit eingebildeter Länder verliert, der könnte mit gleichem Grunde auf einem Throne sitzen, und von einem allgemeinen Reiche, oder von Wohlthaten, die sich über die ganze Erde ausbreiteten, träumen. Gleichwol ist diese Erde klein, wenn man sie gegen das körperliche Ganze hält, das in unserm Gesichtskreise liegt; und selbst dieses Ganze ist nur etwas mehr, als ein Unding, gegen die gränzenlosen Reiche des Raums betrachtet, wohin weder unser Auge noch unsre Vorstellungskraft reicht.

Von Begriffen desjenigen also, was wir seyn könnten, und von Wünschen, das zu seyn, was wir nicht sind; Begriffe, wovon wir empfinden, daß sie eitel sind; müssen wir nothwendig uns zur Betrachtung dessen herablassen, was wir sind. Wir haben Kräfte, die nach ihrem

ihrem äusserſten Umfange ſehr eingeſchränkt, aber in verſchiednen Menſchen verſchiedentlich abgemeſſen ſind. Nach dem Maaße dieſer Kräfte ſind uns Pflichten vorgeſchrieben, die wir weder, um uns mit leichtern Vergnügungen zu ergetzen, ablehnen, noch bey müßiger Betrachtung größrer Vortrefflichkeiten und weiter ausgebreiteter Begriffe überſehen dürfen.

Unſer Leben recht zu führen, müſſen wir ſtets uns erinnern, daß wir nicht dazu gebohren ſind, uns ſelbſt zu gefallen. Wer bloß nach ſeiner eigenen Beluſtigung ſtrebt, wird immer das für ſeinen Stand beſtimmte Geſchäft für ſich zu ſchwer oder zu leicht befinden. Iſt aber unſer Verhältniß gegen den Vater der Weſen (welcher uns in die Welt geſandt, und die Rolle angewieſen hat, die wir auf dem großen Schauplatze des Lebens ſpielen ſollen) unſerm Gemüthe ſtets gegenwärtig; ſo werden wir uns leicht bewegen laſſen, unſre eignen Neigungen der untrüglichen Weisheit zu unterwerfen, und unſer verordnetes Werk mit Freudigkeit und Eifer zu vollbringen.

Lernt, Menſchen, was wir ſind; wozu man uns gebohren;
Die Ordnung dieſer Welt; wie leicht das Ziel verlohren;
Was man ſich wünſchen ſoll; — — — —
— — — — — — was man in dieſem Leben
Davon dem Vaterland und ſeinem Freund ſoll geben;
Was Gott aus euch gemacht; wohin er euch geſtellt;
Dieß alles lernet wohl!

A. Perſius.

Der Einsame.

Achtzehendes Blatt.

Hamburg, Freytags den 1 August 1766.

So bald ein Kind die Augen des Verstandes öffnet; so bald es das Weltgebäude erblickt: So wird es so gleich auf den Himmel, auf die Sterne, die Pflanzen, die Thiere, es wird auf alles, was es um sich sieht, aufmerksam; es thut tausenderley Fragen; es will alles wissen. Die Natur ist es, die das Kind dazu treibt; sie ists, die es leitet; und sie leitet es wohl. Es ist billig, daß der neue Bürger, der in der Welt anlangt, gleich anfangs seine Wohnung kennen lerne, und wisse, was darinnen für ihn zubereitet worden ist. Diesem Strahle von Lichte sollte man nachgehen; man sollte diese Neugier befriedigen und sie durch den guten Erfolg immer mehr und mehr anspornen.

Batteux.

Das Neue, das Unerwartete, das Seltne macht auf den größten Theil der Menschen einen solchen Eindruck, daß man die Begierde darnach bey nahe unter die natürlichen und angebohrnen Triebe rechnen könnte. In dem zartesten Alter der Kindheit beobachtet man ein neugieriges Wenden der Augen, eine ämsige Beschäftigung der Hände nach Gegenständen, welche einer halb erwachten Seele als fremd vorkommen. Ein Kind ergreift was es siehet, und so gleich wird das Ergriffne wieder weggeworfen, um die Hände mit einer andern Sache zu beschäftigen. So bald der Verstand völlig erwacht; so wird er immer thätiger, die Schatten

der Finsterniß zu vertreiben, welche ihm tausend Dinge in der Welt umnebelt hatten. Man merket dieses bey der Jugend aus den vielfältigen Fragen, welche sie an diejenigen thun, die mit ihnen umgehen, und eben diese Fragen verrathen den Trieb zur Neugierde. Sie will alles wissen; und man kann öfters auf ihre Fragen nach dem Verhältniß ihrer Fähigkeit nicht antworten; sie ist mit der niedrigsten Erkenntniß nicht einmal zufrieden, denn sie fragt gemeiniglich: Aber warum ist dieses so, und nicht anders? Zum deutlichen Beweise, daß der Geist des Menschen ungemein wirksam sey, Veränderungen zu haben, und immer mehr und mehr zu erfahren. So sehr man öfters diesen Trieb des zarten Alters, durch die Antwort, man muß nicht alles wissen, zu unterdrücken sucht, welches in gewissen Fällen ein Fehler der Kinderzucht ist; so sehr äussert er sich in den weitern Lebensjahren, durch die Begierde zu reisen, durch die Flatterhaftigkeit des Jünglings, der sich selten bey einer Sache lange aufhält, durch die heishungrige Abwechselung seiner Lüste, und durch die häufigen, öfters vergeblichen Wünsche. In dem vollkommnen Alter sind beynahe alle Menschen neugierig, und zu Zeiten einer rechten Quaal, einem heissen Durste nach neuen Begebenheiten ausgesetzt. Der Gelehrte sinnet Tag und Nacht auf neue Entdeckungen der Wahrheiten; er wühlet in alten bestäubten Papieren, seinen Brüdern daraus etwas Neues vorzulegen; er gräbt in der Erde, durch Alterthümer den Trieb zur Neuigkeit zu stillen; er siehet sich blind, am Himmel einen neuen Stern aufzutreiben. Der Geldgierige, der Ruhmsüchtige durchreiset die gefährlichen Meere, neue Länder zu finden. Der Müßige beschäftiget sich mit Gassenbegebenheiten; er hält sich Zuträger und Wäscher, um etwas von seinen Mitbürgern zu erfahren, weil bey ihm selbst nicht viel veränderliches vorgehet. Das schöne Geschlecht

schlecht geizt nach neuen Moden, und bekümmert sich um bevorstehende Hochzeiten und Kindtaufen. Diejenigen, welche mit neuen Wahrheiten nichts mögen zu thun haben, halten sich an neue Begebenheiten, ia ersinnen im Fall der Noth mögliche Fälle, nur sich und andere zu belustigen.

So tief ist dieser Trieb zum Neuen in uns eingewurzelt, das sich nur das abgelebte Alter mit sich selbst und seinen alten Historien begnügen mag. Dieser Trieb ist nicht umsonst in unsre Seele gelegt.

Alles dasjenige ist uns neu, was wir noch nicht erkannt haben, es sey nun durch die Sinne, oder durch die Vernunft. Auf solche Weise kann eine Wahrheit oder eine Begebenheit uns neu seyn, welche andere schon lange gewußt oder erfahren und längstens vergessen haben. Eine Mode zum Exempel ist schon lange in Paris abgedankt, und unter die Invaliden gerathen, wenn sie der Deutsche, nach seiner gewöhnlichen Nachäffung dieser Nation, für nagelneu hält. Der Gelehrte verfällt auf eine Meinung, die schon vor zweytausend Jahren im Schwange ging; allein er hat sie nicht gewußt, folglich ist sie für ihn etwas Neues. Ich rede hier von solchen Neuigkeiten, die es in Ansehung unsrer sind, so wol als von solchen, die es für das ganze menschliche Geschlecht wären. Allein meine Leser wissen es schon zu gut, was man insgemein neu nennet, als daß ich sie belehren und ihnen zeigen dürfte: Die so genannte neue Welt sey eher bekannt gewesen, als da sie Columbus entdeckt hat.

Man muß die Natur unsers Geistes ein wenig kennen, wenn man einsehen will, wie unzertrennlich die Neubegierde von demselben ist. Die Seele des Menschen ist unaufhörlich wirksam; in ihr kommt ein Gedanke nach dem andern, eine Vorstellung nach der andern zum Vorschein. Sie stellt aber vor durch die Werkzeuge des Kör-

pers; veranlaßt durch die Gliedmaßen der Sinne, verfällt sie von einer Vorstellung auf die andre. Sie hat also, daß ich so rede, schon von Natur eine Begierde nach Veränderungen in den Sinnen. Eine Stunde mit ihren Gedanken auf einem einzigen Gegenstande zu haften, wäre ihr so unnatürlich, als unerträglich. Sie ist eine rechte lebendige Unruhe. Ihre Thore, oder die sinnlichen Gliedmassen stehen auch jederzeit offen, so daß man sich in sich gar wohl versperren muß, wenn man ernstlichen Dingen nachdenken will. Wie kann es nun anders seyn, als daß in ihr beständig etwas Neues, oder etwas kommt, das vorher noch nicht da gewesen ist, wenigstens nicht in dem vorigen Zusammenhange? Dieser natürliche Trieb zu neuen Vorstellungen wirkt endlich in ihr einen Vorsatz, auch dergleichen Veränderungen zu haben, wenn die Sinne ihren Dienst versagen, oder nicht genugsame Gegenstände für sie gegenwärtig sind. Dieser Vorsatz erreicht seinen Wunsch, und wird nach und nach zur Gewohnheit, und endlich zur Tugend oder zum Laster der Neubegierde. Man kann auch leicht erklären, warum unser Geist ein Vergnügen an neuen Gedanken hat; denn seine Erkenntniß wird dadurch erweitert. Diese Erkenntniß ist eine Vollkommenheit; das Anschauen der Vollkommenheit erregt Lust, und folglich muß er allezeit nach andern Dingen lüstern seyn. Damit ich aber nicht ins Trockne verfalle; so will ich nur noch anführen, wie es dem Endzweck des Daseyns der Seele oder eines denkenden Wesens gemäß ist, beständig neue Eindrücke von der Welt zu haben. Der Mensch ist nicht geschaffen, in einem finstern Kerker zu leben; sondern die Welt zu schauen; die Werke des Schöpfers zu erkennen; zu wissen, was in ihm und was ausser ihm vorgeht; und dadurch sich wieder nach und nach zu seinem Ursprunge zu nahen. Ist er ein schläfriger Zuschauer auf dem Schauplatze, der zum Theil mit

für

für ihn gebaut ist; betäubt er seine Denkungskraft durch eine thierische Dummheit, entfernt er alle Gegenstände von sich, welche ihn von seiner Unachtsamkeit erwecken könnten; so ist er eine träge Monade, von deren Schlaf uns die Weltweisen so viel tröstliches erzehlen, so ist er ein stockendes Rad in dem Uhrwerke der Welt, welches dem Meister seine Dienste versagt.

Aber ist denn diese Welt, deren Glied, deren Bürger ein jeder Mensch ist, so klein, und so verächtlich, daß sie uns nicht in jedem Augenblicke etwas zu empfinden darböte; oder sind die Begebenheiten so sparsam, die Zufälle so gleichförmig, daß es nicht der Mühe werth wäre, auf dieselben das Auge zu richten? Da alle Augenblicke unaussprechlich viele millionenmale Veränderungen nur in dem Bezirke des Erdbodens, vorgehen; so wird man vielmehr überzeugt seyn, daß der Geist des Sterblichen viel zu klein ist, den unendlich kleinsten Theil davon zu fassen. Ich will der moralischen Welt nicht gedenken, sondern mich nur auf die körperlichen Begebenheiten, auf den unergründlichen Schatz der Natur berufen, wo man jede Minute etwas Unempfundenes empfinden könnte, wenn man auch auf ewig den Erdboden bewohnen sollte.

Es ist demnach die Begierde nach dem Neuen so gar kein Fehler des Menschen, daß sie ihm vielmehr zu seinem größten Vergnügen angeschaffen ist. Nur durch die Geringfügigkeit desjenigen, worauf sie die Menschen insgemein richten, wird sie zum Laster oder zur Schwachheit. Die Schönheit der Natur, der Geist des Menschen in seinen geheimen Schlupfwinkeln, die Weisheit und die Tugend in ihren unbestimmten Graden, die Wahrheit im Verhältniß auf die Gränzen der menschlichen Vernunft, das sind Dinge, welche der Aufmerksamkeit, der Neugierigkeit, der Bemühungen von uns wohl werth sind. Ob Simplicius schläft; ob Noctambulus fleißig spatzieren

 geht;

geht; ob Camilla eben den Stoff trägt, als Portia; ob Blasius auf der Hochzeit gewesen; ist nicht der Mühe des Fragens werth, wenn es mir gleichgültig seyn kann: denn es sind Kleinigkeiten. Man ist ohnehin öfters gezwungen, nach diesen Sachen sich zu erkundigen, wenn die Unterredung vom Wetter nicht Stoff genug hergeben will: Man muß Neuigkeiten hören, weil man doch mit andern in Gesellschaft lebt. Und gleichwol kann ein Vernünftiger aus diesen Begebenheiten zu seiner Besserung Nutzen schöpfen. Es ist ihm zu einer moralischen Anmerkung einerley, ob er eine alte geringfügige Begebenheit, welche in den Schriftstellen häufig vorkommen, in der Historie lieset, oder ob sie an dem äussersten Ende seiner Stadt geschieht: Semper eadem auditur fabula. Es ist nichts Neues, daß Menschen sterben; gleichwol höre ich die Nachricht, daß heute Sempronius, den ich gar nicht gekannt habe, zu Grabe getragen wird, nicht ganz gleichgültig an: denn ich erinnere mich, daß die Reihe auch an mich kommen werde. Ich höre es als etwas Neues erzehlen, daß gestern eine Gesellschaft die Nacht durchgeschwärmet habe, und ich mache die Anmerkung: Wie viel zuträglicher ist es der Gesundheit, wenn man sich zu rechter Zeit niederlegt. Wie viel andre gute Gedanken könnte ich nicht bey einer solchen, an und für sich, geringen Neuigkeit haben? Nicht daß mich die Schmähsucht antriebe zu fragen: Wer ist dabey gewesen? Wo nimmt diese Gesellschaft das Geld her? Wer hat sich wol am lustigsten gemacht, oder wer hat sich am ersten betrunken? Das geht mich nichts an. Aber den Vorsatz in mir zu bestärken, mäßig zu leben, die Zeit wohl anzuwenden, etwas gemeinnütziges zu verrichten, das sind Betrachtungen, wozu mir auch eine schlechte Erzehlung Anlaß geben soll.

Haupt=

Hauptsächlich aber ist eine gewisse Neubegierde deswegen löblich, weil sie unser Wissen erweitert, unsere Erkenntniß vermehret und uns täglich klüger macht. Hätten die Menschen keinen Trieb in sich, etwas zu erkennen, das ihnen noch unbekannt ist; so würden sie alle in einen Schlaf verfallen, der ihnen und dem gemeinen Wesen höchst nachtheilig wäre. Diese Neubegierde ist also die Mutter vieler Künste, vieler Erfindungen, vieler Versuche gewesen, die Länder und Staaten in Flor gebracht; sie, nebst der edlen Ruhmbegierde haben verursacht, daß man Mühe und Arbeit willig übernimmt etwas Verborgenes zu entdecken, daß man Gefahr und Mühe verachtet, die mit wichtigen Unternehmungen verknüpft ist; sie sättigt aber zum Lohne der Arbeit mit empfindlichem Vergnügen, etwas der Dunkelheit entzogen und ans Licht gebracht zu haben. Hätte die Neubegierde nicht America entdeckt; wie vieler Schätze hätte die Europäische Welt entbehren müssen? von denen ich zwar nicht behaupten will, daß sie ihr einen moralischen Vortheil gebracht haben. Hätte man aus Liebe zum Neuen nicht den Himmel mit Ferngläsern beschaut, wie vieler Vortheile wäre die Schiffahrt beraubt gewesen? Und wie viele überzeugende Beweise von der unendlichen Größe des allmächtigen Gottes wären unbrauchbar wider die Spötter geblieben? Hätten die Arzneyverständigen nicht Versuche gemacht, Kräuter aufgesucht, die sich der gemeinen Aufmerksamkeit entziehen, hätten sie nicht aus Neubegierde den Leib des Menschen zergliedert, dem Umlaufe des Blutes nachgespühret; wie hülflos blieben die Kranken, und wie ungewiß wäre ihre Kunst? Es ist wahr zu unsern Zeiten haben selbst die größten Gelehrten so viel alte Wahrheiten zu merken, daß ihnen kaum so viel Zeit übrig bleibt, etwas wirklich Neues zu erfinden. Unterdessen ist es doch die Begierde zum Neuen, daß sie diese Wahrhei-

ten

ten merken, überdenken, mit einander vergleichen, und wenigstens zu ihrer eigenen Zufriedenheit glauben, etwas Unbekanntes herausgebracht zu haben. Und was würde der Gelehrte mit allen seinen allgemeinen Sätzen machen, wenn er sie nicht auf neue Vorfälle anzuwenden Gelegenheit fände? Er ist also mit Recht vergnügt, wenn er in der Natur eine Erscheinung, in dem Laufe der Welt eine Begebenheit wahrnimmt, wodurch er entweder seine Sätze von neuem bestärket, oder die Erscheinungen durch seine alten Sätze erklärt siehet. Die Erfahrung lehret es auch mehr als zu wohl, daß diejenigen Gelehrten, welche reisen können, oder denen viele Geschäfte vorkommen, ihre Wissenschaft ungleich mehr erweitern, als diejenigen, welche sich unter ihren Büchern vergraben müssen.

Der Nutzen dieser Begierde ist indessen nicht allein für die so genannten Gelehrten, sondern auch für Künstler und Handwerker, für Menschen von allen Ständen und von allerley Alter. Die mechanischen Künste, der Ackerbau, die Haushaltungskunst würden lange nicht so bequem, so leicht und so einträglich geworden seyn, wenn nicht jeder einen Trieb bey sich fühlte, immer mehrere Erkenntniß zu erlangen, neue Kunstgriffe, und neue Vortheile zu ersinnen. Eben dieses Neue ist freylich öfters nicht so gut, als das Alte; gleichwol gefällt es, es belustigt, es nimmt ein, es macht manches Menschen Glück, wie des **Nicolaus Klims in Martinia**, oder dem Lande der Affen, als er die Perüquen einführte. Ein veraltetes musikalisches Stück kann schön seyn, und es kann ganz ausserordentlich gefallen haben, da es zum ersten mal gespielet oder aufgeführet worden; allein nun wird es uns zum Eckel, bloß weil es uns gar zu bekannt ist. Der Künstler setzt ein Neues, und es gefällt wieder, ob es gleich schlechter ist, als das Alte. So sind nun einmal die Menschen; so ist ihr Geschmack. Warum sollte man einen löblichen Trieb nicht ernähren, einen Trieb, der ein Beweis ist, daß unsre Seele durch nichts Irrdisches kann gesättiget werden, einen Trieb, der ein Kennzeichen eines thätigen und viel fassenden Geistes ist, einen Trieb, der unsre Glückseligkeit befördert, wenn er nur nicht ausschweift.

R.

Der Einsame.

Neunzehendes Blatt.

Hamburg, Freytags den 8 August 1766.

Geprüfter Liebe süße Freuden!
Nur ihr allein beglücket mich.

von Hagedorn.

Wenn man die lustigen Brüder in der Welt von der Heyrath reden hört; so ist nichts gewöhnlicher, als daß sie sich ausser der Ehe deswegen glücklich preisen, weil sie ihre eigene Herren sind, und alles, was sie haben und verdienen, auf sich allein wenden können. Es ist kein Wunder, daß eine Sache, die das Vergnügen und die Noth des Lebens gleich ausmachen kann, an Spötterey en fruchtbar ist. Kein Lastthier, sagen sie demnach, ist mühseliger, als der gute Pomponius Ehemann. Was für ein artiger Mensch war er nicht, ehe er heyrathete! Er bewirthete einen guten Freund des Abends, er verwettete im Scherz ein Dutzend Flaschen Wein, und verspielte mit der besten Art einige Ducaten. Er würde es für eine Beschimpfung gehalten haben, ein Kleid länger als ein Jahr zu tragen, und es alsdenn nicht wegzuschenken. Nun ist er seit einigen Jahren verheyrathet. Lebt wohl, ihr guten Brüder, ihr Abendessen, ihr Weinflaschen! Pomponius hat seinen Verdienst mit einer Frau, zwey Kindern und zween Dienstbothen zu theilen, und was er übrig behält, gehört für die Nachkommen. Er lebt um anderer willen, und das einzige, so er allein genießt, ist der süße Name eines Hausvaters.

Unter allen ist Jochen Oxhöft in dieser Sprache am geübtesten. Er hält ein Verzeichniß von Ehemännern,

die aus den Zechen und Kellerstuben verschwunden sind, die ihre Laquaien abgedankt haben, und kein seidnes Futter mehr für alle Tage tragen, seit sie verheyrathet sind. Er selbst ist der Aelteste in einem Wirthshause, wo sich eine gewisse Gesellschaft seit fünf Jahren wöchentlich dreymal versammlet, die in einem besondren Zimmer Schenktische, Faulbetten, Schlafröcke und Nachtmützen, nebst Caffee- Spiel- und Tobackszeug hält, und zum Besten des gemeinen Wesens sich diese ganze Zeit hindurch sehr geschäftig erzeigt hat, wenn man die Lebhaftigkeit der Menschen nach den ausgeleerten Flaschenfuttern und Stückfässern beurtheilen darf. Ich habe diesen durstigen Vorsitzer, der ein funfzigjähriger Jüngling ist, einmal so heftig gegen das eheliche Leben losziehen hören, daß ich mir gleich vornahm, die Vorzüge dieses Standes abzuhandeln, in so fern er eine so vortrefliche Schule der Liebe, der Großmuth, der Wohlthätigkeit, und des wahren Verdienstes gegen das menschliche Geschlecht abgiebt.

Zwar wenn ein Mensch denken dürfte, daß er nur seinentwegen in der Welt sey, so hätte er auch weiter nicht eben viel Beobachtungen nöthig, als die seine Person angehen. Wenn aber die Gründe des gesellschaftlichen Lebens, nemlich die Nothdurft unsrer Natur, und die schuldige Dankbarkeit gegen unsre Nothhelfer allgemein sind, so ist es, überhaupt zu reden, schon eine sehr pflichtvergeßne Ausnahme, die man von den Verbindungen der Gesellschaft macht. Man muß unbesonnen seyn, wenn man vergessen kann, was man seit dem Anfange des Lebens seinen Nebenmenschen für Mühe gekostet hat, und für wie viel Liebe, Sorgfalt und Wohlthaten man denselben verbunden ist. Die junge Wachtel verläßt zugleich mit der Schaale, die sie durchbricht, die Pflege ihrer Mitgeschöpfe, und alle Thiere zusammen bedürfen derselben wenigstens so lange und vielfältig nicht,

als

als wir Menschen. Eben dies aber zeigt, daß die Thiere nicht so viele Verbindungen, als wir, unter einander haben; daß sie der Freundschaft und großmüthigen Liebe nicht so gegenseitig, als wir, fähig seyn sollten. Die unzähligen Erfordernisse zum Leben sowol, als zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die wir einer von den andern erwarten müssen, sind eben so viele natürliche Seile, die uns zusammen verbinden. Es würde unendlich seyn, sich hier ins Einzelne einzulassen. Ein ieder meiner Leser darf sich hierbey nur selbst ansehen, es mag ihn nun dies Blatt im Nachtzeuge oder im Staate antreffen. Wenn es ihm beliebt nachzudenken, durch wie viel Menschenhände sein Thee und Caffee, seine Kleidungen, Zimmer, Speisen und Vergnügungen gehen müssen, ehe sie ihm brauchbar werden, wie lange er diese Hülfe gebraucht hat, und noch zu gebrauchen hoffet, so wird er die Verdienste seiner Nebenmenschen um seine Glückseligkeit erkennen, und die Erwiederung derselben auf seiner Seite für eine Pflicht der Großmuth und Menschenliebe halten. Es läßt sich behaupten, daß die Neigung beyder Geschlechter gegen einander, ausser der Fortpflanzung ihrer Art, auch noch eben diese Erwiederung unserer Liebe und Wohlthat gegen einander zum Zwecke haben.

Die eheliche Gesellschaft ist, auf dieser Seite betrachtet, eine sehr edle Ausübung aller gesellschaftlichen Tugenden, weil sie die Herrschaft, die Wohlthat, den Unterricht, die Freundschaft und die Liebe zugleich in sich fasset. Ich setze zum voraus, daß man, ausser den Gemüthsbewegungen, Gedanken und Zwecke hat, wenn man in diese Verbindung eintritt, daß man seine Sachen als ein vernünftiger Mensch zu verwalten im Stande ist, daß man der Vorsehung Gottes vertrauen gelernt, und endlich eben das gute Herz mit in die Gesellschaft bringt, ohne welches die Zufriedenheit sich auch ausser derselben nicht genießen läßt. Ein Mann, der diese Eigenschaften be-

sitzet, und nach obigen Grundsätzen handelt, mag also getrost ein ewiges Bündniß mit einer geliebten Person eingehen, die sich ihm völlig ergiebt, und deren ganzes Wohlseyn, Vergnügen und Glück von seiner Klugheit, seinem Fleiß, seiner Zärtlichkeit und Großmuth abhänget. Ich weiß nicht, ob ein rechtschaffnes Gemüth sich eine günstigere Gelegenheit wohlzuthun, und Liebe und Achtung zu verdienen wünschen könnte, als eben diese. Weil keine genauere Verbindung zwischen zweyen Personen möglich ist, als die eheliche Freundschaft, so scheint dieselbe recht zur Probe ausgesetzt zu seyn, wie weit sich die Vertraulichkeit, Großmuth und Güte der Menschen gegen einander erstrecken könne. Welch ein Vergnügen kann einem wohlgearteten Herzen schmackhafter seyn, als die Freude und Zufriedenheit einer angenehmen und geliebten Freundinn, die ihm ihr Glück verdanket, die den Unterhalt ihres Lebens, die Erhebungen ihrer Schönheit, und die Vergnügungen ihrer Jugend aus seinen Händen erhält, die ihre Einsichten und Neigungen in seinem Umgange verbessert, die alle Sorgen in seinen Umarmungen vergißt, die alle ihre Reizungen, Bemühungen und Wünsche seiner Wohlfahrt und Zufriedenheit aufopfert? Es ist kein Zubehör der Ehe, daß sie von Mangel und Bekümmerniß muß begleitet werden; ich halte es vielmehr für eine pflichtmäßige Vorsicht eines angehenden Hausvaters, durch Ueberlegung und kluge Wahl diesen Zufällen so viel als möglich zum voraus zu begegnen. Gesetzt aber auch, da der Armen und Mittelleute die meisten sind, daß ein redlicher Mann ohne sein Verschulden in Umstände geriethe, die ihn nöthigten, seinen vormaligen Vergnügungen, seinem Staate, seiner Bequemlichkeit, ja wol gar seinen Nothwendigkeiten etwas abzubrechen, um sein Haus zu erhalten; müßte nicht selbst das Bewußtseyn dieser Verläugnung, dieser reinen uneigennützigen Liebe und Gutthätigkeit, welche die göttliche Vorsehung

niemals verläßt, ein gesunderes und reineres Vergnügen geben, als der Rausch dem Trinkbruder, und das sammetne Unterfutter dem alten gichtbrüchigen Stutzer?

Selbst der Anwachs der Geschlechter, selbst die lange Reihe kleiner Bürger und Bürgerinnen, die, hülflos und unerzogen, oft auf die Hände eines einzigen Menschen sehen, der ihnen mit seinem Schweisse und durchwachten Nächten Leben, Wohlfahrt und Vergnügen erhält, selbst diese Vervielfältigung der Sorgen und Nothwendigkeiten, sage ich, die den Geizhälsen und Verzagten so unbequem scheint, erhebet die wahre Glückseligkeit und Würde eines rechtschaffnen Mannes, indem sie ihm die Gelegenheit der Liebe und Wohlthat vervielfältigt. Der Name eines Vaters ist durch nichts höher geehret worden, als dadurch, daß die Gottheit selbst ihn annimmt, wenn sie die Geschöpfe ihrer Vertraulichkeit würdigt. Ohne der süßen Triebe des Geblüts, und einer Art von fortgepflanzter Selbstliebe zu gedenken, die sich hier in voller Stärke zu äussern pflegt, kann die Freude des Lebens schon aus dem einzigen Gedanken erwachsen, daß diese Unschuldigen durch unsre Sorgfalt zum Besten des menschlichen Geschlechts, und zum Vergnügen ihrer Wohlthäter, brauchbar, weise, tugendhaft und glückseelig werden, daß sie die Namen, Verdienste und Freundschaften ihrer Eltern fortpflanzen, das Alter derselben erfreuen, ihren Tod mit Ehrfurcht und Dankbarkeit beweinen, ihren eignen Kindern dies Beyspiel verlassen, und uns endlich in ein vollkommneres Leben nachfolgen sollen, um diese Freundschaft und Liebe fortzusetzen. Ich glaube, diese Betrachtungen werden sich fühlen lassen, man mag Vater oder Kind seyn.

Auch die Tagelöhner endlich, die Dienstbothen, Handwerksleute und alle übrigen, die von unsern Haushaltungen leben, erwecken eben durch diesen Genuß das Vergnügen eines gutartigen Herzens. Der Unterhalt und

die Erquickungen, womit ihr den Schweiß und die Dürftigkeit dieser Mühseligen belohnt, die Gelindigkeit, womit ihr ihnen ihren Zustand erträglich macht, und die Sorgfalt, womit ihr sie zu bessern sucht, sind so viele Verdienste um die Gesellschaft. Wir einfältigen und zufriednen Menschen beneiden die Großen in der Welt nicht wegen der Pracht und des Aufzuges; wir beneiden sie nur wegen der unendlichen Gelegenheit zum Wohlthun. Es war daher für mich eine sehr einnehmende Rede, mit welcher mir ein wahrer Deutscher von Adel die prächtigen Gebäude, Gärten und Lustwälder seines Rittersitzes zeigte. "Sie sind artig genug, sagte er, als ich sie bewunderte; sie vergnügen mich aber mehr, in so fern sie Denkmaale eines guten Herzens, als eines guten Geschmacks sind. Denn alle meine Leute wissen, daß ich das meiste in schlechten Jahren gebauet habe, da ich vielen hundert Armen damit Brodt schaffen konnte."

Alle diese Verhältnisse zusammen genommen, die den Freund, Vater und Wohlthäter in einer Person verbinden, machen den ganzen Character eines rechtschaffnen Hausvaters ehrwürdig. Der Empfehlungen dieses Standes zu geschweigen, die von seinem Stifter und von den Vortheilen hergenommen sind, die er dem Leben eines jeden selbst gewährt, sind hier nur die Vorzüge der Menschenliebe angeführt worden, die ihn über den leblosen und oftmals sehr unordentlichen Zustand der ehelosen Personen erheben, und ihn den wohlgesinnten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft nicht nur erträglich, sondern auch angenehm und verdienstlich machen können.

Die weisesten Staaten haben diese Betrachtungen durch Gesetze und Wohlthaten bestätiget. Das Gesetz der Spartaner ist bekannt, welches, nach des Aelians Bericht, die Väter dreyer Kinder von den Stadtwachen ausnahm, und nachmals von den Römern so sehr erweitert wurde, daß bey Besetzung aller obrigkeitlichen Würden die Hausväter nach der Anzahl ihrer Kinder vorgezogen wurden, daß sie

bey

bey Austheilung öffentlicher Geschenke mehr erhielten, ja daß von zween angehenden Consuls derjenige die Fasces und die Regierung zuerst bekam, der die meisten Kinder hatte; vieler Völker zu geschweigen, die gar eine Strafe auf den willkührlichehelosen Stand gesetzt haben. Die Sitten unsrer eignen Vorfahren in Absicht auf den Ehestand beschreibt Tacitus so vortheilhaft, daß ich alle seine zerstreuten Züge davon sammlen, und damit zum Beschluß die Buhlschwestern, die lustigen Brüder, die alten Jungfernknechte und unverheyratheten Väter unsrer Zeit beschenken will. "Die Ehen, sagt er, sind unter den Deutschen sehr keusch und strenge, und kein Theil ihrer Sitten ist lobenswürdiger; denn fast unter allen Barbaren sind sie die einzigen, die sich mit Einer Frau begnügen. Die jungen Leute unter ihnen lernen die Liebessachen spät, und sind desto gesunder und stärker, wenn sie heyrathen. Damit das Weib nicht denke, sie sey edler, oder der Zufälle des Krieges überhoben, so wird sie selbst durch den Anfang der Ehe erinnert, daß sie als eine Gehülfin der Arbeit und Gefahr in diese Gesellschaft eintrete, daß sie einerley mit dem Manne im Frieden und im Kriege leiden und unternehmen solle. Dies kündigen die angejochten Stiere, das gesattelte Pferd, und die Waffen an, die man ihr bey der Verlobung schenkt. Auf diese Bedingung nemlich solle sie leben und sterben, und an diesen Geschenken empfange sie etwas, das sie unentweyht ihren Kindern wiedergeben müsse, das ihre Schwiegertöchter von ihr empfangen und den Enkeln einst überliefern sollen. Eine iede Mutter säugt ihre Kinder selbst, und überläßt sie den Sclavinnen und Ammen nicht. Den Herrn und den Knecht unterscheiden nicht die Vorzüge einer weichlichen Erziehung von einander: Sie wachsen vielmehr unter einerley Umständen auf, bis das Alter die Freygebohrnen unterscheidet, und die Edelmüthigkeit sie kenntlich macht."

* *

Von sehr vielen Zuschriften, welche nach und nach bey mir eingelaufen sind, will ich, gewisser Ursachen wegen, die folgende zuerst bekannt machen, einige von den übrigen aber, die mich noch härter bedrohen, mit Fleiß so lange zurücklegen, bis ich, bey meiner baldigen Ankunft in der Stadt, über so mancherley Beschwerden, auch die Gedanken meiner Hamburgischen Freunde vernehmen kann.

Herr Einsamer

Sie scheinen mir zu der Gattung von Menschen zu gehören, die nicht alles sagen, was sie im Sinne haben, und ich glaube, Ihr Blatt hätte nicht unschicklich der Heimliche genannt werden können. Wenigstens haben Sie gegen Ihre Leser bisher noch wenig Vertraulichkeit bewiesen. Ob Sie bey dieser Aufführung gewinnen oder verliehren werden, muß die Zeit lehren. Wider Ihr öffentliches, freywilliges Versprechen, uns Ihre Freunde bekannt zu machen, haben wir nun, in so vielen Blättern, nur so etwas von einem gewissen Dorfpriester reden hören, den, im Vertrauen gesagt, einige Ihrer Leser nur für halb orthodox, und einige andere sogar für einen Herrenhuther halten. Das dächte ich nun eben nicht! Noch weniger aber, daß Sie selbst eines von diesen Kreuz-Luft-Vögelein seyn sollten, wie man Sie schon würklich in Verdacht gehabt hat. Daß Sie es indessen nur wissen: Schon zehn junge Herren haben sich gegen Sie verschworen, daß Sie, trotz aller Mühe, die Sie sich geben möchten, ihr Gehirn in keine andre Falten bringen sollten; und ein gewisses recht feines Frauenzimmer, die viel galante Lebensart (ihre Feinde sagen Coquetterie) besitzet, erklärte neulich in einer sehr ansehnlichen Gesellschaft: Es würde dem Herrn Einsamen, der sich mit vielen Sachen abzugeben schien, wo er immer von bleiben möchte, vielleicht noch gar einmal einfallen, das Liebäugeln seiner Dorfnymphen in der Stadt einzuführen. Da eben viere von den vorgedachten Herren gegenwärtig waren; so können Sie denken, was die schöne Kunstrichterin für einen Triumph über Sie erhielt. Um Ihnen nichts zu verheelen: Der Witz ging über eine halbe Stunde, auf Ihre Kosten, im Zirkel herum, und mein hochgeehrter Herr Einsamer wurde auf das erbärmlichste ausgelacht.

Wie wäre es, wenn Ihr Blatt künftig die Aufschrift: Der Einsame bey guter Laune, führte? Es versteht sich daß Sie diesem neuen Titel alsdenn auch solchergestalt ein Genüge leisten müßten, daß selbst die fettsten Bäuche den gewaltsamsten Erschütterungen nicht gewachsen wären. Lache, sagt ein bekanntes Sprüchwort, so wirst du fett, und dieses würde vornemlich sehr zu statten kommen

Ihrem

ergebensten Diener
Pancratius Mager.

Der Einsame.

Zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 15 August 1766.

Die Schönheit zeigt sich hier einfältig, ohne Flecken;
Die Einfalt ist hier schön.

Withof.

Die Menschen sind allezeit bemüht gewesen, dasjenige, was die Nothwendigkeit erfodert, sich so viel möglich angenehm zu machen, und die Begierde zum Vergnügen hat auch da Kunst, Zierde und Schönheiten anzubringen gewußt, wo eine ungeschickte Hand durch einfältige Anstalten den Bedürfnissen der Natur schon abhelfen konnte. Selbst der gütige Urheber aller Dinge, scheint dem menschlichen Geschlechte diesen Vorzug bestimmt zu haben; er verschaffet wenigstens dem edlen Triebe sich an dem Schönen zu belustigen, eine beständige Beschäftigung, indem er Millionen uns dienstbarer Geschöpfe mit erstaunender Weisheit bereitet hat, welche diesen Wohnplatz selbst verschönern und sich auch zu unserer Auszierung darbiethen. Die Menschen hingegen haben sich dieses gütigen Winks so wohl zu bedienen gewußt, daß sie fast in jedem Weltalter, als Schöpfer neuer Bequemlichkeiten und Zierrathen erschienen sind. Ein aufmerksamer Blick auf unsern gegenwärtigen Zustand kann uns der Bemühung entfernte Beweise zu suchen überheben. Wer hat die Löwen- Bären- und Wölfegestalten, unter welchen die halbbedeckte Blöße unserer Vorfahren der Welt erschrecklich war, mit der Einwickelung zärtlicher Lämmer und glänzender Schmetterlinge vertauscht? Wer legt die Gefangenen des Schlafs auf gezierte Polster, deren Lager vordem die Er-

trieben hat; so ist besonders eine Art ihres Schmucks merkwürdig, weil er mehr der einfältigen Natur, als Ihr eigen zu seyn scheinet, und uns gleichwol durch seine ungekünstelte Schönheit bezaubert. Die Fabel ist es, von welcher ich hier rede. Sie ist nicht etwan ein neu-erfundenes Modekleid, sondern sie ist eine von den ältesten Decken, darin die beredte Weisheit unter den Menschen auf den Lehrstuhl getreten, und gleichwol ist uns dieselbe noch nicht verhaßt, und gleichwol belustiget und rühret sie noch diejenigen, welche sich sonst für keine Freunde alter Moden erklären. Die Fabel verdienet es also insbesondere, daß wir die Ursachen ihres allgemeinen Beyfalles und ihrer nachdrücklichen Wirkung etwas umständlicher untersuchen.

Wenn wir aber hier der Fabel erwehnen, so verstehen wir unter dieser Benennung weder Heldengedichte noch Trauerspiele, weder Satyren noch Comödien, oder andere Erdichtungen, welche der poetischen Beredsamkeit eigen sind; sondern diejenigen kleinen Erzehlungen, darinn sie unter angenommenen Bildern lebloser oder unvernünftiger Geschöpfe, denen sie Vernunft und Sprachen beylegen, den Menschen ihre Fehler vorhalten und ihre Pflichten anpreisen. Denn ob jene gleich zur Verbesserung menschlicher Sitten ungemein viel beytragen, und die Hochachtung gesitteter Völker verdienen; so findet man doch kein Bedenken, diese Wirkungen als eine natürliche Folge des Erhabenen, des Witzes, der Scharfsinnigkeit und des beissenden Scherzes, wodurch sie die Leidenschaften rege machen, anzusehen, und sie haben gleichwol so vielen Wiederspruch gefunden, daß man sie nicht selten für eitle Spielwerke, ja sogar für Belustigungen, die der geheiligten Religion unerträglich sind, ausgegeben hat. Allein was hat eine moralische Fabel, von welcher wir reden, für Schönheiten? Man sucht das Erhabne und Prächtige vergebens bey ihr.

Sie vermeidet das spöttische Lachen und fliehet den beissenden Scherz; sie scheinet die einfältigste Sprache der Natur zu führen, und dennoch ist ihr Beyfall allgemein, und sie findet sowol in den Hütten als Pallästen aufmerksame Zuhörer, man giebt sie der Jugend in die Hände, und das Alter höret noch nicht auf, sie begierig anzunehmen. Mich deucht aber ich finde in eben dieser einfältigen Schönheit, einen der vornehmsten Gründe, welche ihr Ansehen unterstützet. Ein großer Theil der Menschen ist zu der Verbesserung seiner Sitten so träge, und in der Ausforschung seiner Fehler so unachtsam, daß sie nicht selten, die Augen vor dem eindringenden Lichte vielmehr zuschliessen, als daß sie solches suchen, oder ihm nachgehen sollten. Vergebens bemühet man sich also, diese durch weitläuftige Reden, durch Schauspiele und Satyren zu verbessern. Ihr Umfang ist ihnen viel zu weitläuftig, sie sind mit so vielen verschiedenen Begriffen angefüllet, und ihr Hauptvortrag ist nicht selten so versteckt, daß sie sich nicht die Mühe geben, denselben herauszusuchen, und das Wesentliche derselben von den zufälligen Erweiterungen zu unterscheiden. Eine Fabel hingegen, stellet ihnen unter einem einfachen Bilde ihren Vortrag so kurz und deutlich vor, daß sie derselben unmöglich ausweichen können und daß sie solche entweder nicht lesen und nicht hören, oder auch ihre Absicht und ihren Innhalt einsehen müssen. Man kann noch beyfügen, daß die übrigen Arten der sittlichen Beredsamkeit öfters mehr als Ein Laster zugleich bestreiten, mehr als Eine Tugend anpreisen, und also verschiedene Pflichten vortragen, welche nicht jedem Zuhörer oder Leser gleich nahe angehen; daher geschieht es, daß viele derselben sich bey Nebendingen aufhalten, und das, was sie vornemlich rühren sollte, unachtsam vorbey lassen. Die Fabel hingegen besteht nur aus Einem natürlichen Bilde, und aus Einer, so viel möglich, einfachen morali-

schen Lehre, deren das Erste ohne dem Letztern nicht füglich kann gedacht werden; sie dringet sich also durch ihre Kürze und Deutlichkeit von selbst zu der Einsicht der Menschen; sie fesselt ihr Gedächtniß, und daher ist ihr Nachdruck so groß, daher ist ihr Wehrt so allgemein und schätzbar.

Es ist wahr, wir haben hin und wieder Feinde des guten Geschmacks gefunden, welche Fabeln und kindische Spielwerke oder Belustigungen für einerley gehalten. Wir könnten diese aufgeblasene Kunstrichter mit ihrem kindischen Einfalle abfertigen; wir könnten sie mit dem Beyspiele der Offenbarung beschämen, deren göttliches Ansehen keine Spielwerke zuläßt, sich aber dennoch der Fabeln und Gleichnisse mit Weisheit und Nachdruck bedienet. Und wie leicht könnten wir ihnen beweisen, daß große Männer fast in allen Jahrhunderten moralische Fabeln geschrieben, daß große Männer dieselben gelesen und geliebet haben, und daß sie ebensowol als Alexanders Heldenmuth und Cäsars Siege ein unvergängliches Lob zu stiften vermögend sind. Denn, wenn meinen wir wol, damit ich nur von unsern Zeiten rede, daß die Nachwelt einen Gellert, Hagedorn, Gleim, Lessing und Lichtwer zu preisen ermüden werde? Wenn wird sie ihre sittlichen Abhandlungen, welche, zum Theil, auch entfernte Völker in ihrer Sprache mit Lust und nicht ohne Rührung lesen, kindische Belustigungen nennen? Ich denke gewiß niemals. Wir wollen aber aus diesem Einwurfe vielmehr eine neue Ursache des rührenden Beyfalls unsrer Fabeln herleiten. Es ist nach dem Urtheile der Kunstrichter ein gewisses Merkmaal einer schönen Abhandlung, wenn sich der Verfasser so natürlich und doch edel ausdrückt, daß wir glauben, er habe nicht anders denken, und wir selbst nicht anders reden können, da wir doch nach angestelltem Versuche das Gegentheil empfinden. Wenn

wir

wir diese Regel auf die Fabel anwenden wollen, so scheint nichts leichter zu seyn, als etwan einen Löwen, einen Adler, eine Heuschrecke nach ihren Eigenschaften abzubilden, ihnen vernünftige Handlungen anzudichten, und einen Sittenspruch in den Mund zu legen; und je schöner die Ausführung gerathen, desto natürlicher und ungekünstelter wird sie scheinen. Allein wer diese Beschäftigung nur selbst versucht, der wird finden, wie schwer diese Züge zu bilden sind, und daß nur eine mühsame und vorsichtige Kunst, eine glückliche Nachahmerin der Natur seyn könne. In dieser Gestalt muß auch eine beredte Ausführung erscheinen, wenn sie der Welt nutzen und gefallen soll. Der Kenner muß nebst der Wichtigkeit des Vortrages auch die künstliche Einrichtung bewundern können, und der Einfältige muß durch ihre Deutlichkeit unterrichtet, und durch ihre Schönheit gefesselt werden. Wir mögen noch so unachtsam auf die Werke der Natur seyn, welche uns beständig vor Augen sind; so werden wir doch gegen ihre Reizungen nicht unempfindlich bleiben können, wenn sie uns nur selten, oder in der Abbildung eines Künstlers erscheinen. Man sey es, daß die Menschen die Bilder vortrefflicher Fabeln ihrer Seltenheit wegen lieben, oder daß sie hier in der künstlichen Abbildung mit dem Urbilde der Natur eine größere Uebereinstimmung und folglich eine neue Schönheit entdecken; so ist es doch gewiß, daß dieses der vornehmste Grund sey, aus welchen ihre vorzüglichen Wirkungen herzuleiten sind. Woher empfing die einfältig scheinende Fabel von der Uneinigkeit der menschlichen Glieder die Wirkung ein ganzes empörtes und wüthendes Volk zu beruhigen? Hat sich etwan Menenius Agrippa der Zauberey und des Aberglaubens bedienet, oder war das Römische Volk eine Menge, in welcher sich nur Ein Menenius Agrippa, das ist, Ein kluger Mann befand? oder hat sie die Deutlichkeit dieses Bil-

des,

des, und die Schönheit der natürlichen Vorstellung besieget? Ich hoffe wir werden dieses letzte zur Ehre der Fabel zugeben.

Muß es ferner der menschlichen Eigenliebe angenehmer seyn, aus der Vorstellung unvernünftiger Geschöpfe dasjenige zu bemerken, was ihrem Vorzuge gemäß ist, als wenn sich ein heftiger Redner, ein störriger Sittenlehrer und ein spottender Dichter über sie erhebet, und ihnen ihre Fehler vorhält; so würde ich auch daher eine neue Quelle des vorzüglichen Wehrtes wohlgerathner Fabeln herleiten können, wenn ich mich nicht erinnerte, daß die Kürze, wodurch die Fabeln so sehr gefallen, auch dieser Abhandlung nothwendig sey, wenn sie nicht gänzlich mißfallen soll.

Eine kleine Fabel eines ungenannten Dichters, welche mir von einem meiner Freunde mitgetheilet worden, mag, mit vorausgesetzter gütigen Genehmhaltung ihres Verfassers, dieses Blatt beschliessen.

Der Schwan und der Storch.

Melodisch sang sein letztes Lied
Ein sterbender, vergnügter Schwan.
Ihn sieht und hört ein naher Storch,
Und spricht: Ganz wieder die Natur
Singst du, wo keiner singen wird;
Sprich, lieber Schwan, sprich doch warum?

Dieß fragst du noch, versetzt der Schwan?
Tret ich denn nicht in einen Stand,
Wo Mangel und Verfolgung mir
Nun ferner nicht beschwerlich sind?
Und ich, ich sollte mich nicht freun?

*

So sinkt ein tugendhafter Geist,
Dem Kummer und dem Neid entrückt,
In seines gütgen Schöpfers Arm,
Und schmecket hier im Körper schon
Sein künftiges, gewisses Glück.

Der Einsame.

Ein und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 22 August 1766.

Er schwingt sich muthig in den Kreis der Sterne,
Durch Dunst und Wolken. Von der hohen Ferne
Schaut er, wenn Schaaren wilder Krieger lärmen,
Nur Wespen schwärmen.
Er schaut von oben Länder Hufen gleichen,
Und Städte Löchern; in den engen Reichen
Schaut er in Haufen, heißen Geiz zu kühlen,
Maulwürfe wühlen.

von Kleist.

Folgendes poetische Schreiben eines vornehmen Engelländers, welches er aus einer philosophischen Einsamkeit an seine Geliebte abgelassen, hat mir zu viel Vergnügen verursachet, als daß ich dasselbe nicht mit meinen Lesern theilen sollte.

Wenn ich es wage, in meinen Blättern zuweilen einmal eine andere Person auftreten zu lassen; so hoffe ich dafür um so viel leichter Verzeihung zu erhalten, da dieses aus keiner andern Ursache geschieht, als um meine Leser desto gewisser zu vergnügen. Das gegenwärtige Schreiben hat keine geringere Vorwürfe, als die Weisheit und das Glück, und es bestätiget, was Milton sagt:

For solitude sometimes is best society.
Die Einsamkeit ist oft die beste Gesellschaft.

Ich bin also in meiner Einsamkeit, schöne und anbetenswürdige B***. Du sollst selbst über den Nutzen urtheilen, den ich von ihr einerndte. Die Ursachen des Glücks im Leben, die wahre Weisheit, das Geheimniß die Fallstricke dieser Welt zu vermeiden, siehe! dieses sind die Gegenstände meiner täglichen Betrachtungen. Dein Name allein, und deine Reize verursachen mir Unruhe, und ich bin glücklich bey den Tagen, die mir zu Theil geworden, indem mein Herz und mein Geist darinn ihre Zufriedenheit finden.

Ob es gleich etwas seltnes ist, mich vernünftig reden zu hören; so wundre dich doch darüber nicht. Solltest du über diese Veränderung mehr erstaunt seyn, als du es an dem Tage warest, da ich in deine Arme flog, und deinen Reiz und deinen liebenswürdigen Charakter den verführerischen und betrüglichen Annehmlichkeiten der Orphise vorzog? Ich bin nicht mehr im Schooße der Menschen. Ich habe das Geräusch der Gesellschaften verlassen, und die Empfindungen, welche ich dir zeichnen will, sind durch die Belustigungen der Einsamkeit eingeflösset.

Die Stille ist ein vortreflicher Lehrmeister. Sie macht, daß wir mit einem Blicke das Wahre übersehen, und sie lehret es uns vom Falschen unterscheiden.

Mehr die Einsamkeit, als die Venus, ist die wahre Mutter einer aufrichtigen Liebe, welche die Sicherheit der Seele begleitet; dieser Liebe, die nichts als Empfindungen und Vergnügungen ankündiget, welche nichts als Thränen der Genugthuung, Seufzer der Zärtlichkeit, und Schwüre der Treue zuläßt. Die Einsamkeit war es, die dir mein Herz verband. Die Einsamkeit ist es, welche mir Musse verstattet, über diese Liebe nach-

nachzudenken; zu untersuchen, welches der Grund dazu war, und welches das Ziel derselben seyn wird. Dein Reiz, dein Charakter, mein Glück ließ dieselbe entstehen, und sie wird nicht eher als mit meinem Leben verlöschen.

Sie ist es auch, welche mich einen mißvergnügten Blick auf mich selbst werfen läßt. Wie viel Unglück und Widersprüche sehe ich da! Die Siechel des Todes drohet mir; Unruhen beängstigen mich; mein Leiden schlägt mich danieder; die Leidenschaften halten mich gefangen; meine Wünsche betäuben mich; Augenblicke der Freude berauschen mich; mein empfindliches Herz, oder vielmehr meine Schwäche macht, daß ich mich unter die Last einer Kette schmiege, welche nur die Parze allein zerbrechen kann.

Wenn mir die Einsamkeit nicht ein neues Herz und eine gesetztere Seele verschafft; so läßt sie mich doch wenigstens die Gefangenschaft meiner Sinne erkennen. Wenn der Hochmuth in meinem Willen herrscht; so zeigt mir die Niedrigkeit der Materie das demüthigende Grab meiner Eitelkeit. Wie bin ich doch so weit von einem ruhigen Zustande entfernt! Ich bete dich an, geliebte B***, ich geniesse eines vollkommnen Glücks. Das Verlangen und das Vergnügen verzehren mich wechselsweise, wenn ich nahe bey dir bin; ein göttliches Feuer belebt mich; ich bin über die Menschen erhaben; die Liebe selbst ist an ihren Raub gebunden.

Aber kurz darauf führe ich eine ganz verschiedene Sprache, wenn ich ungeduldig alle Mängel durchlaufe, welche die Schmach meines Daseyns ausmachen. Ich schmeichelte mir, geliebt zu seyn, und ich sehe auf einmal, daß ich nichts als ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung seyn muß; dem herumschweifenden und

flüchtigen Volke ähnlich, welches von seinem Vaterlande entfernt, von aller Welt gehaßt, an allen Orten verfolgt, vom Unglück und vom Fluch geleitet, sich dem Orte seiner Geburt nicht zu nähern untersteht, indem es sich befürchtet, den Arm eines rächenden Gottes daselbst anzutreffen, der bereit ist, es in Staub zu verwandeln, und mehr geneigt ist, es zu strafen, als ihm zu vergeben. Voller Schaam über meine innerliche Häßlichkeit, entferne ich mich von dir, und der Augenblick allein, der mich von dir trennt, ist eine grausame Qual. Die übermäßige Freude, welche mich entzündete, wenn ich dich sahe, hat sich in Schmerz und Verzweiflung verändert, seitdem ich dich verlohren habe.

Bey diesen Widerwärtigkeiten höre ich die Stimme des Glücks, welche mir zuruft. Dieses ist ein Zuruf, den die Menschen verstehen, oder den sie verstehen können. Er tröstet die Unglücklichen, und schmeichelt auf eine angenehme Art dem Ohr der Glücklichen. Einige kehren gekrönt von den olympischen Spielen zurück, da noch andere, mit Staube bedeckt, mitten auf der Laufbahn schwitzen, um das Ziel zu erreichen, an welches sie vielleicht nie gelangen werden.

Ein jeder hört die Stimme der Glückseligkeit; aber jeder vernimmt sie verschieden. Drusus, dieser Geitzige, den man zu jeder Zeit in einer ausschweifenden Unruhe findet, häufet unermüdet Schätze, und schliesset seine Gesundheit und seine Schätze in die Kasten. Plutus, dieser Gott mit hohlen Augen, dessen Verfahren unruhig ist, dieser Gott, der sich mitten im Reichthum vor der Armuth fürchtet, der sich ängstiget und der Verzweiflung überläßt, wenn er bedenkt, daß er eben so elend als Irus seyn würde, wenn ihm nichts mehr übrig

bliebe,

bliebe, als das, was er mit Recht hat, und das, was ihm eine ehrliche Arbeit hat gewinnen lassen; dieser Gott hat den Drusus mit seinen Händen geschaffen, er martert ihn, sein Reichthum ist seine Pein, andrer Schätze sind seine Hölle; er lebt und stirbt gequält vom Dämon der Wuth, und gestochen von der Schlange des Neides. Der Sinnlose glaubte, der Reichthum sey hinreichend, sein Glück auszumachen.

Der Ehrgeiz ist dem Schein nach nicht so häßlich; aber unter der betrüglichen äussern Gestalt enthält er die Quelle und die Summe aller Uebel in sich. Für einen Abdolomin, der ruhig auf dem Throne sitzt, der mäßig in seinen Wünschen und gerecht in seinen Absichten ist, findet man hundert Dionyse, welche die Abscheulichkeit des Lasters umgiebt; hundert Busiris, welche Menschenblut nähret. Diese Ungeheuer haben ihre Schmeichler; aber diese niederträchtigen Schmeichler würden sich für Helden halten, wenn sie die Macht hätten, ihnen einen Dolch in die Brust zu stossen: Die Freunde eines Tyrannen sind allemal undankbar. Auf einer andern Seite wird man hundert Alexanders, hundert Mahomets, die glücklich sind, finden, hundert und noch hundert andre, die ein übel verstandenes Verlangen nach Ruhm verführet, sich in Menschenblut zu baden. Verwaiste Familien, eingeäscherte Städte, verheerte Königreiche sind die Spuren, woran man ihren Lauf erkennet, und die Trauer der ganzen Welt ist ihnen die Quelle des Lichts. Wie unglücklich sind sie! Ein Philosoph, ruhig in seiner Einsamkeit, verhöhnet sie, und lacht ihrer Entwürfe, welche, so wie sie, übel eingerichtet waren, und hinfallen. Große dieser Erden, wie abscheulich ist es, ein Gegenstand der Verehrung und Anbetung zu seyn! Man beklagt euch um so viel

weniger in eurem Unglück, da man weiß, daß es nicht die Wirkung eines bloßen Zufalls sey.

Sich ein beständiges und unbewegliches Herz, wider die Abwechselungen des Schicksals, wider die öftere Untreue des blinden Glücks, zu bilden; dieses ist die Bestimmung des Weisen. Er mag heute sein Schiff über die Wellen triumphiren, und von der Gunst der Westwinde, welche, mit ihrem sanften Hauch, es auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten scheinen, getragen sehen; so lacht er mit Verachtung der falschen Gütigkeiten des Schicksals, welches ihm in diesem Augenblick schmeichelt, um ihn desto härter an einer Klippe scheitern zu lassen, und ihn in den Abgrund zu stürzen.

Wenn ihn das Glück aus der Tiefe des Nichts in die höchste Glückseligkeit versetzt; so ist seinem Geiste die Vergleichung seines alten Zustandes mit dem itzigen stets so gegenwärtig, daß er ohne Unterlaß im Stande ist, den unermeßlichen Zwischenraum zwischen beyden einzusehen. Die Tugend ist sein Gesetz; sein Herz verbietet ihm, als ein strenger Gesetzgeber, auf gleiche Art, die Niederträchtigkeit und den eitlen Ruhm. Er wird vor seines gleichen nicht kriechen, und eben so wenig wird er verlangen, daß jener vor ihm kriechen soll. Endlich sucht der Weise, ehe er andre Menschen beherrschen will, sich selbst zu beherrschen. Man glaubt, es sey schön, ein Herr der Sterblichen zu seyn; aber wozu dienet es, der ganzen Welt zu befehlen, wenn man sich selbst nicht befehlen kann?

Beherrscher dieser Erde, die ihr die großen Zügel der Welt in euren Händen haltet, die ihr unter euren Gesetzen unglückliche Unterthanen seufzen lasset, die ihr, mit einem Blick, über Leben und Tod ein Urtheil fället,

die

die ihr bloß deswegen den Scepter in der Hand führet, um sein schreckliches Gewicht empfinden zu lassen; wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich euer Schicksal begehrte! Ihr, Titusse, ihr, die die Gnade der Götter der Erde zeigt, um sie einen Augenblick wegen der Last der Tyranney zu trösten; ihr, die ihr eure Tage nur nach euren Wohlthaten zählt; ihr, die ihr ein Herz, das ihr euch durch Wohlthätigkeiten verbunden habt, weit höher schätzt, als hundert Provinzen, die durch die Gewalt der Waffen euren Gesetzen unterworfen worden: wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich nicht das Glück eures Schicksals bewunderte! Lebendige Bilder der Götter, die ihr euch vielmehr an eurer Gnade und euren Tugenden erkennen lasset, als an dem Knall eures Donners, regieret ewig! Sagt euch nicht die süße Freude, in der euer Herz schwimmt, daß ihr des wahren Glücks geniesset?

Reiche dieser Welt, Menschen von Heute, die der vorhergehende Tag in dem Nichts und der Niedrigkeit gesehen; ihr, welche die Erbarmung niemals rühret; verfluchte Werkzeuge der himmlischen Rache; ihr, deren Kleider, wenn sie unter die Presse gethan würden, nichts von sich geben würden, als das Blut eurer Mitbürger; wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich euren Zustand begehrte! Ihr, großmüthige Sterbliche, die ihr zufriedner seyd, euren Bruder glücklich gemacht zu haben, als es selbst zu seyn; ihr, die die ganze Welt als Herren ihrer Schätze zu sehen wünschet, versichert, in ihren Bedürfnissen einen Beystand zu finden; ihr, die ihr auf eure Reichthümer nicht so stolz seyd, als ihr von dem Zuruf des Volks vergnügt scheinet, welches ihr euch durch eure Wohlthaten und durch eure Zärtlichkeit zum Freunde gemacht habt; wie unglücklich

würde

würde ich seyn, wenn ich nicht das Glück eures Schicksals bewunderte!

Falsche Stoiker, Verehrer einer so hochmüthigen und lächerlichen Sittenlehre, als sie, in den Augen des kurzsichtigen Pöbels, streng und hart zu seyn scheint; ihr, welche eine heuchlerische Larve als Feinde von euch selbst sehen läßt, und die ihr nur Feinde von eures Gleichen seyd; ihr, welche vielmehr die Glückseligkeit anderer, als eure erdichtete Härte, mager macht; ihr endlich, die ihr den Pöbel durch einen falschen Schein der Demuth und Tugend verführet, ihr Scheinheilige, wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich euer Schicksal verlangte! Aber ihr, liebenswürdige Philosophen, die ihr euch der Gesellschaft widmet, die ihr den sowol für euren Bruder erkennet, welcher Mängel hat, als den tugendhaftesten Menschen; ihr, die ihr ohne Verstellung und ohne Niederträchtigkeit lebet, und mit Freundschaft, ohne Heucheley und ohne Bitterkeit, tadelt; ihr, die ihr euch Liebe erwecket, weil ihr aufrichtig liebet; ihr, die keine Gefahr bestürzt macht, die die Widerwärtigkeit nicht erschüttert, die das Glück nicht hochmüthig macht, die der Anblick des Todes nie hat zittern sehen; Sterbliche, die ihr würdig seyd, über das Schicksal der ganzen Welt zu gebieten, wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich nicht das Glück eures Schicksals bewunderte!

Siehe, Vergnügen meines Lebens, liebenswürdige B***, siehe meine Beschäftigungen. Ach, daß ich doch nicht eben so leicht deine Empfindungen erkennen kann, als du gegenwärtig meine Art zu denken erkennest!

Lebe wohl! Wie glücklich mußt du seyn, wenn das wahre Glück davon abhängt, sich von seinem Liebhaber zärtlich geliebt zu wissen!

Der Einsame.

Zwey und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 29 August 1766.

Ihrer Verdammung unbewußt, spielen die kleinen Opfer. Sie haben keine Empfindung von künftigen Uebeln, keine Sorge über heute. Aber siehe, wie die Diener des menschlichen Schicksals, wie das gräßliche Gefolge des schwarzen Unglücks um sie wachen. Ach, zeigt ihnen, wo die mörderische Bande im Hinterhalt liegt, um ihre Beute anzufallen! O, sagt ihnen, daß sie Menschen sind!

Gray.

Ich befand mich in einer der angenehmsten Gegenden, die ich jemals gesehen habe. Es war eine kleine Insel, ein ganzer Gesichtskreis um mich her, voll grünender Hügel, blumigter Thäler und Ebnen. Ich sahe Gärten, Weinberge, Lustwälder in tausend hohe Wände und Gänge nach der Schnur durchschnitten, rieselnde Bäche, Lauben, Grotten, Ballhäuser und Seen, die mit kleinen vergoldeten Gondeln ganz überdeckt waren. Die Luft war so rein und klar, als im höchsten Sommer, und hatte die angenehmgemäßigte Kühle des Frühlings. Die Lebhaftigkeit unzähliger kleiner noch nicht ganz befiederter Vögel, und die Blüthknospen an den Bäumen und Pflanzen, liessen mich völlig abnehmen, daß ich mich in dieser muntern und fröhlichen Jahrszeit befinden müßte. Wie ich erfuhr, so war dieselbe in diesen Gegenden ohne Wechsel. Der Himmel hatte hier keine andre als angenehme Erscheinungen, und die fürchterlichen verschossen ihre Blitze und Donnerschläge ganz hoch in der Luft, und reichten nicht bis an die Sinne der unbesorgten Einwohner. Von diesen bevölkerte eine unzählige Menge beyderley Geschlechts diese glückseligen

Landschaften. Mein Herz schwoll für Vergnügen, bey dem Anblicke dieser kleinen Welt voll Bewegung und unendlich verschiedner Beschäftigungen. Jugend, Gesundheit, und eine gänzliche Vergessenheit aller Sorgen, herrschten auf allen Gesichtern, und zeigten sich in Gebehrden und Gange. Alle Kleidungen strahlten von den lichtesten Farben; sie waren im Flättern begriffen, und zitterten mit unzähligen Bändern, Fransen und Spitzen. Kurz, alle Bürger dieses lustigen Eilandes schienen Jünglinge zu seyn, und alle seine Bürgerinnen Jungfrauen. Ich war, wie es mir vorkam, nur auf der Reise durch diese Gegenden begriffen, und mogte, mit einer ziemlichen Gemüthszerstreuung, unter so vielen anziehenden Gegenständen, kaum einige Schritte fortgegangen seyn, als ich, nicht weit von mir, seitwärts, die Gestalt einer Frauensperson wahrnahm, welche nach mir blickte. Ihr Antlitz war sehr gesetzt und ernsthaft, ihr Auge scharf und durchdringend, und in der Hand trug sie ein Fernglaß. Ein Mann mit einer ungewöhnlich kurzen Gesichtsbildung und tiefsinnigem Ansehen ging neben ihr. Ich erkannte an ihm mit vielem Vergnügen den weisen Brittischen Zuschauer, und in seiner Begleiterinn die philosophische Aufmerksamkeit, eine meiner ältesten Freundinnen. Man gab mir Erlaubniß, in ihrer Gesellschaft mit fortzugehen, und das erste, so ich erfuhr, war der Name unsers Aufenthalts. Du befindest dich in den Landschaften der Jugend, hieß es, und alle diese vergnügten Einwohner derselben sind, wie du selbst, nichts anders als Pilgrimme. Meine Gedanken wurden durch diese Nachricht um ein gutes Theil gesetzter. Ihr seyd schön genug, rief ich aus, ihr anmuthigen Gegenden! aber ihr habt zu unbeständige Einwohner. Alle eure Bürger sind Pilgrimme. Es kam mir hierbey sehr fremd vor, die Gesichter vieler meiner Gefährten uns entgegen, und nach derjenigen Seite des Landes gerichtet zu sehen, die wir hinter uns liessen.

Ich befürchtete schon irre zu gehen, als mich meine Begleiterinn zurücksehen hieß, und mir zugleich lächelnd ihr Fernglas darreichte. Ich setzte es an, und bemerkte die eine Grenze des Eilandes deutlich, die wir verlassen hatten, und wohin die Augen der übrigen noch gerichtet blieben. Ein kleiner Belt, der sein Ufer bald fortrückte, bald zurücke zog, und nicht selten gar austrocknete, trennte hier die Landschaften der Jugend von einer ganzen Ebne voll kleiner Jungen und Mädchen, die ich noch glaubte schreyen und lärmen zu hören. Es war ein ganzer Gesichtskreis voll Puppen und Steckenpferde, Näschereyen und Putzwerk, und eine Menge von Tyrolerweibern, die ganze Körbe davon noch über die Grenzen dieser Ebne verhandelten. Ich erkannte das Gebiete der Kindheit, und wandte mich plötzlich zurück, meinen Weg fortzusetzen. Meine Gefährtinn empfahl mir eine vernünftige Neugier, und hieß mich hauptsächlich einige merkwürdige Gestalten wahrnehmen, die unter der großen Menge einen Anhang zu haben schienen. In dem Augenblick hörte ich schon eine derselben so nahe bey uns vorbeyrauschen, daß wir ihr kaum ausweichen konnten. Sie sah einer Jägerinn nicht unähnlich, mit fliegenden Haaren und wilden Augen. Indem sie vorbeystolperte, dünkte mich, daß sie den Mund mit einer hängenden Unterlippe offen trug, ein lustiges Stückchen sang, und mit den Fingern klappte. Ihr Name war Unbesonnenheit. Ihr Lauf ging nach den Grenzen der Kindheit, und wie man mich berichtete, war sie es eben, welche die Augen so vieler nach sich zog, und dieselben von dem natürlichen Ziele unsrer Reise ablenkte, welches in dem Gebiete des männlichen Alters, an der andern Grenze der Insel, ganz erhaben und deutlich vor uns lag. Ich war noch voller Betrachtungen über diese Erscheinung, als ihr schon eine andre folgte. Ein Mann wurde in einer offnen Sänfte von zweyen Maulthieren sehr gemächlich getragen. Er hatte das Ansehen

eines sehr fetten Prälaten. Seine Augen schienen in einem beständigen Aufwachen begriffen zu seyn, und sein Kinn lag ihm in dreyen Stuffen geruhig auf der Brust. Er gähnte. Er roch an eine Mohnblume, und gähnte noch einmal. Man nannte ihn Müßiggang; und ein gewisses Paar ziemlich unförmlicher Ohren, so ich im Nachsehen an ihm erblickte, hätten mich dies können errathen lassen. Er stand, wie ich erfuhr, in diesen Gegenden in großer Achtung. Er beherrschte die öffentlichen Lustbarkeiten, und die ihnen gewidmeten Häuser. Ihm dienten die schattigten Lauben, und die kühlen Gänge an den Rändern der Springbrunnen. Er unterhielt die jungen Schönen ganze Vormittage vor dem Spiegel und Nachttische, und die kleinen Stutzer ihr halbes Leben hindurch beym Anputzen, Spatzierengehen und Romanenlesen. Selbst die anmuthige Lage nebst der weichlichen Luft dieses Eilandes, verschaffte ihm Anhänger. Tausend kleine Begierden, wie geflügelte Knaben gestaltet, mit noch tausend kleinen Spielen und Chartenfiguren vermengt, hüpften um ihn her, ihn aufzumuntern. Die Wollust, in feinen Mousselin gekleidet, mit einem glühenden Herzen auf der Brust, und dem Gesichte voller Schönfleckchen, folgte ihm, und theilte sich mit ihm in ihre gemeinschaftlichen Anbeter. Ich sahe sie mit unzähligen schönen jungen Personen beyderley Geschlechts umgeben, die sie ihrer ganzen Menschheit bis auf die Sinne beraubte, und in eine finstre Sorglosigkeit gegen alles, was nicht gegenwärtig war, versenkte. Sie wünschten ewige Einwohner in den Landschaften der Jugend zu seyn, diese jungen Unglückseligen; oder sie wünschten vielmehr gar nichts, denn alle ihre Vorstellungen waren nur Gefühl. Das Fernglas meiner Begleiterinn zeigte sie mir gleich einem Haufen junger Blumen, die in früher Hitze verwelken, und ein übereiltes Alter wenig Augenblicke nach dem Entschlusse ihrer Knospen finden. Die Verführerinn selbst kam mir so nahe,

daß sie aufhören mußte in meinen Augen schön zu seyn. Diese zärtlichen Züge waren die Bildungen einer künstlichen Maske. Ihr eigenthümliches Gesicht glich der Bildung einer Sau, des unreinsten Thieres auf dem Erdboden. O Himmel! rief ich voller Eckel aus, warum ist eine Wallfahrt durch eine Gegend nothwendig, wo nur Verführungen wohnen. Ich hielt mich vest an der Hand meiner Begleiter, und verdoppelte meine Schritte. Das Ziel der Reise fing an sich sehen zu lassen. Mein Blut schlug für Neugier und Hoffnung. Eine Person von vortreflichem Ansehen schien von der Grenze her auf uns zuzukommen. Ihre hohe und majestätische Gestalt verrieth eine Göttinn. Ihr Gewand war hellweiß, mit silbernen Sternen beworfen, und ein junger Lorbeer deckte die Scheitel. Sie blickte gen Himmel, und setzte eine Posaune an den Mund; deren Schall Empfindungen erweckte, die sich nicht ausdrucken lassen. Sie waren so sanft, als die Züge des Geblüts, und so erhaben, als die Ueberzeugungen eines guten Gewissens. Diese Göttinn, die ich beschreibe, war die Ehre. Der Klang ihrer Posaune brachte, wie mich dünkte, die ganze Insel in Bewegung. Er drang bis in die Wohnung der Unbesonnenheit, des Müßigganges und der Wollüste, und diese Verführer erzitterten. Ich sah tausend junge Häupter sich erheben, um darauf zu hören, aber augenblicklich wieder zurück sinken, den Begierden zu folgen. Die Posaune schallte noch einmal. Die Würkung war noch schlechter. Sie schallte zuletzt, aber alle Einwohner schienen taub zu seyn, und die Göttinn floh wieder zurück über die Grenze. Der Ehrgeiz, der sich für ihren Gevollmächtigten ausgab, trat an ihre Stelle. Er schien wassersüchtig zu seyn, sein Gesicht war blöde und schielend, sein Gang hochtrabend, und sein ganzes Betragen gezwungen. Er trug ein Stück von einer alten Tapete, und glaubte, seine Tracht sey ein Goldstück. Kaum hatte er sich sehen lassen, als ihm ein unbeschreiblicher Anhang zufiel. Er schien recht gemacht zu seyn, diese Insel zu beherrschen, so sehr war der Grundsatz, wornach er handelte, den Begierden aller Einwohner gemäß. Dieser Grundsatz war eine blinde Hitze, andre zu übertreffen. Es war ihm gelung, dieselbe in einem jungen Herzen mit der größten Heftigkeit entzündet zu haben. Die Mittel und die Gegenstände, womit sich diese Vorzugsbegierde beschäftigen sollte, überließ er jedermanns eigener Neigung. So geschahe es, daß eine hirnlose Nacheiferung diese Insel erfüllte. Phantastische Hoheiten schwellten die jungen Herzen auf, und kaum blieb eine Thorheit übrig, die nicht ein Vorzug wurde. Das unendlich Kleine dehnte sich zu einer merklichen Größe, und selbst Abscheulichkeiten und Laster

gingen in der Gestalt des Erhabnen einher, wenn sie sich unter einander übertrafen. Ich sahe einen sehr niedlichen kleinen Stutzer, dessen ganzes Bewußtseyn sich auf ein gewisses Stückchen Glas zu beziehen schien, so er am Halse trug; und ein erwachsnes Frauenzimmer, welches sich von Zeit zu Zeit bemühte, ein Schönfleckchen auf seiner eignen Nase anzusehen, und sich, nur um der Lage dieses Schönfleckchens halber, für liebenswürdiger hielt, als alle seine Nebengeschöpfe, die mit einer schlechten Nase so dahin lebten. Ein Gesicht, mit einer stetigen und stark ausgedruckten Bildung, machte seinen Besitzer auf den ersten Anblick kühn und tapfer, und zog ordentlicherweise ein Paar grosse Handschuh und eine sehr lange Stoßklinge nach sich. Ein junger Dichter hielt die Raserey für den ganzen Charakter eines neuen Pindars; und der kleine Kunstrichter an dem Ende einiger Monatsblätter, überreichte der ganzen Welt seine Entscheidung mit der Mine eines Befehlshabers. Mir fing an angst zu werden. Unser Aufenthalt schien den Behausungen zu gleichen, wo es eingebildete Riesen und Kaiser giebt, die sich mit einander um den Vortritt zanken. Ich besann mich, daß ich nur auf der Reise war, und mein stummer Gefährte hieß mich, indem er den Arm plötzlich ausstreckte, eine schöne junge Schäferinn betrachten, die uns entgegen kam. Sie sah so unschuldig aus, als die Natur, wo sie am schönsten ist, nur die Regungen, die sie verursachte, waren nicht so ruhig. In der Rechten trug sie einen Myrtenast, und an denselben erkannte ich sie für die Liebe. Wie ich erfuhr, war sie in dem güldnen Weltalter auf dieser Insel wohnhaft gewesen, nach dem heutigen Lauf der Welt aber war sie eine ordentliche Bürgerinn in dem Gebiete des männlichen Alters. Sie schien nur so halb verstohlen sich über die Grenzen desselben herüberzuschleichen, und mich dünkte, daß sich ihre frische und unschuldige Schönheit in dem Maaße verringerte, als sie sich von dieser Grenze entfernte. Ja, man beschuldigte sie gar, daß sie alsdenn mit den andern Verführern ein Bündniß errichte, die Thorheiten der Jugend zu mehren. Alsdenn legte sie ihre unschuldigen Reizungen mit ihrer Schäfertracht bey Seite, und wurde ganz romanhaft. Die jungen Mannspersonen wurden abgeschmackt und weibisch, und das schöne Geschlecht unverschämt. Sie hatte ein Gefolge um sich von kleinen nackten Knaben, die sich nach närrischen Liebesbriefen in den Lüften herumjagten, von Jünglingen, die Entzückungen hatten, und von Weibsbildern, die mit jedem Blicke zu stehlen schienen. Bey der Ankunft dieses kleinen Hofstaats hörte man nichts, als das Rauschen der Küsse, heisse Seufzer, vertrauliches Zischeln, und die Namen von Paradiesen und Himmeln;

meln; beym Abzuge desselben aber Fluchen und Schmähworte, die Verzweiflung und das Wehklagen betrogner Geliebten, und die Schande und Gewissensbisse der niederträchtigen Liebhaber. Unglückselige Verwirrung! rief hier meine Begleiterinn aus, die Liebe muß dem Ruf der wahren Ehre folgen, so bleibt sie schön und unschuldig. Wie mirs vorkam, so behielt die Liebe ihre schöne Gestalt in den Landschaften der Jugend gemeiniglich noch am längsten in dem Umgange junger und tugendhafter Dichter, wenn die Lesbien und Dorimenen derselben keine würkliche Personen waren. Ich war unter den Betrachtungen so mannigfaltiger Gegenstände bey dem Ziel meiner Reise angelangt. Die Insel hatte ein Ende, und ich erschrack, als ich dasselbe so nahe vor mir sahe. Ein ziemlich breites Wasser lag nur noch zwischen mir und dem Gebiete des männlichen Alters. Einige sehr schmale Fußsteige liefen zwar über dasselbige hinweg, derjenige aber, den ich betreten sollte, war gegen die Seite unsrer Insel zu abgebrochen, und wer ihn erreichen wollte, mußte einen Sprung thun. Ich sah meine Gefährten an, und verspürte in ihren Augen eine so heitre Zufriedenheit, daß ich ganz getrost wurde. Nur ein plötzlicher sehr starker Lärmen, der hinter uns entstund, erweckte meine Neugier. Es war das Getöse eines Aufruhrs. Ein gewisses gräßliches Instrument tönte unaufhörlich. Sein Schall glich dem Schlage einer starken Heerpauke, und schlug zum Aufbruche. In wenig Augenblicken war das Ufer, wo ich mich befand, mit einer unzähligen Menge Menschen überdeckt, die man Schaarenweise nach dieser Gegend hertrieb. Die meisten dieser armen Unbesonnenen hatten vergessen, daß sie die Reisende in den lustigen Thälern der Jugend waren. Ihr Aufenthalt in denselben ging zu Ende. Man riß sie, mit Eitelkeiten und Thorheiten ganz überladen, aus den Armen des Müßigganges und der Wohllüste, und sie drehten tausendmal die Köpfe zurück, ihr verlohrnes Vergnügen zu beweinen. Allein, ein unerbittlicher Alter übte hier seine ungemeßne Gewalt. Er befahl, und sie mußten folgen. An einer fliegenden Haarlocke, welche ihm über die Stirn hing, erkannte ich, daß dieser Alte die Zeit war. Nur einige von beyden Geschlechtern waren thörigt genug, sich seinen Befehlen zu entziehen. Aus diesen erwuchs ein Haufen alter Gecken und runzlichter Buhlschwestern, die noch durch Brillen liebäugelten, und alle Zierrathe der Jugend dadurch lächerlich zu machen schienen, daß sie dieselben anlegten. Das Gestade, an welchem ich stand, war nunmehr mit Menschen angefüllt, und ich sah einige den Anfang machen, die Fußsteige zu betreten, um über das Wasser zu setzen. Alsdenn waren die Augen der ganzen Menge gespannt. Ein allgemeines Hohngelächter erschallte um das

ganze Ufer, wenn einer einen Fehltritt that. Nicht halb so viel aber bezeigten ihre Freude, wenn jemand glücklich herüber gelangte. Dieser Umstand schien mir der Wildheit des Brittischen Pöbels zu gleichen, der sich um die Themse versammlet, einen jedweden, währender Ueberfahrt über den Strohm, mit allen nur ersinnlichen Schmachreden zu überhäufen. Unter den Verunglückten sah ich hauptsächlich die Lieblinge des Müßigganges und der Wollüste. Sie waren meistens mit einer gewissen Leere im Haupte, und einem starken Schwindel behaftet, der sie sogleich befiel, wenn sie den schmalen Steig betraten, und ihren plötzlichen Fall nach sich zog. Ein sehr junger lebhafter Herr aus diesem Haufen trat gar mit einem schwangern Frauenzimmer einher, die er schon aus den Landschaften der Jugend mitbrachte. Er betrat mit ihr den Fußsteig. Sie fielen unter einem kreischenden Gelächter der boshaften Menge ins Wasser, erreichten kaum, gleich den andern Verunglückten, das jenseitige Ufer, und verlohren sich unter dem Pöbel. Einige andre in prächtigen Kleidungen führte der Ehrgeiz persönlich. Allein ihre Gedanken waren zu heftig, und zur Verwirrung geneigt. Sie verlohren das Gleichgewicht, und fielen vom Steige. Noch andre hatten gar keine Lust, diesen öffentlichen Auftritt zu wagen. Sie schlichen an dem Ufer so lange herum, bis eine gewisse Schifferinn in einem kleinen Nachen sie in der Dämmrung übersetzte. Diese Schifferinn hieß die Klugheit zu leben. Die Ränke, die Bestechungen und die Freywerber waren auf ihrem Nachen die Bootsleute. Wie ich erfuhr, war dies der Weg der Erben, der Dummköpfe und der vornehmen Söhne. Endlich sah ich auch einige junge Leute auf den abgebrochnen Steig losgehen, der vor mir lag. Ich erblickte unter denselben, als sie mir nahe kamen, mit einer angenehmen Bestürzung, ein Paar meiner vertrautesten Freunde. Sie nahten sich mit einer ruhigen und gesetzten Stellung. Der Fleiß, in der Tracht eines alten blassen Weltweisen, mit einem beschriebenen Pergamente unter dem Arme, führte sie an das Ufer; der Ruf der wahren Ehre schallte ihnen entgegen, und von diesen hohen Empfindungen begeistert, gelangten sie, ehe sie es selbst vermuthet, glücklich hinüber. Ich sahe sie mir von dem gegenseitigen Ufer mit einer vergnügten Mine winken, ihrem Beyspiele zu folgen. Meine Begleiterinn erbot sich, mit mir zu gehen. Ich glaubte den Schall der silbernen Posaune aus der Ferne zu hören, und eine gewisse ruhige Munterkeit belebte alle meine Lebensgeister. Ich nahte mich dem abgebrochnen Fußsteige. Ich bildete mir ein, den Sprung zu thun, um ihn zu erreichen. Ich fuhr aber so stark in die Höhe, daß ich über diesem Sprunge erwachte.

* *

Der Einsame.

Drey und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 5 September 1766.

Die schönen Künste können des Geschmacks nicht entbehren; ohne ihn verlieren sie ihre ganze Würde. Eine wahre Gelehrsamkeit gewinnt durch ihn allezeit, und wird ohne ihn oft ganz unbrauchbar. Den guten Sitten und der Tugend ist eine weise Bildung desselben zuträglich; da hingegen die Verabsäumung dieser Bildung ihnen sehr nachtheilig werden kann.

J. A. Schlegel.

Der äussere Sinn, womit uns die Natur versehen hat, und wodurch wir die verschiedenen Arten der Nahrung empfinden und unterscheiden, die zu unsrer Gesundheit und zu unserm Vergnügen dienlich sind, hat in allen Sprachen den metaphorischen Ausdruck Geschmack veranlaßt, womit wir unsre Empfindung der Schönheit und Häßlichkeit oder Unvollkommenheit in allerley Künsten bezeichnen. Der Geschmack ist also überhaupt eine lebhafte Unterscheidung, eine schnelle Empfindung, welche so, wie die Empfindung des Gaumens, sich vor aller Ueberlegung äussert, und, gleich der Zunge, das Gute mit ausnehmender und wollüstiger Empfindlichkeit schmeckt, das Gegentheil aber mit Eckel und Mißfallen verwirft; auch so, wie der sinnliche Geschmack, oft zweifelhaft und gleichsam verirrt ist, weil er nicht weiß, ob er gewisse Dinge schmecken oder verwerfen soll, und häufig den Einfluß der Gewohnheit erfodert, um ihm eine veste und einförmige Bestimmung zu geben.

Geschmack zu haben, erfodert etwas mehr, als bloß die Schönheit eines Werks oder Gegenstandes genau wahrzunehmen und zu unterscheiden. Diese Schönheit muß eben so wohl empfunden als wahrgenommen werden; die Seele muß dadurch auf eine lebhafte und empfindliche Art gerührt und bewegt werden. Soll aber

dieses Gefühl einen wahren Geschmack ausmachen, so muß es keine unbestimmte und verwirrte Empfindung seyn; sondern mit einem deutlichen Blick, mit einer schnellen und lebhaften Unterscheidung der mannigfaltigen Eigenschaften, in ihren verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen begleitet seyn, woraus der Gegenstand, den wir betrachten, bestehet. Und hierin sehen wir wieder eine Aehnlichkeit zwischen dem geistigen und sinnlichen Geschmack; denn wie eine feine Zunge die Mischung verschiedener Weine sogleich empfindet; so wird auch ein Mann von Geschmack die bunte Mischung verschiedener Schreibarten in einem Werke schnell gewahr werden, und Schönheiten von den Fehlern zu unterscheiden im Stande seyn, wenn sie auch noch so genau in einem Werke vermengt seyn sollten.

Wie die Verderbniß des sinnlichen Geschmacks sich dadurch entdeckt, wenn man nur delikate und starkgewürzte Gerichte zu schmecken weiß, wo alle Feinheit der Kunst angewandt worden ist, eine erzwungene Empfindung des Vergnügens zu erwecken; so offenbart sich auch die Verderbniß des geistigen Geschmacks durch eine Neigung zu weithergeholten und studirten Zierrathen, und durch einen Mangel des Gefallens an denjenigen Schönheiten, die uns ungezwungen und natürlich sind. Die Verderbniß des sinnlichen Geschmacks, vermöge welcher wir an solchen Nahrungsmitteln Geschmack finden, die denen, welche noch eine gute Zunge und Gaumen haben, zuwider sind, ist wirklich eine Art von Krankheit; die Verderbniß des geistigen Geschmacks, vermöge deren viele das Burleske dem Erhabenen, und die mühsame Steifigkeit der Kunst der schönen Einfalt der Natur vorziehen, ist nicht weniger eine Krankheit der Seele.

Der geistige Geschmack wird durch Erziehung und Cultur mehr gebildet, als der sinnliche; denn wiewol letzterer durch die Gewohnheit dahin gebracht werden kann, das, was Anfangs Eckel und Mißfallen erregte,

schmackhaft zu finden; so scheinet es doch die Natur nicht zur Absicht gehabt zu haben, daß das menschliche Geschlecht durch Erfahrung und Gewohnheit die Empfindungen und Vorstellungen erlangen sollte, welche zu ihrer Erhaltung nothwendig sind. Mit dem geistigen Geschmack verhält es sich anders: Seine Ausbildung erfodert Zeit, Unterricht und Erfahrung. Ein junger Mensch, der in der Musik und Mahlerey nicht unterrichtet ist, mag von Natur eine noch so schnelle und lebhafte Empfindlichkeit haben; so wird er doch in einem Concert die mannigfaltigen Theile nicht sogleich unterscheiden, in deren Verknüpfung und Verhältniß das Wesen und die Schönheit der Composition besteht, noch in einem Gemählde die Stuffen des Lichts und des Schattens, die Harmonie der Farben, die Richtigkeit der Zeichnung wahrnehmen können, die zu einem vollkommnen Stücke erfoderlich sind; sondern er lernt erst nach und nach und mit der Zeit vollkommner hören und vollkommner sehen. Eben diese noch nicht unterrichtete Person wird bey der Vorstellung eines schönen Trauerspiels in der ersten Zeit zwar mancherley Regungen in ihrer Seele empfinden, aber weder die Geschicklichkeit des Verfassers, die Einheiten zu beobachten, noch die ausnehmende Kunst, womit das Drama sich entwickelt, daß nemlich keine Person ohne hinlängliche Ursache auf das Theater kommt, oder dasselbe verläßt, wahrnehmen können; noch wird sie die weit feinere und schwerere Kunst verstehen, das mannigfaltige besondere Interesse in ein Hauptinteresse, das alles übrige Interesse in sich faßt, zu leiten, und darin zu vereinigen. Nur durchs Nachdenken und durch eine erworbene Fertigkeit wird er diese verschiedenen Gegenstände des Geschmacks unterscheiden lernen, und aus solchen Umständen, wovon er zuvor wenig oder gar keine Idee hatte, angenehme Empfindungen erlangen.

Feine und geschickte Künstler können ihr Gefühl und Urtheil andern mittheilen, und auf diese Art in einer Na-

tion Geschmack erwecken, welche dessen feineres Vergnügen ohne sie niemals gekannt haben würde. Durch öftere Betrachtung der Werke grosser und erhabner Meister in allerley Künsten, erhöhen sich die Kräfte der Natur zum Geschmack, und wir ziehen gleichsam den Geist dieser grossen Männer in uns, daß wir endlich eine Gallerie von Gemählden mit den Augen der größten Mahler ansehen, und eine Oper mit den Ohren der größten Tonkünstler anhören können. Ja, wir lesen auch Werke des Genies und der Gelehrsamkeit mit einem Theil von dem Geiste, der sich in ihrer Composition offenbaret.

Wenn es sich zu den Zeiten, da man anfing Künste und Wissenschaften zu bauen, manchmal zugetragen, daß eine ganze Nation Schriftsteller voller Fehler einmüthig gepriesen hat, welche die folgenden Zeiten mit Gleichgültigkeit, ja auch wol mit Verachtung angesehen haben; so rührt es daher, daß diese Verfasser natürliche Schönheiten hatten, welche von allen wahrgenommen wurden; dahingegen sich noch keiner das richtige Urtheil erworben hatte, das zur Unterscheidung ihrer vielfältigen Fehler nothwendig war, und welches nicht sowol eine Gabe der Natur, als vielmehr eine Frucht der Zeit, der Gewohnheit und des Nachdenkens ist. So gerieth Lucilius, der den höchsten Ruf unter den Römern erlangt hatte, in Vergessenheit, als Horaz auftrat; und Regnier wurde von den Franzosen durchgängig bewundert, bis Boileau erschien; und wenn es verschiedne alte Schriftsteller giebt, welche der ungereimten Dinge ohnerachtet, die man auf jeder Seite ihrer Schriften antrifft, doch ihren Ruhm behauptet haben, so muß es bey denen Nationen seyn, unter welchen noch kein so scharfsinniger und correcter Schriftsteller erschienen ist, ihnen die Augen zu öffnen, als es Horaz unter den Römern, und Boileau unter den Franzosen war.

Es ist ein gemeines Sprichwort, daß man über den Geschmack nicht streiten dürfe. Wenn hier durch den Geschmack

schmack die Zunge verstanden wird, welche gewisse Speisen mit Eckel, andre mit Gefallen annimmt, so ist die Sache richtig; denn es ist unnöthig über etwas, das nicht gebessert werden kann, zu streiten, oder die Verbesserung der mechanischen Beschaffenheit blos körperlicher Organen zu versuchen; das Sprichwort aber ist falsch und schädlich, wenn es von dem geistigen Geschmack gesagt wird, welcher Künste und Wissenschaften zum Gegenstande hat. Da diese Gegenstände wirkliche Reizungen haben, so giebt es auch wirklich einen guten Geschmack, der sie wahrnimmt, und einen schlechten Geschmack, der sie nicht wahrnimmt; und es giebt gewisse Methoden, wodurch wir oft diese Mängel der Seele, welche einen verdorbenen Geschmack hervorbringen, verbessern können. Doch muß man aber auch zugleich zugeben, daß es gewisse phlegmatische Seelen giebt, die nichts entflammen, und auch gewisse verkehrte Köpfe, die man unmöglich zu richtigem Denken bringen kann. Mit solchen ist es daher vergeblich, über den Geschmack zu disputiren, weil sie ganz und gar keinen Geschmack haben.

In manchen Dingen scheint der Geschmack von willkührlicher Natur zu seyn, und ohne, daß er eine bestimmte und regelmäßige Richtung haben sollte; als zum Exempel in der Wahl der Kleidung und Equipage, und in allen Dingen, die nicht in dem Bezirk der schönen Künste begriffen sind. In dieser niedrigen Sphäre sollte er meines Erachtens durch den Namen Phantasie unterschieden werden; denn es ist vielmehr Phantasie als Geschmack, die solche unendliche Mannigfaltigkeit neuer und widersprechender Moden hervorbringt.

Der Geschmack einer Nation kann ausarten, und sehr verderbet werden; und es trifft sich fast immer, daß der Zeitpunct seiner Vollkommenheit ein Vorbote seiner Abnahme ist. Aus Furcht, für bloße Nachahmer gehalten zu werden, gerathen die Künstler auf neue und unbetretene Wege, und wenden sich von der schönen Einfalt der

Natur ab, welche ihre Vorgänger unwandelbar vor Augen gehabt haben. In diesen Bemühungen ist ein gewisser Grad von Verdienst, der aus dem Fleiß und der Nacheiferung entspringet, und über die Mängel, welche sich in ihren Werken finden, einen Schleyer wirft. Das Publicum, das aufs Neue begierig ist, giebt ihrer Erfindung Beyfall, auf diesen Beyfall folgt aber bald Ueberdruß und Mißfallen. Ein neues Geschlecht von Künstlern steht auf, erfindet neue Methoden, einem eigensinnigen Geschmack zu gefallen, und weicht noch weiter von der Natur ab, als die, die sich zuerst von ihren Wegen entfernten, und in die Wildnisse der Phantasie wagten. Auf diese Weise artet der Geschmack eines Volks in die gröbste Verderbniß aus. Mit neuen Erfindungen überschwemmt, die mit unglaublicher Geschwindigkeit auf einander folgen, und sich einander zerstören, wissen sie kaum, wo sie sind, und werfen ernste und ängstliche Blicke nach der Zeit zurück, wo der wahre Geschmack unter der Herrschaft der Natur noch regierte. Vergebens aber seufzen sie nach seiner Wiederkunft; dieser glückliche Zeitpunct kann nicht zurück gerufen werden, doch vertrauet er gewissen auserlesenen Geistern die erhabenen Vergnügungen des wahren Geschmacks zur Verwahrung, die sie in ihrem kleinen Zirkel, von dem unseligen Auge der verderbten und eigensinnigen Menge entfernet, freudig geniessen.

Es giebt grosse Länder, wohin der Geschmack noch nicht hat gelangen können. Dergleichen sind die ungebauten Wüsten, wo die Bürgerliche Gesellschaft noch niemals zu einigem Grade der Vollkommenheit gebracht worden ist; wo sich wenig Umgang zwischen den beyden Geschlechtern findet; und wo alle Vorstellungen lebendiger Creaturen, in Gemählden und Bildsäulen, durch die Gesetze der Religion strenge untersagt sind. Nichts macht die Seele so klein, und so eingeschränkt, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, als der Mangel

des

des geselligen Umganges; dieser schränkt ihre Fähigkeiten ein, macht die Schärfe des Genies stumpf, dämpft jeden edlen Affect, und läßt jedes Principium, das zur Bildung des richtigen Geschmacks etwas beytragen könnte, in einem Stande der Mattigkeit. Ueberdem müssen auch da, wo verschiedene schöne Künste mangeln, alle übrigen nothwendig matt werden und verwelken, weil sie unzertrennlich mit einander verbunden sind, und sich unter einander unterstützen. Dieß ist eine von den Ursachen, warum sich die Asiatischen Völker niemals in irgend einer Kunst hervorgethan haben, und daher rührt es auch, daß der richtige Geschmack nur auf gewisse Länder von Europa eingeschränkt gewesen ist.

B.

Folgender Brief, welcher, allem Ansehen nach, keinen langen Aufschub leidet, wird billig auf das geschwindeste von mir bekannt gemacht.

Lieber, einsamer Herr.

Ich habe einen vier und zwanzigjährigen Vetter, dessen Charakter ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als wenn ich Ihnen sage, daß er ein vollkommner Laffe ist. Dieser theure Herr ist seit einiger Zeit sterblich verliebt, und zwar in eine kleine drollige Person, der erübrigens nichts weniger als gewachsen ist. Seine winzige Beherrscherinn war vor funfzehn Jahren das, was man eine Swiftische Chloe nennen möchte, die Eitelste, Lustigste, Possierlichste und Ungetreueste vom grossen Heer verliebter Schönen, und sie ist alles dieses noch itzt. Nach noch andern funfzehn Jahren wird sie vermuthlich auch, gleich einer vom Rost verderbten Wetterfahne, die nur will, weil sie muß, nicht so stark mehr gehen, sondern etwas beständiger an einem und demselben Orte stehen bleiben. Gegenwärtig aber ist sie noch viel zu beweglich, als daß mein ehrlicher Vetter sich ihr ferner nahen, oder bey ihr aus- und eingehen könnte. Wie man mich versichert hat, so kostet diese kleine Dulcinea ihm schon sein halbes Vermögen. Wer die Hälfte gewagt hat, kann auch eben so leicht das Ganze wagen. Wenn nun mein armer Vetter, der überdem noch in sehr hohem Grade einfältig und unwissend ist, von allen Mitteln entblößt, ihr auch alsdenn eine Rechnung schicken wollte, wie, nach dem Berichte des engländischen Guardians oder Aufsehers, unter König Carls des Andern

Regierung, ein gewisser Silvio seiner geliebten Zelinda geschickt haben soll; so zweifle ich doch sehr, daß seine Lilliputische Gebieterinn ihm so, wie die großmüthige Zelinda, sein vergoldetes Briefpapier, seine verliebten Verse, die Uhren, Dosen und Etuits, die Maykirschen, das Spionengeld, nebst den Tüchern, Handschuhen, Bändern, Perlen und Spitzen für ihr Kammer- oder Kleinmädchen, wieder bezahlen würde. Theurerkaufte Degenklingen, um seine Nebenbuhler zu erstechen, dürften in dem Verzeichnisse seines Aufwandes gewiß zuerst ausgestrichen werden, und was den Zeitverlust betrifft, so würde mein sorgloser Herr Vetter, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihn wol schwerlich einmal in Anschlag bringen. Ich las gestern in des Herrn Gellerts zärtlichen Schwestern, wo ein gewisser Magister seine Muhme durch eine Fabel von der Sonne zur Heyrath bewegen will. Das gute Kind will schon viele Fabeln von der Sonne gelesen haben! Ich erinnerte mich indessen bey dieser Gelegenheit einer Erzehlung des Abstemius von einer hochbetrübten Buhlerinn, und suchte ihr einen Zuschnitt zu geben, wie er sich für meines nichtsdenkenden Vetters erwünschte, aber wol schwerlich zu hoffende Aenderung vielleicht schicken möchte. Haben Sie die Güte, diese Erzehlung in Ihren Blättern, die er zum Spaaß und für die Langeweile zuweilen lieset, zuweilen aber auch ungelesen zu sich steckt, bekannt zu machen. Ich werde, wenn er davon einigen Nutzen haben sollte, mich Ihnen für diese Gefälligkeit gedopelt verpflichtet erkennen, und verbleibe indessen, mit einem sehr schwachen Rest von Hoffnung,

Dero

Hamburg, zwar unbekannter, doch ergebenster Diener
den 30 Aug. 1766. Caspar Sorger.

Gesundheit, Ehre, Freund', und Haab und Gut verlohr
Der junge reiche Tropf, Medor,
Bey einer schlauen Buhlerinn.
Von Gläubigern verfolgt, sucht endlich er das Thor,
Verläßt den ihm zu engen Ort,
Und eilt, durch Eis und Schnee, bey Nacht und Nebel, fort.
Wie jammert nun, wie klagt die schöne Buhlerinn:
Ach, Himmel! nun ist er dahin!
Komm nur Einmal zurück! Ach komm Medor! Medor!
Du, spricht die neidische, ihr gleiche Nachbarinn,
(Nicht tröstend; hämisch.) Du? du klagst um den Medor? —
Ja, Freundinn, wol mit Recht, mit Grunde daurt dich der,
Der dich so stark geliebt!
Nicht Er, ruft die, nicht Er!
Sein Abschied wäre mir ganz lieb.
Mich dauret nur, was ihm noch übrig blieb:
Der schöne Zobelpelz!

Der Einsame.

Vier und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 12 September 1766.

O mehr als seliges Glück! wenn kein Versäumen der Pflichten
Ein furchtbar Ende dem Menschenfreund wirkt.
Tod! jauchzend grüßet er dich; nicht Angst, nicht nagende Reue
Macht seinen Wechsel ihm bitter und schwer.

Mit heitrem fröhlichen Blick sieht in die ewigen Folgen
Ein Geist, den Unschuld und Tugend beglückt.
Der Erdkreis wanke: Er steht. Ihn treffen fallende Welten;
Er sinkt; — doch unerschreckt, ruhig und schön.

Leyding.

Keine Wahrheit ist auf der Welt überzeugender bewiesen, als die von unsrer Hinfälligkeit, und von unserm zukünftigen Tode. Dieser fürchterliche Augenblick, der der letzte unsers Lebens und aller unsrer Beschäftigungen auf Erden seyn soll, hat seine Zukunft in allen Ständen und Altern so ungezweifelt gewiß gemacht, daß es nicht zu besorgen ist, er werde von jemand bestritten oder in Zweifel gezogen werden.

Die Menschen erscheinen in einem Zustande, der ein wahrhaftes Mitleiden verdient, wenn wir sie uns vorstellen, wie sie einem so gefährlichen Feinde, als der Tod ist, alle Augenblicke blosgestellet sind, wenn es ihm gefällt, ein Schlachtopfer seiner Grausamkeit abzugeben, ohne jemals nur irgend auf eine wahrscheinliche Art vor seinen Nachstellungen völlig gesichert zu seyn. Wenn wir einige Nebenumstände der Art ihres Todes, und einige Vorbereitungen zu demselben absondern; so sollte man zwischen dem ihrigen und dem Leben eines Missethäters, der mit jedem Geräusch um und neben ihm sein

Todesurtheil erwartet, eben keinen weitern Unterschied machen. Eine dunkle Wolke der Schwermuth, der Traurigkeit und eines schreckhaften Kummers, scheint sie vor unsern Augen zu verhüllen, und die prächtigsten Zimmer in den Pallästen der Fürsten dünken uns so viele einsame Gewölber zu seyn, darinn einige Unglückselige auf den Tod sitzen. Von verschiedener Beschaffenheit und Gestalt sind um und neben uns die Diener der Verwesung in großer Anzahl, in unaufhörlicher Beschäftigung, Menschen aus allerley Alter und Ständen abzufodern, und sie diesem fürchterlichen Feinde ihrer Wohlfahrt zu übergeben. Minuten und Augenblicke vertreiben sich einander nicht so geschwinde, und folgen sich nicht so eilend, daß dennoch nicht mit einem ieden derselben einige den übrigen zu einem so traurigen Schauspiele werden sollten. Alle sind in gleicher Gefahr eines gleichen Verlustes; aber niemand weiß, ob und wenn seine Furcht falsch oder gegründet sey.

Ich weiß nicht, was meine Leser für Empfindungen bey dieser Vorstellung haben werden; was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich dadurch in ein tiefes Nachsinnen über diesem allgemeinen Schicksale der Söhne und Töchter der Menschen gerieth. Die ganze Natur schien in meinen Augen verändert, und anstatt der belustigenden Auftritte, die ich bisher erblickt hatte, glaubte ich nunmehr lauter fürchterliche Aufzüge zu einem wahrhaften Trauerspiele zu entdecken. Die leblosen Geschöpfe selbst hatten an dieser Verwandlung Antheil, und legten, so zu reden, eine tiefe und langwierige Trauer an.

Ihr seyd verschwunden, angenehme Gegenden, wo ich sonst unter Klee und Blumen in einem süßen Traume hingegangen, meine Laute geschlagen, und zuletzt an dem Ufer eines rieselnden Baches eingeschlafen bin. Ihr seyd verschwunden, reizende Landschaften, wo ich sonst die mannigfaltigen Gestalten der Erde versammlet ge-

sehen,

sehen, und mit unersättlichen Augen bewundert hatte. Ihr seyd dahin, schattenreiche und erfrischende Spatziergänge, wo ich vordem einer angenehmen Schwermuth nachgegangen, und unter dem melodischen Gesange liederreicher Vögel mich selbst verlohren; ihr seyd dahin, oder wenn ihr noch da seyd, so seyd ihr mir doch unkenntlich geworden, der ich, mit Bangigkeit und Furcht umgeben, durch die Schrecken des Todes umhergetrieben werde, und alle Augenblicke die Füsse meines Verfolgers hinter mir rauschen höre. Felder des Schreckens, Einöden voller Klagen trauriger Geschöpfe, entblößte und verbrannte Landschaften, lauter finstre Gegenden voller schröcklicher Gestalten sehe ich vor mir. Der Himmel dringt mit seinem erquickenden Lichte nicht mehr durch schwarze und langsamgehende Wolken, und die fürchterliche Nacht, die eine Mutter der Betrübniß ist, wird durch den Schein der Gestirne nicht erheitert.

Ich war in diesen Bildern so verirrt, und meinen schwermüthigen Gedanken so ergeben, daß ich mich gewiß derselben so bald nicht würde haben entschlagen können, wenn ich nicht auf eine andre Betrachtung ganz natürlich gerathen wäre, die mit einem eben so großen Erstaunen begleitet wurde.

Die Menschen, von denen ich einer war, und deren Schicksal ich bisher unter tausend schreckhaften Empfindungen überlegt hatte, beobachteten eine diesem ihrem Zustande so widersprechende Aufführung, daß ich geneigt war, meine bisherigen Vorstellungen für einen Betrug meiner Einbildung zu halten. Entweder die fürchterlichen Bilder, die mir vor Augen schwebten, waren ein unglücklicher Traum gewesen; oder ich war mit einem male in eine ganz andre Welt gerathen, deren Einwohner dem traurigen Gesetze der Sterblichkeit nicht unterwürfig geworden. Unmöglich können dies die Menschen seyn, die von einer beständigen Gefahr ihres Lebens umgeben werden,

und in einer allgemeinen Ungewißheit ihres Glücks, ihres Vergnügens, und überhaupt alles dessen, woran sie sich ergetzen, einhergehen. Ein vielglückseligers Geschlecht muß diese Sphäre bewohnen, und seinen beständigen Aufenthalt in diesen lichten Feldern der Wonne und der Freude genommen haben. Wie sorglos gehen sie daher, wie sicher geniessen sie alle Schätze eines seligen und unaufhörlichen Lebens, wie ruhig überlassen sie sich allen Neigungen ihres Herzens, und vertiefen sich selbst in anmuthsvolle Träume, ohne zu besorgen, wider ihren Willen aus denselben gewaltsam gestöhret zu werden! Kalte Schrecken des Todes, euch muß der Eingang in diese glückselige Gegend verschlossen seyn! Fürchterliche Boten der Verwesung, ihr müßt eure traurige Gewalt unter diesem Volke nicht ausüben können, eine heilige und freudenvolle Unsterblichkeit zu unterbrechen.

Indem ich aber noch mit diesen Zweifeln zu streiten hatte, und fast willens war, mich für die Wahrheit meiner letzten Meynung zu erklären; so glaubte ich dennoch an eben den glückseligen Geschöpfen, die ich vor mir hatte, eine gewisse Unruhe, und so eine Art der Unbeständigkeit in ihren Ergötzungen zu entdecken, die mich in den vortheilhaften Begriffen von ihrem Zustande irre machten. Es schien mir verdächtig an diesen beneidenswürdigen Unsterblichen, mitten in ihren Vergnügungen eine Art des Verdrusses zu entdecken, der sie unvermuthet überfiel, und durch einen neuen Zeitvertreib besänftigt wurde, welcher gemeiniglich von nicht längerer Dauer war. Sie kamen mir, die Wahrheit zu sagen, als solche heimliche Kranken vor, die einen verborgenen Schaden umher tragen, und durch eine unaufhörliche nagende Empfindung desselben, ein mürrisches und zankhaftes Wesen bekommen, daß ihnen alles verdrüßlich und anstößig macht, woran sie vor einem Augenblick das größte Vergnügen gefunden hatten. Sie fallen mit einer unordentlichen

Hitze

Hitze von einem auf das andere, und sind so ausschweifend und unordentlich in ihrer Liebe als in ihrem Hasse. Ueberdem schien mir auch unter den Gegenständen ihrer Lust selbst, eine sehr grosse Unbeständigkeit zu herrschen, da ihnen dieselben gleichsam unter den Händen starben, wenn sie in dem Genusse derselben noch ganz unersättlich waren. Es fiel mir ein, daß dergleichen Güter wol schwerlich einem Volke zu Theil geworden seyn dürften, das eines unaufhörlichen Vergnügens fähig wäre. Ich glaubte, daß es der Gütigkeit eines huldreichen Schöpfers weit gemäßer wäre, unter seinen Geschöpfen und den Dingen, die ihre Belustigung seyn sollten, eine Gleichheit zu beobachten. Dieß brachte mich auf die Vermuthung, daß der Zustand, in welchem ich diese mir ähnlichen Bürger der Welt antraf, wol zu keiner beständigen Dauer eingerichtet sey, und daß es mit der Glückseligkeit, die ich ihm kurz zuvor zuschrieb, wol seine völlige Richtigkeit noch nicht hätte.

Meine Aufmerksamkeit ward dadurch immer stärker gereizt, und ich nahm mir vor, diese mir fremde Völkerschaft besser kennen zu lernen. Ich hatte mir die Gesichter einer zahlreichen Gesellschaft seit einiger Zeit so wohl gemerkt, daß mir nicht leicht eine Veränderung in ihren Mienen entwischte, die mich nicht sogleich befremdet haben sollte. Eines Tages erblickte ich an einigen, die bisher das Leben aller angestellten Lustbarkeiten gewesen waren, eine ungewöhnliche Gelassenheit oder vielmehr Trägheit in ihren angenehmsten Geschäften. Die Munterkeit ihrer Augen war ermattet, und nebst der Veränderung der ihnen sonst eignen Farbe, verriethen noch andere Zeichen, die von den Umstehenden mit einigem Mitleiden bemerkt wurden, daß sie sich in einem Zustande befänden, vor dessen Folgen man sich fürchtete. Ich weiß nicht, wie lange sie noch fortfuhren, die gewöhnlichen Versammlungen zu besuchen, dieß weiß ich, daß ich sie

endlich völlig vermißte. Gleich einem Schatten, der nach und nach in eine dünne Luft zurück kehrt; und endlich völlig verschwindet. Noch andere sah ich ohne dergleichen Vorbereitungen so plötzlich unsichtbar werden, daß selbst die Anwesenden mit einiger Bestürzung nach ihrem Zufalle frugen, und bey dem Berichte von ihrem Schicksale in eine Art der Betäubung und des Erstaunens geriethen. Sie setzten zwar bald darauf ihren Zeitvertreib mit neuem Eifer wieder fort, iedoch mit einer merklichen Zerstreuung, die bey einigen weniger, bey andern länger anhielt, je öfter sie durch ähnliche Begebenheiten veranlasset wurde. Meine Gedanken bey diesem Anblicke lassen sich leichter selbst hegen, als beschreiben. Ich fürchtete mich zu sehen, und zitterte vor meinen eignen Vorstellungen. O Himmel! dachte ich bey mir selbst: soll es denn möglich seyn, daß auch hier der Tod mit seinem scheußlichen Anhange wohne? Sollte die Glückseligkeit, die ich an diesem zufriednen Volke bemerkt habe, ein Traum, ein Betrug, eine Raserey seyn? Sind sie wirklich die seligen Unsterblichen, dafür ich sie bisher gehalten habe; wie sind sie in diese Gegenden verbannt worden, wo sie von tausend Scheingütern betrogen werden, die sie mit einem blinden Verlangen suchen, und im Genuß schmerzlich vermissen? Woher entsteht das heimliche Mißvergnügen, das oft ihre allerangenehmsten Beschäftigungen unschmackhaft macht? Sind sie unsterblich; so sind sie vielleicht nicht glückselig. Aber, o erstes Wesen! Ursprung aller Dinge! wie ist es deiner Barmherzigkeit gemäß, die ich so oft rühmen hören, deine Geschöpfe mit einer unglückseligen Unsterblichkeit zu quälen? Ueberzeuge mich, daß sie hier nicht ewig bleiben sollen; daß sie hier vielleicht zu ihrer Strafe in einem Stande der Prüfung leben, den ein erwünschter Tod unterbrechen soll, sie in die seligen Gegenden deines Lichtes zu versetzen.

So geneigt ich zuvor gewesen, die Unsterblichkeit in diesem ruhigen Gefilde zu suchen, so willig fühlte ich mich nunmehro, das Gegentheil zu glauben, und mich davon zu überzeugen. Ich war bereit, die plötzliche und dauerhafte Entfernung einiger aus diesem Volke, von welchen ich oben geredet habe, als einen Beweis meiner neuen Meynung auszulegen. Vielleicht sind sie gestorben, sagte ich, wie die Menschen zu sterben gewohnt sind. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie sonst ihre vorigen Lustbarkeiten so standhaft verlassen sollten. Auf der Welt, wo ich die Menschen alle Stunden und Augenblicke sterben sahe, spürte ich an einigen eben die Veränderungen, die ich an diesen, die ich hier vermißte, bemerkt habe. Sollten es vielleicht auch hier die Vorboten der Verwesung seyn, die sie nunmehro schon in ihre fürchterliche Stille eingeschlossen hat?

Meine Leser möchten über meiner Erzehlung ermüden, wenn ich sie noch länger in alle die Fußstapfen gleichsam treten liesse, die ich auf dem Wege zu einer völligen Gewißheit zu gelangen gedruckt habe. Ich will also, ihnen zu Gefallen, ein Stück meiner Erzählung überhüpfen, und ihnen nur kurz sagen, daß ich bald darauf, zu meinem größten Erstaunen, in diesem Lande eben sowol Gottesäcker und Kirchhöfe antraf, als ich sie unter den Sterblichen, deren ich einer war, gefunden hatte; doch mit dem Unterscheide, daß sie dieselben sehr weit von ihren Wohnplätzen angelegt, und ihnen durch viele prächtige Gebäude und Zierrathen eine fast belustigende Gestalt gegeben hatten. Nichts destoweniger waren es die Behältnisse der Verstorbenen, und die fürchterliche Einsamkeit, die unter diesen prächtigen Bogen herrschte, wurde durch die Schönheiten aller glänzenden Auszierungen den Bewohnern dieser Gegenden nicht angenehmer. Mit noch größrer Befremdung bemerkte ich in der folgenden Zeit, daß Vergleichungsweise der Gräber in diesen Plätzen eine stärkere Anzahl war, als unter den Menschen, die mir fast nichts anders zu thun schienen, als zu sterben.

Nunmehro waren alle meine Zweifel gehoben, und ich fing an mich zu überzeugen, daß diese Wesen, die ich für Söhne der Ewigkeit gehalten hatte, meine sterblichen Brüder wären. So ist es denn gewiß, rief ich aus, daß unter dem eurigen u. meinem Schicksale kein Unterscheid sey? Auch euch beherrscht die allgemeine Vergänglichkeit aller Dinge, und der Tod, mit einem unerbittlichen Eigensiñe? Eure scheinende Glückseligkeit, weit gefehlt, daß sie euch wider seine drohenden Angriffe schützen sollte; so macht sie euch nur unmächtiger seinen Nachstellungen zu widerstehen, je sichrer sie euch mitten unter den grösten Gefahren hingehen läßt.

Meine vorigen Gedanken kamen hierauf nach und nach wieder, alles nahm in meinen Augen seine vorige Gestalt wieder an, und ich lernte die Offenbarung verstehen, wenn sie sagt: Daß ohne Ausnahme alle Menschen von Natur, durch Furcht des Todes, in ihrem ganzen Leben Knechte seyn müßten.

Meine Leser sind entweder aus der ersten, oder der letzten Gattung von Menschen, die ich bisher beschrieben habe. Die von der letzten sind vielleicht vor ihrem eigenen Bilde erschrocken, welches eben meine Absicht bey der Vorstellung desselben gewesen ist. Sie haben den ersten Schritt zu ihrer Ruhe gethan, wenn sie die Gefahr ihres Irrthums einsehen. Sie müssen sich nicht scheuen alle Schrecken des Todes und der Verwesung zu empfinden, wenn es ihr Ernst ist, wider dieselben eine Freystadt zu suchen. Derjenige würde für die Erhaltung seines Lebens eine lächerliche Sorgfalt beweisen, der auf seinen Mörder mit dichtverschlossenen Augen zuginge, und alle seine Mühe nur dahin anwendete, seinen Tod nicht eher zu sehen als zu fühlen. Ich bitte sie zu überlegen, ob ihr Zustand mit einem solchen Verfahren einige Aehnlichkeit habe. Sie haben überdem gar keine Ursache, sich der Furcht vor dem Tode, als Menschen, zu schämen. Der Abscheu vor unserm Untergange ist eine Leidenschaft, die durch die ganze Natur ausgebreitet ist; sie regt sich in einem Wurme im Staube der Erden; warum nicht in uns, die wir einer größern Glückseligkeit fähig sind? Sie können mir auf mein Wort glauben, daß sie diesem Feinde in ihrem Busen nicht entgehen werden, wenn sie ihn nicht kennen lernen, und am hellen Tage überwinden. Was die erste Art meiner Leser betrift, die die Schrecken des Todes auf eine lebhafte Art empfinden, und schon eine Zeitlang mitten in den Schatten desselben gewandelt haben; so bitte ich sie, nicht zu erschrecken, wenn ich ihnen zu diesem Zustande Glück wünsche. Sie werden mich hoffentlich nicht so verstehen, als ob ich ihnen rathen wollte, in dieser Fassung zu beharren; meine Meynung ist bloß, sie zu versichern, daß sie auf dem rechten Wege sind. * *

Der Einsame.

Fünf und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 19 September 1766.

Gott, dessen Allmachtshand den ganzen Kreis der Welt
Durch ewigweise Kraft erschaffen und erhält;
Du bist der Wesen Grund im Himmel und auf Erden.

— — — — — — — —

Verleih, o Vater, mir die Kraft, damit mein Geist,
Eh noch des Todes Macht das Lebensband zerreißt,
Durch dich schon hier beglückt in deiner Liebe lebe,
Und seinen Blick allein zu deinem Thron erhebe!
Vertreibe selbst aus mir die Macht der Finsterniß,
Und mach durch deinen Glanz im Guten mich gewiß!
Denn nur durch dich kann man zum wahren Gute kommen,
Du bist das letzte Ziel, Licht, Heil und Weg der Frommen.

Boetius.

Die Neigung zur Einsamkeit war zu allen Zeiten bey solchen Gemüthern am stärksten, die am meisten durch Erkenntniß bereichert, oder durch Genie erhoben waren. Männer, welche alles, was man für Glückseligkeit hält, genossen hatten, sahen sich gleichwol genöthigt, sie in dem Schatten der Stille zu suchen. Sie besassen sowol Macht als Reichthümer; sie waren folglich von Leuten umringt, die es sich zur

angelegentlichsten Sorge machten, alles zu entfernen, was nur ihre Gemächlichkeit stören, ihre Zufriedenheit verletzen, und ihr Vergnügen unterbrechen konnte; dennoch fühlten sie in kurzem die Ermüdung des Ueberdrusses: sie waren unfähig, diesen Stand des Lebens zu behaupten, ohne nur vermittelst häufiger Erholungen in einsamen Zwischenstunden.

Bloß ein lebhaftes Gefühl und eine muntre Einbildungskraft schienen hinreichend, diese Neigung hervorzubringen. Denn, ohne der Bestrebung nach Tugend, oder Erlernung der Wissenschaft sich zu widmen, bemerkt derjenige, den sein fertiger Verstand häufige Vergleichungen zwischen dem Gegenwärtigen und Vergangenen anstellen lehrt, eine so öftere Rückkehr eben derselben Vergnügungen, derselben Unruhen, derselben Erwartungen und derselben Unfälle, daß er sich begierig einsame Stunden zu Nutze macht, um jene Mannigfaltigkeit in seinen eignen Gedanken zu finden, die ihm die sinnlichen Gegenstände nicht verschaffen konnten.

Weder Hoheit noch Ueberfluß können ihn vor dem Ungestüme dieser Begierde schützen. Da er von Natur bestimmt ist, zu denken, so kann er sich tausendfachen Betrachtungen und Untersuchungen nicht entbrechen, die er mit seinem eignen Verstande anstellen muß, und die bloß sein hoher Stand verhindert. Denn Leute, die ihr Glück am höchsten über alle Abhängigkeit und Einschränkung erhebt, sind dennoch dazu verurtheilt, einen so reichlichen Zoll von ihrer Zeit der Gewohnheit, dem Gepränge, der Bewerbung um die Gunst des Volks, abzutragen, daß, nach dem griechischen Sprüchworte, niemand im Hause ein größrer Sclav ist, als der Hausherr.

Ein

Ein König fragte den Mathematiker Euclides, ob er ihm seine Kunst nicht auf eine kürzere Art erklären könnte, und bekam zur Antwort: Es gäbe keinen königlichen Weg zur Meßkunst. Andre Dinge sind durch Macht zu erzwingen, oder durch Geld zu erkaufen; Wissenschaft aber läßt sich bloß erlernen: und Lernen ist ein Werk der Einsamkeit.

Dergleichen Gründe nun haben die Macht gehabt, Könige und Helden mitten aus der Menge hinwegzurufen, die ihnen schmeichelte und zujauchzte. Allein, die Wirksamkeit dieser Gründe scheint sich bloß auf vorzügliche Gemüthsgaben einzuschränken, und wenig bey dem gemeinen Theile der Menschen zu vermögen, für deren Begriffe stets die gegenwärtige Verbindung von Dingen die beste ist, und welche selten über die Vergnügungen oder Unfälle hinausdenken, die ihre Sinne rühren, und dadurch ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigen.

Jedoch es giebt einen allgemeinen Grund, gewisse Stunden der Einsamkeit zu widmen; einen Grund, der sich eben so weit als unsre sittliche Pflicht, so weit als unsre Hoffnung der göttlichen Gnade in einem künftigen Zustande, erstreckt, und welcher auf alle Stände des Lebens, auf alle Grade von Vernunft, seinen Einfluß haben muß. Niemand kann sich von seiner Verbindlichkeit freyzählen, als Leute, die mit Vorsatz ihrem Schöpfer durch beharrliche Gottlosigkeit trotzen, oder solche, deren schwärmerische Zuversicht auf seinen Beyfall sie über alle äusserliche Gebote, alle menschliche Mittel der Besserung, hinwegsetzt.

Die grosse Pflicht desjenigen, der sein Leben nach den Gesetzen der Religion bildet, besteht darinn, daß er der Zukunft eine gewisse Ueberlegenheit über das Gegenwärtige verschaffe, und seinem Gemüthe ein so starkes Gefühl der Wichtigkeit des Gehorsams gegen den göttlichen Willen, der Schätzbarkeit der für die Tugend bestimmten Belohnungen, und der schreckhaften Strafen, welche dem Laster angekündigt sind, einpräge, das alle Versuchung, die ihm weltliche Hoffnung oder Furcht entgegen stellt, überwinden, und ihn fähig machen kann, auf gleiche Art der Freude und dem Kummer Troß zu bieten; sich zu der einen Zeit von den Lockungen der Begierde abzukehren, und zu einer andern den Drohungen des Ungemachs entgegen zu kämpfen.

Es geschieht nicht ohne Ursache, wenn der Apostel unsern Durchgang durch diese Scene unsers Daseyns unter Bildern vorstellt, die von den Sorgen und Unruhen eines kriegerischen Lebens entlehnt sind. Wir befinden uns in einem Zustande, da fast alles um uns her wider unsern angelegentlichsten Vortheil in Verschwörung steht. Was nur unsre Gedanken einnehmen kann, droht uns Gefahr. Alles, was uns Schmerz oder Lust erregt, zielt dahin ab, uns den Weg zu verlegen, der zur Glückseligkeit führt, und entweder uns beyseite abzulocken, oder unsern Fortgang aufzuhalten.

In den meisten Dingen, die sich bloß auf dieses Leben beziehen, sind unsre Sinne, Begierden und Leidenschaften unsre getreuen und rechtmäßigen Führer. Da wir stündlich genöthigt sind, sie zu Rathe zu ziehen, so sinken wir dadurch stufenweise in eine blinde Unterwürfigkeit und eingewurzelte Vertraulichkeit. Jede

ein-

einzelne Gefälligkeit gegen ihre Foderungen erleichtert eine zwente Gefälligkeit; jeder neue Schritt zur Verderbniß geschieht mit minderm Widerstreben; und so wird der Fall in ein bloß sinnliches Leben unaufhörlich beschleunigt.

Die Sinne haben nicht nur diesen Vorzug vor dem Gewissen, welchen nothwendige Dinge jederzeit über willkührliche behaupten; sondern zugleich haben sie eine Art von Verjährungsrecht für sich anzuführen. Wir fürchteten den Schmerz viel zeitiger, als die Sünde, und ergetzten uns am Gefühl des Angenehmen, ehe wir noch die Schönheit der Tugend zu empfinden fähig waren. Man erinnre sich noch, daß jeder Mensch diese Gewalt, welche so frühzeitig gegründet ward, und mit jedem Augenblicke zunahm, durch vorsätzliche oder nachlässige Unterwerfung seiner selbst von neuem verstärkt hat. Denn wo ist der, welcher nicht seine Begierden durch Nachgeben gereizt, oder durch träge Gleichgültigkeit zugelassen hätte, daß sie ihre Herrschaft erweiterten, und ihre Foderungen vervielfältigten.

Aus der Nothwendigkeit, die sinnlichen Begierden der Herrschaft zu berauben, die sie natürlicherweise durch diese frühzeitige Bemächtigung der Seele über uns gewinnen, entsteht jener Kampf entgegengesetzter Neigungen, bey der ersten Entschliessung zu einem frommen Leben. Dieser Kampf, so schwärmerisch er beschrieben, so spöttisch er verlacht worden ist, wird dennoch nothwendig in einigem Grade gefühlt; wiewol ihn die verschiednen Gemüthsbeschaffenheiten, die unzählbaren Umstände der Gesundheit oder Lebensart, der größre oder geringere Eifer, die häufigern oder seltnern

Versuchungen zum Rückfalle, unendlich vervielfäl-
tigen.

Aus der unaufhörlichen Bedürfniß, die thierischen
Gemüthskräfte bey der Sorge für dieses Leben zu Hülfe
zu nehmen, entspringt die Schwierigkeit, ihren Ein-
drücken auch in Fällen, wo sie kein Gewicht haben soll-
ten, zu widerstehen. Die Regungen der Sinne
dauern nur Augenblicke lang; ihre Gegenstände rüh-
ren ungesucht; wir sind gewohnt ihrer Leitung zu fol-
gen; und unterwerfen daher uns oft dem Urtheile,
ohne das Ansehen des Richters untersucht zu haben.

Gesetzt also, daß das Gemüth zu irgend einer Zeit
zwischen den Annehmlichkeiten dieses Lebens und den
Hoffnungen der Zukunft getheilt wäre, so würden die
gegenwärtigen Dinge, welche häufiger in die Wag-
schale fallen, mit der Zeit das Uebergewicht bekom-
men, und unsre Rücksicht auf einen unsichtbaren Zu-
stand würde mit jedem Augenblicke abnehmen, bis
daß sie zuletzt alle Kraft verlöhre, und schlechterdings
unwirksam bliebe.

Diesen schrecklichen Ausgang zu verhüten, wird
die Wagschale unsern Händen übergeben, und wir ha-
ben die Macht, sie auf eine von beyden Seiten aus-
schlagen zu lassen. Der Bewegungsgründe zu einem
heiligen Leben sind unzählige; es sind keine geringere,
als die Gnade oder der Zorn der Allmacht, keine
geringere, als eine Ewigkeit voll Glück oder Elend.
Allein nur in so fern können diese auf unser Verhal-
ten einfliessen, als sie unsre Aufmerksamkeit gewinnen;
diese aber wird durch die Geschäfte oder Zerstreuun-
gen

gen der Welt stets in entgegengesetzter Richtung abgezogen.

Die grosse Kunst der Frömmigkeit also, und der Zweck, zu welchem alle Verordnungen der Religion eingesetzt zu seyn scheinen, ist die stete Erneuerung der Bewegungsgründe zur Tugend, durch vorsätzliche Anstrengung des Gemüths zu Betrachtungen ihrer Vortrefflichkeit, Wichtigkeit und Nothwendigkeit; je häufiger und williger diese wiederholt werden, je kräftiger und beständiger ist ihr Einfluß: bis sie mit der Zeit die herrschenden Begriffe, die vesten Grundsätze unsrer Handlungen, und der Prüfestein werden, gegen den alles gehalten, und, seiner Entscheidung zu Folge, verworfen, oder gutgeheissen wird.

Zur Erleichterung dieser Verwandlung unsrer Begierden ist es nöthig, die Versuchungen der Welt dadurch zu schwächen, daß wir zu gewissen Zeiten uns aus ihr entfernen. Denn ihr Einfluß, der sich bloß auf ihre Gegenwart stützt, wird um ein grosses vermindert, wenn man ihn zum Gegenstande stiller Betrachtung macht. Ein beständiger Aufenthalt unter Geröse und Vergnügen löscht nothwendig die Eindrücke der Frömmigkeit aus. Begeben wir dagegen uns oft in einen Zustand, wo dieses Leben, gleich dem künftigen, bloß auf die Vernunft wirkt, so setzen wir dadurch die Religion wiederum in ihre Rechte ein, auch selbst ohne jene Erleuchtung von oben; deren Hoffnung ich jedoch dem Redlichen und Eifrigen nicht abzusprechen gedenke.

Dieß

Dieß ist jene Besiegung der Welt und unsrer selbst, welche stets als die Vollkommenheit der menschlichen Natur betrachtet wurde. Man erwirbt sie durch brünstiges Gebet, standhafte Entschliessungen, und öftere Entfernungen von der Thorheit und Eitelkeit, von den Sorgen des Geizes und Freuden der Ueppigkeit, von den einschläfernden Tönen der betrüglichen Schmeichelen, und von dem verführerischen Anblicke einer glücklichen Gottlosigkeit.

Was ist diese süße Einsamkeit? Was ist dieser heilige Schatten? Es ist die gefühlte Gegenwart der Gottheit. — — — — — O wie sehr sind diejenigen der Tugend, wie sehr allen männlichen Gedanken, allen edlen Aufwallungen der Seele abgestorben, die es für Einsamkeit halten, allein zu seyn! O süße Gesellschaft! Unsre Vernunft, unser Schutzengel, und unser Gott! Dann sind uns diese am nächsten, wann Andre am weitsten entfernt sind; und bald wird Alles, außer diesen, von uns entfernt seyn. Wie schrecklich ist es alsdann, sie ganz allein zu finden; ihnen fremd! unerkannt! ungebilligt!

R. Young.

Der Einsame.

Sechs und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 26 September 1766.

Es ist für die Tugend nöthig, daß sie geprüft werde, um durch ihren Muth in der Prüfung bewährt erfunden zu werden.

Richardson.

Mein heutiges Blatt soll eine Chinesische Geschichte anfüllen, die ich ohne ferners Vorrede meinen Lesern bekannt machen will.

Unter der Regierung des berühmten Chinesischen Kaysers Fum-Hoam lebte ein vornehmer Herr mit Namen Misag. Dieser Misag war einer von den außerordentlichen Leuten, die, mitten unter den Unordnungen eines prächtigen Hofes, der Tugend unveränderlich nachfolgen. Sein einziger Zweck war, die Bedienung, mit welcher ihn sein Fürst begnadiget hatte, mit Ehren zu verwalten. Eine so ordentliche Aufführung erregte ihm bald eine große Anzahl Neider, die auf die besondere Gnade, womit Fum-Hoam ihn beehrte, eifersüchtig waren, und nicht leiden konnten, daß er der einzige seyn sollte, der es ihnen nicht gleich thun wollte, und der sich dadurch den Schutz der Gottheit und die Liebe des Volkes erwarb. Eine so verdammliche Mißgunst ließ sie den Entschluß fassen, ihn bey dem Könige anzuschwärzen, und ihn, wo möglich, vom Hofe zu verjagen. Der Anschlag war sobald nicht gefaßt, als man auch schon bemüht war, ihn ins Werk zu richten. Man bediente sich der allerschändlichsten Verleumdungen, um seine

Aufführung verdächtig zu machen. So viel Treulose, so viel Ankläger; und die Laster wandten so viel Kräfte an, daß endlich die Tugend verdammt wurde. Der leichtgläubige Fum-Hoam traute den falschen Berichten, die man ihm von seinem Minister machte, zu viel. Misag schien, aller seiner Unsträflichkeit ungeachtet, den Augen des Fürsten strafwürdig, und er erhielt Befehl sich an einen Ort zu entfernen, den ihm der Kayser, der nicht einmal seine Rechtfertigung hören wollte, andeuten ließ.

Dieser auf solche Art unterdrückte große Mann, der von seiner Unschuld völlig überzeugt war, begnügte sich, die Leichtgläubigkeit seines Fürsten zu beklagen, und war weniger durch sein eignes, als des Vaterlandes Unglück gerühret, womit es unter der neuen Regierung bedrohet wurde. Er gehorsamte ohne Murren, und ging ins Elend, von allen rechtschaffnen Leuten bedauret, die sich der Gewalt junger wilder Leute Preis gegeben sahen, welche, anstatt für das gemeine Beste zu sorgen, nichts als ihren Eigennutz beobachteten, und nichts thäten, als was ihre strafbaren Begierden zu befriedigen vermögend war. Misag war nicht sobald entfernt, als sich das ganze Regiment veränderte. Die Auflagen wurden verdoppelt, die Truppen niemals zu rechter Zeit besoldet, und gleichwol war die Kayserliche Kammer beständig erschöpft. Man erdachte täglich neue Mittel ihr zu helfen, aber alles war vergebens. Die unersättlichen Minister sammleten unermäßliche Schätze, so wie die Kasten des Kaysers leer wurden. Das Volk murrte; der Soldat wollte seinen Fahnen nicht mehr folgen, und nahm feindliche Dienste; alles war in Verwirrung, und das Reich schien seinem Untergange nahe. Bey dieser allgemeinen Bestürzung verlangte das Volk mit großem Ungestüm die Zurückberufung des Misag. Man gebe

uns

uns unsern Vater wieder, riefen sie, und strafe die Tyrannen, die uns unterdrücken. Dies war noch nicht genug. Es thaten sich verschiedne Zusammenverschwörungen gegen den Kayser hervor, so; daß er zu unterschiednenmalen, beynahe mitten unter seiner Leibwache, wäre ermordet worden. Inzwischen hatte sein Glücksstern ihn allen diesen Gefahren entgehen lassen, bis endlich der Premier-Minister sich vornahm, diese ihm so vortheilhafte Verwirrung sich zu Nutze zu machen. Er faßte den Anschlag, sich des Thrones zu bemächtigen, und den Kayser aus dem Wege zu räumen. Zu dem Ende verband er sich die vornehmsten Hofbedienten. Er hatte nicht viel Mühe, sich einer guten Anzahl Völker zu versichern, die nichts anders wünschten, als von dem Elende befreyt zu werden, worinn sie sich befanden. Onkelos, so hieß dieser Verräther, hatte auf diese Art alle nöthigen Anstalten gemacht, und bestimmte den Tag, an welchem dieser erschreckliche Aufstand vor sich gehen sollte. Die Sache konnte so heimlich nicht gehalten werden, daß nicht Misag etwas davon sollte erfahren haben. Dieser großmüthige Vertriebne vergaß sogleich den ihm angethanen Schimpf, und dachte auf nichts, als auf das Wohl seines Vaterlandes. Er versammelte alle Einwohner des Orts, wo er war, und nachdem er ihnen die Gefahr ihres Fürsten vorgestellet hatte, ermahnte er sie ihm zu folgen, und wo möglich eine so große Bosheit zu verwehren. Es fanden sich vierhundert, welche sich erboten, ihn zu begleiten. An der Spitze dieser handvoll Volks eilte er nach Nanking und traf es so gut, daß er in der Nacht an die Stadt kam. Er vertheilte seine Leute an unterschiedliche Oerter und besetzte die Zugänge des Pallastes. Die Verschwornen vermutheten sich nichts weniger, und glaubten, daß es ihre Leute wären, die sich nach ihren Sam-

melplätzen begeben wollten, weswegen sie dieselben ungehindert gehen ließen. Sobald die bestimmte Stunde kam, wurde das Zeichen gegeben. Den Augenblick hörte man einen unordentlichen Lärmen; die Gassen wurden voll Soldaten; die Aufrührer schrien: Es lebe Onkelos, es sterbe Fum-Hoam! und eilten nach dem Pallaste zu. Misag aber, an der Spitze der seinigen, that einen so muthigen Widerstand, daß es ihnen unmöglich war dahin zu kommen. Die Garde bekam durch diesen unverhofften Beystand Muth, und wehrte sich tapfer. Der Streit wurde blutig; aber endlich hielten die Rebellen sich für verrathen, verlohren das Herz, und dachten auf nichts, als durch eine schleunige Flucht sich in Sicherheit zu setzen. Die Soldaten wurden, da sie ihre Häupter verlohren hatten, bald zerstreut. Misags mitgebrachte Leute richteten unter ihnen eine greuliche Niederlage an, bis der Tag anbrach, welcher die Abscheulichkeit dieses blutigen Schauspiels sehen ließ, und diesem erschrecklichen Streit ein Ende machte. Die Häupter der Verschwornen hielten sich für verlohren, und entflohen an verschiedne Oerter; die meisten suchten ihre Sicherheit bey den Tartarn. Onkelos allein hatte das Unglück, den Soldaten des Kaysers in die Hände zu fallen. Man führte ihn in ein fürchterliches Gefängniß, wo er ein schreckliches Urtheil erwarten sollte. Misag hatte also diesen gefährlichen Aufstand glücklich gedämpft, und wurde zu dem Kayser geführet. Er warf sich demselben, nach Art der Morgenländer, zu Füßen, und bat um Verzeihung, daß er, ohne Kayserlichen Befehl zu erwarten, sich unterstanden hätte, zu ihm zu kommen. Er betheurte dabey, daß nachdem er Gelegenheit gehabt seinem Fürsten einige Dienste zu leisten, er bereit wäre, sich aller Strafe zu unterwerfen, die er ihm aufzulegen belieben würde. Der Kayser wurde durch die Groß-

muth

muth dieses getreuen Unterthanen innigstich gerühret. Er dankte ihm in den gnädigsten Ausdrücken, und bat ihn, das Vergangne zu vergessen, mit dem Versprechen, daß er künftig vorsichtiger verfahren, und den Schmeichlern kein Gehör mehr geben wollte, welche, unter dem Schein des gemeinen Bestens, der Königlichen Gewalt mißbrauchten, um das Volk zu unterdrücken, und den Staat zu verwirren. Er setzte den Misag hierauf in alle seine Ehrenstellen wieder ein, und erhob ihn zur Würde seines Premier-Ministers. Er ertheilte ihm dabey völlige Gewalt in allen zu verfahren, wie er es für gut befünde, um den Unordnungen wieder abzuhelfen, die sich in der Regierung eingeschlichen hatten. Fum-Hoam ließ es bey diesen Zeichen seiner Dankbarkeit noch nicht bewenden; er wollte auch, daß Misag dem Ockelos das Urtheil sprechen sollte, um destomehr, weil dieser Verräther an der Ungnade dieses Staats-Ministers die meiste Schuld gehabt hatte. Der Kayser vermuthete, daß sein Befreyer ein so vortheilhaftes Anerbieten mit Freuden annehmen würde, und glaubte, daß das Vergnügen, das Schicksaal seines Todfeindes in Händen zu haben, ihm voller Süßigkeit seyn würde. Aber weit gefehlt: Misag ließ sich durch diese neuen Gnadenbezeugungen keinesweges blenden, vielmehr nahm er sie mit einer ungemeinen Gelassenheit an. Er dankte seinem Kayser für diese Proben seiner Gnade, und sagte zu ihm: Bey alle dem, was du in Ansehung meiner gethan, allergnädigster Kayser, sollte man glauben, daß ich nichts mehr zu wünschen hätte. Inzwischen muß ich mir noch eine Gnade von dir ausbitten, und ich versichre dich, daß mir an meinem Glücke noch immer etwas fehlen wird, im fall ich solche nicht erhalte. Fodre, was du willst, sagte Fum-Hoam, ich schwöre dir, bey dem großen Confucius, daß dir nichts versagt

 werden

werden soll. Misag fiel hierauf dem Kayser mit diesen Worten zu Füssen: So flehe ich denn deiner Majestät Barmherzigkeit um die Begnadigung des Onkelos an. Es ist angenehm, grosser Kayser, sich zu rächen; die edelste Rache aber ist, das erlittne Unrecht zu vergeben. Bey diesen Worten erblaßte Fum-Hoam. So willst du denn, sagte er, mich von neuem den Nachstellungen dieses Bösewichts Preis geben, und mich verhindern einen Rebellen zu bestrafen, der sich erkühnet hat, die geheiligte Majestät seines Kaysers zu beleidigen, ja gar ihm nach dem Leben zu trachten? Ich gestehe, versetzte Misag, daß er die grausamsten Strafen verdienet hat; aber, grosser Monarch, erbarme dich seiner Jugend. Die Ehrsucht hat ihn verblendet, und ich getraue mich zu versprechen, daß eine solche Gnade ihn verbinden wird, dir ewig getreu zu bleiben, und lieber tausendmal das Leben zu verliehren, als deiner Majestät die geringste Ursache einiger Klage zu geben. Fum-Hoam konnte seinen Eyd nicht wiederrufen, und mußte dem Misag das Leben des Onkelos bewilligen. Es wurden einige von der Wache hingeschickt, ihn aus seinem Kerker zu holen. Der Unglückselige, welcher glaubte, daß man ihn zur Marter führte, bekannte alles, was er begangen, und rief die Götter, den Kayser und Misag um Vergebung an. Wie er vor dem Kayser kam, kündigte ihm Misag im Namen des Fum-Hoam Gnade an. Er ermahnte ihn nachher, sein Leben, welches ihm dieser Monarch schenkte, künftig besser anzuwenden, als bisher geschehen, und durch eine aufrichtige Reue sein bisheriges Verbrechen vergessen zu machen. Eine so großmüthige That verdoppelte die Hochachtung des Volks gegen den neuen Minister, und der Kayser würdigte ihn einer ausserordentlichen Freundschaft. Misag lebte nachher noch eine Zeitlang, und starb endlich von seinem Herrn und seinen Landsleuten bedauert. Man richtete ihm eine Ehrensäule in dem Tempel des Confucius auf, und sein Andenken wird noch itzt unter den Chinesern verehret. Sein Exempel aber zeigt, was diejenigen zu hoffen haben, die sich der Tugend ergeben. Die Verläumdung mag immerhin sie angreifen, der Neid sucht nur vergebens, sie zu beunruhigen. Sie stehen von ihrem Fall nicht anders auf, als um mit desto mehrerm Glanz zu triumphiren, und hinterlassen einen Nachruhm, den auch die Zeit, die alles verzehret, dennoch verschonen muß.

Inhalt
des ersten Theils.

11.

Ende des ersten Theils.

Der
Einsame.

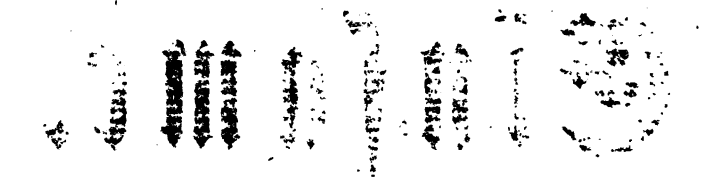
O Nacht der heilgen Einsamkeit!
Die müde Seele sucht, in deinen Dunkelheiten,
Die beym mühsamen Schwarm scheinbarer Eitelkeiten
Von allen Sterblichen umsonst gesuchte Ruh.

von Cronegk.



Zweeter Theil.

Hamburg, bey Johann Georg Fritsch.
1766.





Der Einsame.

Sieben und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 3 October 1766.

Wir wenden in Sachen, wo wir meinen, daß uns etwas daran liege, nicht betrogen zu werden, viel Aufmerksamkeit an, daß uns der Betrug nicht verborgen bleibe. Nur in Ansehung der armen Vernunft gähnen und schlummern wir, und nehmen eine Vorstellung gerade zu für richtig an: Denn da fällt der Schade nicht so gleich ins Auge.

Epictet.

Ein jeder, der sich dem Studiren widmet, muß sich bestreben, Herr über seine Gedanken zu werden, und sich gewöhnen, sie auf einen gewissen Gegenstand vestzustellen. Ohne einen gewissen Grad der Aufmerksamkeit darf man nicht hoffen, weiter zu kommen. Die Wahrheit offenbaret sich nicht immer auf den ersten Blick, und sie leuchtet uns nicht immer mit gleichem Glanz in die Augen. Oft gehöret Zeit und ein anhaltender Fleiß dazu, zur deutlichen Einsicht zu gelangen. Und aus Mangel einer hinlänglichen Bemühung in dieser Absicht geschieht es, daß man von tau-

fend Dingen so schlecht urtheilet. Man eilt, sich nach einem flüchtigen Blicke zu entschliessen; man giebt Muthmaßungen Beyfall, die ein bloßer Schein an die Hand gegeben hat: und indem man ein Urtheil fället, da man noch keine andere als seichte und verwirrte Begriffe von der Sache hat, stürzt man sich unausbleiblich in Irrthum. Ein Mensch, der in einem dicken Nebel geht, oder der noch in einer beträchtlichen Entfernung von einem Gegenstande ist, unterscheidet die Farbe, die Lage oder die Figur desselben schlecht, und verwechselt bisweilen eine Sache mit der andern: Irrthümer, die er würde vermieden haben, wenn er sein Urtheil so lange zurückgehalten hätte, bis er ein günstiger Licht bekommen, oder besser im Stande gewesen wäre, das, was er sahe, zu unterscheiden.

Um mehr Fertigkeit zur Veststellung seiner Aufmerksamkeit zu erlangen, könnte man sich folgende Regeln merken.

Erstens, muß man, so viel möglich, Geschmack an der Art Studien oder Kenntniß haben, auf welche man sich zu legen entschlossen ist. Jedermann hat hierbey die Anmerkung machen können: Man hat keine Mühe, seine Aufmerksamkeit auf Dinge zu wenden, die man sehr zu wissen verlangt, vornehmlich, wenn es sinnliche Gegenstände sind, oder Ideen, die die Einbildungskraft rühren. Man darf nur einen vesten Entschluß fassen, diese Arten von Gegenständen zu studiren und zu ergründen, und die Aufmerksamkeit wird gleichsam eine nothwendige Folge des Vergnügens seyn, das man daran finden wird.

Aus dem Grunde haben die mathematischen Wissenschaften so viel Macht, die Aufmerksamkeit zu ermuntern, und die flüchtigsten Gemüther vest zu stellen. Sie beschäftigen uns mit Linien, Figuren und Zahlen; lauter Dinge, die die Sinne rühren und der Einbildungskraft

kräft gefallen. Die Historie ist ferner sehr geschickt, gleiche Wirkung hervorzubringen. Sie zieht das Gemüth durch die Verschiedenheit der Begebenheiten an sich. Hat man angefangen; so weis man nicht, wo man aufhören soll: so sehr macht die natürliche Neugier den Menschen ungeduldig, zu wissen, auf was für Art die Sachen ausschlagen werden. Die Reisebeschreibungen und die Nachrichten von entfernten Ländern, oder von ausserordentlichen Erscheinungen, stärken den nemlichen Geschmack. Indem man sie lieset, wird der Verstand durch die Beschreibung, oder durch die fast beständige Erwartung von etwas Neuem und die Einbildung kitzelndem auf eine angenehme Art unterhalten.

Betrifft es Zweytens abgesonderte und geistigere Begriffe; so bedient man sich bisweilen, um sie aufzuklären, mit gutem Glücke körperlicher Bilder, oder sinnlicher Gegenstände. So sieht man, daß die Plane oder Figuren ein grosses Hülfsmittel in der Sternkunde und Naturlehre sind, und daß die Sinnbilder der Tugenden und Laster den Kindern ohne Mühe und mit Vergnügen sittliche Begriffe beybringen, die man ihnen vielleicht nicht anders, als mit der größten Schwierigkeit, durch ernsthafte Reden und Vernunftschlüsse würde haben mittheilen können.

Ich gestehe, daß man bey diesem Gebrauche die moralischen Gegenstände abzumalen, eine Klippe zu vermeiden hat; nemlich man wird solchergestalt den Verstand an körperliche Bilder gewöhnen, daß man ihm keinen Geschmack mehr für dasjenige, was abgesondert und bloß verständlich ist, wird beybringen können; oder man wird Gefahr laufen, ihm falsche Begriffe von immateriellen Dingen beyzubringen. So würde ich auch diese Methode nur im Anfange gebrauchen, damit die Seele eine Fertigkeit in der Aufmerksamkeit annähme, und auch da nur in gewissen Fällen. Aber niemals muß

und kann eine solche Methode für alle sittliche, abgesonderte und geistige Gegenstände allgemein gemacht werden.

Drittens muß man sich an solche Schriftsteller und Wissenschaften machen, welche die verschiednen Theile der abgehandelten Materien durch ein natürliches und genaues Band vereinigen, so, daß eines ohne Zwang aus dem andern fliesset. Dieses ist vielen mathematischen Wissenschaften, wo nicht allen, eigen. Dieser Kettenschluß und diese Unterordnung werden einem vernünftig denkenden Verstande gefallen, und seine Aufmerksamkeit durch das Vergnügen selbst, das er in dieser seinem Vermögen so natürlichen Uebung finden wird, mächtig bevestigen. Die Arbeit sey ein Vergnügen. Dieses ist eine vortreffliche Regel, durchgängig, wo man im Stande ist sie anzuwenden.

Man erwähle sich Viertens zu seinem gewöhnlichen Studiren keinen Ort, dessen Aussicht allzuschön ist, oder der eine Menge sinnlicher und rührender Gegenstände darstellet. Zu viel Licht oder zu viel Gegenstände, die fähig sind, den Augen oder Ohren einen Eindruck zu machen, vornehmlich, wenn diese Gegenstände beweglich sind, und immer neue auf einander folgen, haben eine gefährliche Macht, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, und die Seele gewissermaassen ihr selbst und der anhaltenden Betrachtung der Wahrheiten, denen sie nachdenkt, zu entziehen; zu geschweigen, daß man dadurch die Gewohnheit einer kleinen und eitlen Neugier, und eines flatterhaften Gemüths annimmt, das alles belustiget, und nichts vestestellet.

Fünftens, eile man nicht zu sehr in schweren und wichtigen Dingen zu einer endlichen Bestimmung zu gelangen.

langen. Man bedenke, die Wahrheit verdiene, daß man sich Zeit nehme sie zu finden. Man gebe niemals den Gründen einer Parthey, in einer Streitsache, aus dem Bewegungsgrunde Beyfall, daß die Untersuchung derselben lang und mühsam sey. Man entschliesse sich vielmehr, eine Zeitlang in der Unwissenheit zu bleiben, und halte sein Urtheil so lange zurück, bis der erfoderte Grad der Aufmerksamkeit und Arbeit uns hinlängliche Beweisthümer für die eine oder andre Seite hat finden lassen. Es giebt Leute, die so eilfertig sind, viel Dinge auf einmal zu wissen, und zuverläßig davon zu sprechen, ehe sie dieselben noch recht begriffen haben, daß sie selten auf die Sachen, die sie untersuchen, diejenige Aufmerksamkeit wenden, die zu einer gründlichen Einsicht derselben nöthig ist.

Man muß sich Sechstens auch hüten, dem Geschmack und den Leidenschaften des thierischen Theils nicht zu viel einzuräumen. Nichts ist der Aufmerksamkeit mehr zuwider. Wenn man sich in die Untersuchung der Wahrheit einlassen, oder an der Verbesserung seiner Vernunft arbeiten will, muß man von keinem allzustarken Hange zu sinnlichen Dingen beherrschet werden. Ein Mensch, der von Liebe, Furcht, Zorn, nagenden Sorgen, oder einem heftigen Schmerz umgetrieben wird, ist so wenig Herr über sich selbst, daß er seine Gedanken nicht über den Gegenstand seiner Betrachtung beysammen behalten kann. Der Affect, der ihn beherrscht, wird ihn unaufhörlich und mit Ungestüm zu dem Vorwurf hinziehen, der denselben erweckt hat; und wenn man sich öfters dergleichen Zerstreuungen erlaubt, und seine Leidenschaften nicht im Zaume hält, wird man einen leichtsinnigen und zur Aufmerksamkeit unfähigen Character annehmen.

Man

Man hat jedoch hier eine Ausnahme zu machen. Wenn man so glücklich ist, daß man einen Affect zum Vortheil der besondern Wissenschaft, die man treibt, lenken kann, so ist dieses das rechte Mittel, uns derselben mit mehr Geschmack und Aufmerksamkeit, als in jedem andern Falle, zu befleißigen.

Es ist daher Siebentens sehr nützlich, daß wir durch die Betrachtung des Vergnügens, das die Erkenntniß der Wahrheit verschafft, durch die Empfindung unsrer Pflicht gegen Gott, durch den Begriff der Zufriedenheit, die wir in der Uebung unsrer Seelenkräfte finden, durch die Hoffnung der Dienste, die wir unsern Nebenmenschen zu leisten im Stande seyn werden, nicht weniger durch die Betrachtung der herrlichen Vortheile, die wir selbst von unsrer Arbeit, entweder in dieser oder jener Welt, einsammlen werden, uns selbst in unserm Studiren ermuntern. Wenn solche Gedanken unsre Affecten erregen, so wird es gewiß auf eine nützliche und zuträgliche Art geschehen. Sie werden unsre Aufmerksamkeit vielmehr erleichtern, und vermehren, als daß sie dieselbe stöhren und von ihrem Gegenstande abziehen sollten. Eine Seele, die durch eine brünstige Liebe zur Wahrheit, und durch ein heftiges Verlangen nach einem wahren Glücke und einer ewigen Seligkeit entbrannt ist, wird alle ihre Kräfte aufmerksam und thätig erhalten, um standhaft nach einem so erwünschten Ziele zu streben. Die Leidenschaften werden alsdenn gereinigt, und zu ihren edelsten Endzwecken angewendet.

Der Einsame.

Acht und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 10 October 1766.

So, wie ein hoher Baum, der seine Zweige streckt,
Und manchen niedern Busch in seinen Schatten deckt,
Nicht mehre Tropfen trinkt, als ihm zum Wachsthum dienen,
Und dann die Pflanzen tränkt, die unter ihm noch grünen;
So sorgt der Menschenfreund auch nie für sich allein:
Es wird des Himmels Thau durch ihn verspendet seyn.
Stets mangelt seiner Lust, fehlt ihr des Nächsten Glücke.

Leyding.

Die meisten Menschen, welche die Menschenliebe mit Ueberzeugung für eine nothwendige Tugend, zumal eines Gesellschafters, erkennen, pflegen doch dieselbe selten weiter zu erstrecken, als so weit sie ein Mittel werden kann, eine noch ziemlich niedrige Eigenliebe zu vergnügen. Sie halten sich nicht weiter verpflichtet, andre Menschen zu lieben, als in so fern sie vermuthen können, daß ihr Eigennutz einigen Vortheil durch ihre Dienstfertigkeit erlangen möchte, und ihre Bemühungen, sich gefällig und beliebt zu machen, gehen daher nur auf diejenigen, von welchen sie sich Hülfe und Beystand zu versprechen haben; die aber, welche ihnen nicht wieder nützlich werden können, die Hülfbedürftigen, welche oft nichts weiter als ihr Elend haben, so sie berechtigen kann, auf andrer Liebe und Beystand Anspruch zu machen, diese werden von eigennützigen Gemüthern verlassen. Der dunkle Trieb, welcher sich manchmal in ihren Seelen bey dem Anblick des

Elenden meldet, und eine Vorsprache für ihn wagt, wird von der Tyranney des kurzsichtigen Eigennutzes, als eine Schwachheit, abgewiesen und unterdrücket.

Es ist wahr, daß die Selbstliebe der Quell der Menschenliebe ist, und daß unser eigner Vortheil uns nur verbinden kann, andern Menschen beyzustehen; allein es ist ein großer Unterschied unter der wahren Selbstliebe, und dem kurzsichtigen Eigennutz. Es ist gut, daß wir diesen Unterschied einsehen, und unsern wahren Vortheil von den kleinen kurzsichtigen Absichten des niedrigen Eigennutzes absondern lernen, um desto mehr, da die Auswicklung unsrer natürlichen Triebe, wodurch wir diese Trennung bewerkstelligen und die richtigern Begriffe erlangen, uns überzeugen kann, daß das höchste Gebot der christlichen Religion: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst, schon ein Gesetz sey, welches uns ins Herz geschrieben ist, und daß die schönste und erhabenste Erklärung desselben aus dem innern natürlichen Beruf unsrer Seele zur Glückseligkeit gegeben werden könne.

So lange wir den Menschen einzeln betrachten; so finden wir seine Kräfte so eingeschränkt, und seine Bedürfnisse dennoch so mannigfaltig, daß zwischen beyden kein Verhältniß statt findet. Diese Creatur scheint unter allen übrigen Geschöpfen am mindesten versorgt zu seyn. Es scheint, als ob der Schöpfer sie blos zur Vernichtung hervorgebracht hätte, so unzulänglich sind ihre Kräfte, auch nur der nothwendigsten Mittel der Erhaltung theilhaftig zu werden; und wenn wir den Menschen, und seine sich nach und nach erst auswickelnde Vorzüge nicht weiter untersuchen, und bey dem ersten Auftritt dieser neugebohrnen Creatur stehen bleiben;

so würden wir mehr Spuren des Zorns, als der Güte, mehr Blindheit als Weisheit an der Vorsehung entdecken; wir würden den Menschen als ein Geschöpf des blinden Zufalls, der sein Werk unvollendet gelassen hätte, weit eher ansehen können, als daß wir seinen Ursprung von der Allmacht und Weisheit eines unendlich gütigen Wesens ableiten sollten.

Allein so bald wir die Mittel betrachten, welche uns verliehen sind, unsern Bedürfnissen aufs reichlichste abzuhelfen, so bald wir unsre Triebe zur Geselligkeit auswickeln, und die Fruchtbarkeit derselben erwägen, so mannigfaltige Tugenden, und eben so mannigfaltige Glückseligkeiten hervorzubringen, so bald wir nur die Unempfindlichkeit, welche aus der Gewohnheit so unendlicher Vortheile entsteht, überwinden können, so werden wir vollkommen überzeuget, daß unser Ursprung von Gott seyn müsse; denn durch diese Triebe hat unsre Welt das Ansehen, welches wir itzo an derselben erfahren. So arm und elend uns die Wüsten Lybiens und die erstorbne Natur unter dem Nordpol scheinen müssen, so unansehnlich überlieferte der Schöpfer dem Menschen die Erde, doch mit dem Segen, den er seinen Bemühungen und seiner forschenden Vernunft, und seinen gesellschaftlichen Tugenden verhieß; hierdurch entstanden prächtige Städte, hierdurch grünen unsre Felder, hieraus entspringen die unendlichen Ergötzlichkeiten, welche unsre Sinne nunmehro geniessen können, und selbst der Ueberfluß, welcher auch die Verschwendung unterhalten kann, stammet hier ab, und Seneca bemerkt ganz recht, daß die Vorsehung nicht nur für unsere Nothdurft gesorget habe, sondern uns ihre Liebe sogar bis in unsre sinnlichsten Ergötzlichkeiten offenbare.

Damit der Mensch der Glückseligkeit theilhaftig werdeu könne, deren er seiner Natur nach fähig ist, so ist es gut, daß er die ganze Ausdehnung seiner Verbindlichkeit zur Menschenliebe einsehen lerne. Die allgemeine Menschenliebe erfordert nicht nur, daß wir diejenigen lieben, welche uns nützlich seyn können, nicht nur, daß wir sie in dem Grad lieben, in welchem wir Vortheil von ihnen haben; sondern sie verlangt von uns, auch diejenigen zu lieben, welchen wir nützlich seyn können, und sie um desto mehr zu lieben, je nützlicher wir ihnen seyn können. Denn Liebe der Nebenmenschen ist meistens nur eine Unterhändlerinn der eingeschränkten kurzsichtigen Eigenliebe, sie treibt nur Gewerbe, und hat niemals das Edle und Erhabne, welches großmüthige Seelen beglücken kann, wofern sie von der letzten getrennet ist; diese aber ist das schönste Gesetz der Natur, das segnende Gesetz, welches allenthalben beglücket, den, der da giebet sowohl, als den, welcher empfängt. Es breitet Vergnügen und Zufriedenheit allenthalben aus, es macht den Menschen Gott ähnlich, und gewähret alle Zufriedenheit von seiner sich ergiessenden Tugend, die der Geist der Sterblichen nur immer fassen kann.

Ich will diese Vortheile etwas weitläuftiger auswickeln. Es ist ein Grundsatz, den die gesunde Vernunft zugestehet, daß nichts umsonst erschaffen, und keinem Geschöpfe seine Kräfte anders verliehen worden sind, als daß es den reichsten Wucher damit erwerbe, welchen es erlangen kann. So oft wir also im Stande sind, andern nützlich zu werden, so oft haben wir eine Gelegenheit, unser Talent anzulegen, und wenn wir dieselbe versäumen, haben wir uns gegen die Vorsicht

einer

einer Undankbarkeit schuldig gemacht, und uns an uns selbst versündiget, da wir eine Gelegenheit versäumet, unsre Tugend zu ergiessen, und Segen auszubreiten, und Gottes Güte an uns preiswürdig zu machen.

Es ist weiter ein Gesetz der Natur, welches durch die ganze Welt vestgestellet worden, daß eine Creatur so zu sagen an der andern angekettet ist, damit alle einander nach allen ihren Kräften nützlich werden mögen. Je mehr wir die Sphäre unsrer Nutzbarkeit nach allen Seiten verbreiten können, desto mehr sind wir auch hierzu verbunden, und wir mögen dies als ein Gesetz ansehen, welches uns immer gegenwärtig, immer im Gedächtniß seyn muß, daß alle diejenigen, die von uns etwas erwarten können, deren Augen auf uns gerichtet sind, deren unverschuldetes Elend unsre Menschlichkeit anrufet, ein Recht haben, unsern Beystand von uns zu fodern, und daß die Kräfte, welche wir ihnen versagen, alsobald überflüßig in unserm Vorrath werden, so bald wir diese Gelegenheiten, sie auf Wucher anzulegen, vorbeystreichen lassen.

Doch diese Gründe sind vielleicht zu schwer und zu abgesondert, als daß sie von jedermann in ihrer ganzen Stärke eingesehen würden, und es ist besser, daß ich durch Empfindungen rede, welche unmittelbar überzeugen können.

Ist es nicht gewiß, daß unsre meisten Vorzüge, welche wir so sehnlich wünschen, alle ihre Reizung verlieren würden, so bald wir uns mit denselben in einer von allem menschlichen Umgange entfernten Einsamkeit befinden sollten? Gesetzt, daß wir alle Weisheit erlernet hätten, deren ein menschlicher Verstand nur immer fä-

hig seyn kann; gesetzt, daß wir alle Schätze des reichsten Monarchen besäßen, daß wir in den prächtigsten Pallästen wohnen, und uns daselbst von unsichtbaren Geistern bedienen lassen könnten; gesetzt aber, daß wir kein verwandtes Geschöpf zu sehen bekommen, mit keiner unsrer unsichtbaren Gesellschaften jemals sprechen könnten; oder gesetzt auch, daß wir uns unter Menschen befänden, die aber alle mit uns in gleichem Ueberflusse lebten, und deren keiner unsrer Wohlthaten bedürfte, die mit uns gleiche weise wären, und deren keiner von uns Unterricht empfangen, deren keinem wir etwas Neues, etwas Unerwartetes sagen könnten? Was würden wir mit der unbrauchbaren Weisheit anfangen? Was würden uns die überflüßigen Reichthümer nützen, wenn wir uns von niemand in unsrer vorzüglichen Pracht sehen lassen könnten? Wir sehen es ferner aus der Erfahrung, der Mensch wird in einer beständigen Einsamkeit aller Bemühung, seine Kräfte zu bessern, überdrüßig, und welch eine eingeschränkte Tugend ist die Tugend eines Einsiedlers? Durch die menschliche Gesellschaft allein sind viele Tugenden, und die Anwendung unsrer meisten Kräfte nur erst möglich. Ohne diese verwildern und verstocken dieselben, weil kein Gebrauch sie poliret. Wenn also die Anwendung sie erst brauchbar machen kann, und, ohne diese Gelegenheiten, sie nichts als todte Kräfte sind, welche uns selbst nichts nützen können; so erhellet ja wol hieraus die Verbindlichkeit, daß wir die Nutzen derselben so sehr vervielfältigen müssen, als immer nach unsern Umständen geschehen kann.

Ich will noch nähere Empfindungen anführen: Unsre liebsten Ergötzungen lehren uns unsre Pflicht

der

der Menschenliebe, und zeigen uns, daß mitgetheilte Freuden am besten genossen werden. Alle sinnliche Vergnügen, welche wir in Gesellschaft geniessen, sind weit lebhafter als diejenigen, welche wir in der Einsamkeit haben. Was sind die Glückseligkeiten zärtlicher Geliebten anders, als die Empfindungen, womit sie einander beglücken? Ist ein Liebhaber nicht öfters weit mehr von der Vorstellung des Vergnügens gerührt, welches er dem geliebten Gegenstande mittheilet, als von der Vorstellung dessen, so er von demselben empfängt? Woher kommt die vorzügliche Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder? Ist es nicht die Vorstellung, daß sie denselben vorzüglich nützlich seyn können, und ist diese nicht der Ruf der Natur, welche ihre Sorgfalt vor die Schwachheit dieser Hülfbedürftigen erflehet? Was ist das Gefühl des Mitleidens mit den Elenden anders, als eine Würkung unsers natürlichen Triebes, welcher uns auffordert, dem Bedrängten Linderung zu verschaffen, und wird diese Würkung sich nicht immer am stärksten bey denen äussern, welche am besten im Stande sind, diese Linderung zu ertheilen? Woher entsteht die Unglückseligkeit eines Tyrannen anders, als aus dem beständigen innern Kampf, welchen ihn dieser Trieb der Menschenliebe verursachet, wenn er seinem Ehrgeiz widerspricht, wenn er gewahr wird, daß er den Thron nicht zum Glück der Unterthanen besitzen könne, und der Ehrgeiz ihn dennoch spornt, denselben zu ersteigen.

Was macht anders den löblichen Regenten glücklich, was lindert und erleichtert ihm die schweren Regierungsgeschäfte mehr, als dieses, daß er so vielen Men-

Menschen nützlich seyn, so viele Unterthanen glücklich machen, so manches Herz erfreuen, und so manchem Elenden die Thränen abwischen kann? Und ist die mannigfaltige Gelegenheit, welche große Leute haben, ihre Menschenliebe zu üben, und diesen natürlichen Trieben zu willfahren, nicht eine große Ursache, daß die Leutseligkeit und ein liebreiches Wesen bey denselben immer häufiger gefunden werden, als bey denen, welche sich in schlechten Glücksumständen befinden, die sehr wenig Mittel haben, andern nützlich zu werden? Diese werden meistens mürrisch, verdrossen, unzufrieden, niederträchtig, und dem Schaden geneigt, unhöflich und hartherzig seyn, und je elender sie selbst sind, desto weniger werden sie von den Tugenden besitzen, welche in der menschlichen Gesellschaft so vortreflich und unentbehrlich sind.

Gütige Herzen sind schon in dem edlen Bewußtseyn glücklich, das ihre Güte begleitet. — Wahre Großmuth ist Hoheit der Seele: Sie reizet uns an, mehr für unsre Nebenmenschen zu thun, als nach der Strenge von uns kann gefodert werden. — Eine wahrhaftig großmüthige und wohlthätige Person wird bey einem jählingen Unglücke den Unglücklichen ausfinden, ehe das seufzende Herz darunter erliegt. — Die Macht wohlzuthun ist eine göttliche Macht.

Richardson.

Der Einsame.

Neun und zwanzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 17 October 1766.

Habt ihr nichts Eigenes? Muß euer ganzer Schein
In dem, was flüchtig ist, und ausser euch, bestehen?

Opitz.

Es giebt Menschen von beyderley Geschlecht, die sich des Tages wohl zehn bis zwanzigmal in dem Spiegel besehen. Dieses zerbrechliche Glas ist der vornehmste Liebling der Schönen; und der unentbehrlichste Rathgeber der Stutzer. Eine verruckte Schleife, eine in Unordnung gerathne Haarlocke, ein wenig Staub, ein gedankenloser Augenblick, deren Manche sehr viele haben, sind Ursachen genug, daß man auf denselben zuläuft. Man zieht sich vor dem Spiegel an und aus, und macht sich dergestalt bekannt mit ihm, daß man durch ihn von einer Krankheit angesteckt wird, die den Namen der Eitelkeit bekommt. Das öftere Beschauen in demselben ist wenigstens ein untrügliches Kennzeichen, daß ein heftiger Paroxysmus von dieser Krankheit im Anzuge ist. Dieses Blatt soll daher einige Betrachtungen über die Eitelkeit enthalten.

Ich finde, daß der Gebrauch des Wortes Eitelkeit einigen Zweydeutigkeiten unterworfen ist. Eitel heißt öfters so viel als hinfällig, vergänglich, unbeständig. In diesem Verstande nennt Salomo alle Dinge unter der Sonnen eitel. Die Ehre, die Lust, das Vergnügen, die Bemühungen der Sterblichen, sind alle mit einander von kurzer Dauer, sie währen öfters nur einen Augenblick; sie gefallen uns nach kurzer Zeit selbst nicht mehr; sie gehören in den Zeitpunct dieses Lebens, wel-

ches gegen die lange Dauer unsers Seyns wie nichts zu rechnen ist, und folgen uns nicht in die Ewigkeit nach.

Eitel nennt man nicht selten dasjenige, was ungegründet und auf keine Wahrheit gebaut ist. Der Menschen Wünsche, sagt man, sind eitel. Was heißt dieses anders, als sie sind auf Sand gebaut, sie sind unmöglich, sie werden nimmermehr erfüllet werden, weil ihre Erfüllung nicht in dem Zusammenhange der Welt gegründet ist? Sie sind eben deswegen thörigt, und daher ist Thorheit manchesmal ein gleichgültiges Wort mit Eitelkeit. Solche Wünsche heissen Luftschlösser und Wasserblasen. Mit jenen ergötzen sich die Müßiggänger, und mit diesen spielen die Kinder.

Eine fruchtlose Mühseligkeit ist bisweilen auch der Begriff, den man sich unter dem Worte Eitelkeit macht. Man braucht deswegen die Redensarten: Die Bemühungen, die Wünsche, die Anstalten vereiteln, das heißt, zuwegebringen, daß alle unsre Arbeit vergebens geschieht, daß die gehofften Früchte unsrer Unternehmungen nicht zur Reife gelangen. Auch in diesem Verstande pflegt man auszurufen: Es ist alles eitel!

Alle diese und noch mehrere Bedeutungen des Wortes, sind nicht zum Grunde meiner Betrachtung gelegt, ob sie wol ein weitläuftiges Feld wären, gute Gedanken einzuerndten. Man nennt manche Menschen im eigentlichsten Verstande eitel, und deren Character soll dießmal entworfen werden. Es ist schwer, das eigentliche dieser Eitelkeit mit kurzen Worten anzuzeigen. Diese Untugend ist von so vielen andern zusammengesetzt, daß man sie aus verschiednen Gesichtspuncten betrachten muß, ehe man ein rechtes Bild davon entwerfen kann. Seine Bemühungen auf lauter Kleinigkeiten richten; durch diese andern und sich selbst gefallen wollen; Ergetzlichkeiten suchen, die sich nicht

für

für uns schicken: Dieses sind gleichsam die Anlagen und Ingredienzien zur Eitelkeit.

Vergetta sucht alle ihre Geschicklichkeit im Putzen. Sie steht eine Stunde früher auf, um Zeit zu haben, alles anzubringen, was ein schönes Gesicht erhöhen kann. Blicke, Wendungen, Complimente, Gang und Minen werden, ehe sie in Gesellschaft geht, zwanzigmal probiert, verändert und gemustert, bevor sie mit sich eins wird, welches die vortheilhaftesten für sie seyn möchten. An einem modischen Bande, an einem bunten Kleide, an einer wohlangebrachten Kopfzierde hängt ihr ganzes Herz. Die beste Putzmacherinn ist ihre Geheimeräthin. Ihre wichtigsten Wünsche sind, die neuesten Moden von Paris zuerst zu haben. Sie würde nicht viel nehmen, daß ihr Kleid nicht von dem besten Schneider verfertigt würde. Eine schlechte Nadel, die von ihrer Bedienten nicht an den rechten Ort verwendet worden, ist vermögend, sie wieder dieselbe in Harnisch zu bringen. In ihrem Anzuge herrscht öfters deswegen kein guter Geschmack, weil sie alles dasjenige von ihrem Putze auf einmal anbringen will, was ihr Kleiderschränk und Putzkästchen verwahret. Sie geht in Gesellschaft und ihr ganzer Witz erschöpft sich bey einer Unterredung von Kleinigkeiten des Putzes oder bey dem Tadel ihrer Gespielinnen, deren Anzug ihr lächerlich vorkommt. Man spricht von andern, und die erste Frage ist: Wie war sie gekleidet? War sie en Robbe, oder en Negligee? Glücklich, daß Vergetta noch jung ist. Denn da die Eitelkeit ein gemeiner Jugendfehler heißt; so ist man ihn eher gewohnt zu übersehen: da er hingegen bey mehreren Jahren an beyderley Geschlechtern ganz unerträglich wird.

Florus ist äusserst für seine künstlichen Locken und Fronte besorgt, und würde, wenn es bey ihm stünde,

 niemals

niemals einen Wind wehen oder regnen lassen, nur da: mit sie nicht in Unordnung gebracht werden möchten. Sein ganzes Verdienst sucht er in einer breiten goldnen Tresse und in einer guten Stellung des Leibes. Ein ieder Tag hat sein bestimmtes Kleid. Er läßt sich gern in Gesellschaften sehen und bewundern. Er thut jung, er scherzt, er macht zur Noth eine Capriole, und ist doch beynahe funfzig Jahr alt. Im Puncte des Vorrangs ist er kützlich. Er würde dem Geringern die rechte Hand nicht lassen, wenn er auch unter einer Dachtraufe gehen sollte. Wenn er Gäste bewirthet; so muß alles Silber: zeug hervor, und der Aufwand ist über sein Vermögen. Alle Bediente gehen mit ihm, um Aufsehen zu machen, wenn gleich einer genug wäre hinter ihm einen Müßig: gänger abzugeben. Er ist in Gesellschaft ein Plauderer; er strengt sich an witzig zu seyn; er belacht seine eignen Einfälle, und bemüht sich alle ernsthafte Unterredungen aus der Versammlung zu verbannen; kurz er will artig heissen, da es ihm doch nicht ansteht. Jedermann nennt diese zwo Personen eitel; aber jedermann sieht auch, daß alle ihre Bemühungen auf Kleinigkeiten hin: auslaufen. Was ist der Putz, was sind die reichen Klei: der, die affectirten Minen, die ungesalzenen Scherze, die unnöthige Menge der Bedienten, anders, als eine nichtsbedeutende Kleinigkeit? Ist es der Mühe werth, ganze Stunden Zeit zu verschwenden, um etliche Haar: locken in Ordnung zu bringen? Verlohnt es sich der Mühe den Kopf hin und her zu werfen, um ein Stäub: chen zu entdecken, das auf dem Kleide liegt? Wird man einem Menschen mehr innerliche Vorzüge zutrauen, weil er eine geputzte Docke vorstellt? Kann man sich einbilden, daß man auch andern gefällt, wenn man durchaus gefallen will, und sich selbst vor dem Spiegel be: wundert? Das Affectirte, das Uebertriebene ist allen Ver: nünftigen zum Eckel. Ein eitler Mensch aber ist im höchsten

Grade

Grade übertreiben. Seine Reden, seine witzigen Einfälle, seine Kleidung, sein Aufwand, seine Minen, sind alle unnatürlich und am unrechten Orte angebracht. Er wird beständig lachen, und wer hat immer Zeit und Lust dazu? Er wird andre, so wie sich, mit Tändeleyen beschäftigen wollen, und wer wird nicht auch einmal ernsthaft seyn? Er wird Tag und Nacht auf neue Moden, auf neue Veränderungen seiner geliebten Kleinigkeiten sinnen, und was fragen gesetzte Personen nach der neuesten Mode? Die Moden sind öfters nichts als der Eigensinn einer Putzmacherinn, ein verderbtes Kleid eines Schneiders, der Einfall eines müßigen Kopfes, der heimlich lacht, wenn es ihm andere nachthun, und seine Affen abgeben.

Die Eitelkeit sucht sich zum Zweyten durch ihre Kleinigkeiten hervorzuthun und bey andern Aufsehen zu machen. Es ist nicht genug, alle Thorheiten der Flatterhaften mitzumachen; nicht genug, stolz und neidisch zu seyn: man will, daß auch andre die Augen auf diese eingebildeten Vorzüge richten sollen. Ein englischer Schriftsteller schildert uns einen solchen Herrn ganz artig. "Ich traf, sagt er, einen Stutzer in einer mit Silber besetzten seidnen Weste an, der mehr als alle übrige in der ganzen Gesellschaft mit sich selbst zufrieden zu seyn schien. Er betrachtete seine Kleidung mit einem Vergnügen, daß er nicht bergen konnte. Sein kleiner Geist hüpfte für Freuden, so oft er seinen eignen Putz anschaute, und er sah die andern, rund herum, mit einem mit Verachtung gemischten Mitleiden an. Seine Augen schweiften von einer Seite zur andern, um von allen den Zoll der Bewunderung zu empfangen. Er gab erst dieser Dame, denn einer andern einen verliebten Blick, welcher zu sagen schien, es sey ihnen unmöglich ihm etwas abzuschlagen. Er redete, er tanzte, er lachte mit einer Art des Vorzuges, und war wenigstens eine ganze Stunde hindurch das glücklichste Geschöpf, das nur lebte. Aber, ach wie kurz, wie flüchtig, wie vergänglich ist das Glück der Sterblichen! Ein andrer Herr trat herein, dessen Borte auf der Weste wenigstens zween Faden breiter war. Mein Stutzerchen sah ihn, und erschrack bey seinem Anblick. Sogleich fielen die Muskeln seines Gesichts, er wurde blaß und sein Geist verließ ihn. Er stund einige Zeit, und sah erst auf seine, denn wieder auf die Borte des andern Herrn; allein der Verlust war an seiner Seite gar zu merklich, als daß er

hätte können erträglich seyn. Je mehr er sich und den andern Herrn betrachtete; je deutlicher konnte man die Unruhe seines Gemüths spühren, und ich bemerkte, daß er zuletzt seinen so kostbar gekleideten Nebenbuhler zugleich beneidete und haßte. Kurz, er konnte nicht mehr tanzen und war nicht länger im Stande seinen Kummer zu ertragen. Er gab daher eine Unpäßlichkeit vor, und verlies den Ort, um seinem Schmerze Raum zu geben, und in der Stille zu beweinen, daß er eine so schmale Tresse gekauft. Bey dieser Verwirrung konnte ich in seinem Gesichte deutlich lesen, daß er sich entschlossen, künftigen Sommer die breiteste Borte, die in London zu haben wäre, zu kaufen. Indessen frohlockte der andre Herr über seinen Sieg, schlug den Rock immer weiter zurück und lies seine Weste immer stärker glänzen."

Die Eitelkeit ist also auch neidisch und zwar wieder über nichtsbedeutende Sachen, die aber in ihren Augen von grosser Wichtigkeit sind. Zwey eitle Frauenzimmer sind vermögend einander alle Freundschaft aufzusagen, weil die eine ein Kleid mehr hat, als die andre. Sie fordern beyde gleiche Bewunderung, und das ist nicht allezeit möglich.

Das dritte Kennzeichen eines vereitelten Menschen, ist die heftige und unersättliche Begierde nach rauschenden Ergötzlichkeiten, und zwar nach solchen, die sich nicht mehr für sein Alter und seine Umstände schicken. Man hält es der Jugend zu gute, wenn sie tanzt, singt und ausgelassen ist; denn es ist der Umlauf des Geblütes noch gar zu flüchtig. Ihr Alter weis von keinen andern Sorgen, als sich zu vergnügen. Wenn dieser Trieb nicht ausschweifend ist; so wird er öfters mit dem Namen der Eitelkeit verschont, weil man in den ersten Jugendjahren nichts anders als dieselbe vermuthet. So bald aber ein Mann von Jahren, von Geschäften, von Sorgen, eine Frau von gewissem Stande nach allen jugendlichen Ergötzlichkeiten geizen; so bald fällt diese Eitelkeit jedermann in die Augen. Gewisse Leute stehen in der Meinung, sie dürften keine Lustbarkeit ausschlagen, keine Gesellschaft versäumen, keiner Fröhlichkeit aus dem Wege gehen. Sie sind läppischer, als die Jugend; sie kleiden sich wie die Jugend, sie mischen sich unter die Jugend, und sollten sich bey ihren zunehmenden Jahren mit ganz andern und ernsthaftern Sorgen beschäftigen. Wie tief muß die Eitelkeit in ihrem Herzen Wurzel geschlagen haben!

Jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht hat seine besondern und erlaubten Vergnügungen. Es ist also lächerlich, wenn man im Alter die Sorglosigkeit der Jugend, und in der Jugend die Ernsthaftigkeit der Alten annimmt. Es ist ausschweifend, wenn man sich zu Ergötzlichkeiten dränget, die für uns nicht angestellt sind, und sich andern zum Gelächter darstellet.

Ein Flatterhafter ist in den Augen der Vernünftigen mitleidenswürdig. Kein Vergnügen sättigt seine Begierde, keine Lust währt bey ihm lange, kein Vorwurf zieht seine Aufmerksamkeit an sich, kein ernsthafter Gedanke kommt bey ihm zur Zeitigung, er ist veränderlich, unbeständig, zu Geschäften untüchtig, zu wichtigen Unternehmungen zu flüchtig. Bey dem allen ist er in beständiger Unruhe, voller Sorgen, und von leerem Herzen. Ist er nicht mitleidenswürdig?

Wer an seine Pflicht gedenket, wer das blendende Nichts der Eitelkeit einsieht, wer gründlich denken lernt, und den falschen Schimmer der nichtigen Dinge dieser Erden in der Nähe betrachtet, wird sich schämen, daß er dem Dienste der Eitelkeit fröhnen soll. Die Schönheit ist unbeständig, der Stolz gründet sich auf eingebildete Vorzüge, die Pracht macht weder tugendhaft noch glückselig, die rauschenden Ergötzlichkeiten sind mit Mühe verknüpft, mit Sorgen umringt, und mit Nachwehen begleitet, die lächerlichen Kleinigkeiten des Putzes und des Aufwandes gehören für Kinder und Thoren: die Zeit ist kurz, sie verstreicht und kommt nicht wieder, das Alter und der Tod kommen gewiß: Wer sollte sich mitten in der Thorheit von ihnen übereilen lassen!

* *

Ich bin zu sehr ein Freund von guten Schauspielen, als daß ich der Verfasserin des folgenden Schreibens, die Bekanntmachung desselben versagen könnte. Ihr Eifer für den guten Geschmack und die Reinigkeit der Bühne ist um so viel lobenswürdiger, da es, besonders in republikanischen Staaten, auf nichts so sehr ankommt, als auf Tugend und gute Sitten, welche durch dieselben erweckt und verfeinert werden. Wenn der berühmte Verfasser des Stückes, wovon die Rede ist, dasselbe nicht schon zu seiner Zeit verworfen hätte; so würde er es gewiß zu der unsrigen thun. Man weiß, daß die Erfindung desselben so nicht die seinige ist. Die Französischen Marktschreyer spielten es überall, wie die Deutschen noch gegenwärtig thun, und es ist möglich, daß es manchem

Zahn-

Zahnarzt oder Wurmdoctor zur Anfüllung seines Beutels gute Dienste geleistet hat. Vermuthlich hatte Moliere es bloß für die Liebhaber von Neuigkeiten bearbeitet, als er es im Jahr 1665 zum erstenmal auf die Bühne brachte. Villiers, ein Comödiant, hat dasselbe Stück in sehr schlechten Versen geliefert, und Rosimond, ein andrer Schauspieler, in etwas erträglichern. Endlich versificirten Corneille und de l'Isle die prosaische Ausarbeitung des Moliere, die ihr Verfasser, mit gutem Bedacht, nie hatte wollen drucken lassen. Die vielfältigen nachtheiligen Urtheile, welche nun schon seit einem ganzen Jahrhundert über dieses Stück gefället worden, sind übrigens so bekannt, als gegründet. Hier ist das Schreiben meiner geehrten Correspondentin.

Mein Herr Einsamer.

Ich bitte Sie folgendes Urtheil eines sehr geschickten Kunstrichters in eines Ihrer Blätter für den Directeur unsrer Schaubühne einzurücken, der mir gestern, mit seinem sogenannten steinernen Gast, wovon mir nur der Titel, nicht aber der Verfasser gemeldet war, und der, worüber Sie sich gewiß so sehr als ich verwundern werden, kein andrer als Molierens bekannter Dom Juan war, einen sehr verdrüßlichen Abend gemacht hat. Nichts, sagt dieser Kunstrichter, ist der Sittenlehre nachtheiliger, als solche theatralische Stücke, wie das Gastmahl des Dom Pedro, in welchem ein ruchloser Mensch nur darum gestraft wird, weil er das Laster und Verbrechen auf einen so hohen Grad getrieben hat, als kein Mensch wird thun wollen, und wohin auch nur sehr wenige Bösewichter gerathen. Ueber diese Verderbniß eines Stücks geht nichts, als dasjenige, in welchem der Hochmuth, die Unmenschlichkeit und Rachsucht gar mit Ehre gekrönet würden. Alle diese verderblichen Vorstellungen sind durch den Grundsatz der Dichtkunst des Aristoteles verworfen worden, nach welchem der Held in dem Trauerspiele der ersten Gattung, ein Mensch voller vortrefflichen Eigenschaften seyn muß, der zu seinem Falle nur durch ein einziges Laster geräth, das er zu sehr überhand nehmen läßt, oder durch eine einzige ungeordnete Leidenschaft, welche zu überwinden er nicht Herzhaftigkeit genug besessen. Wenn Herr Ackermann nur dieses Urtheil beherzigen will; so werden wir hoffentlich für den Ueberfall einer ähnlichen Farce künftig gesichert bleiben, und ich eine Ursache mehr haben, mich zu nennen, Dero

Hamburg
den 11 October
1766.

verbundenste Dienerin
Z.

Der Einsame.

Dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 24 October 1766.

— — O göttliche Tugend! durch dich nur können wir freudig
Das Meer des Lebens durchschiffen. Laßt diesen Pharus uns leuchten,
So sehn wir den Haven des Glücks, trotz Ungewittern des Zufalls,
Trotz aller Leidenschaft Sturm, der nur den Eingang befördert.

von Kleist.

Pericles war aus einer der besten Familien zu Athen, und ward für einen jungen Herrn von großer Hoffnung gehalten. Er hatte einen fähigen Verstand, und besaß viele Wissenschaften. Zugleich aber hatte er, wie die meisten seines Standes, eine lebhafte Seele, und ein wenig zu ungestüme Leidenschaften.

Eines Morgens ließ er seinen alten Freund Honestus eilends rufen, und sagte, so bald er in das Zimmer trat: "Einen allerliebsten Vorschlag habe ich dir zu thun; nur gestern Abends erst fiel ich darauf. Wir wollen beyde mit einander zu Schiffe gehen, und nach der Insel Cythera reisen. Du weißt, in einem Monate ist das große Fest der Venus; wir können in der Zeit in der Hauptstadt seyn, und alle die Lustbarkeiten und Ergötzungen geniessen, die so auserlesen und prächtig seyn sollen.„ Honestus verzog einige Zeit zu antworten; endlich sprach er: Mit Vergnügen wollte ich meinen Pericles an jeden andern Ort begleiten; aber die cytherische Luft ist gefährlich: es ist das Land der Weichlichkeit und der Leidenschaften. Gehst du dahin;

hin; so kannst du für die Lust von einer Woche den Ruhm und die Ruhe deines ganzen Lebens verlieren. Warum könnten wir nicht eben sowohl nach Delos oder Mycenä reisen? "Nein, sagte Pericles, es ist einmal beschlossen; und entweder mußt du mit mir die Reise nach Cythera thun, oder ich sehe mich nach einem andern Gefährten um." Honestus bemühte sich einige Zeit, ihm sein Vorhaben auszureden; er sah aber, daß es vergeblich war, und also versprach er, ihn zu begleiten.

Sie fuhren mit einander in einem Schiffe, das dem Pericles gehörte, mit günstigem Winde und dem schönsten Wetter ab. Die Luft schien gleichsam mit den Segeln zu spielen, indem sie sie forttrieb; die See lächelte und war stille; der Himmel war durchaus mit einem lichten Blau überzogen; die Sonne vergüldete die ganze Oberfläche des Wassers, und machte, daß die kleinen Wellen, die darüber hin wallten, einem flüßigen Silber gleich sahen. Pericles saß mit seinem Freunde auf dem Verdecke, und ließ ihn alles dieses bemerken. Er sagte, es wäre ein offenbares Anzeichen, daß ihre Reise glücklich seyn würde.

Den Tag darauf nach Mittage ward die Luft auf einmal von Süden herauf durch einen Haufen dicker Wolken überzogen, die alsobald ein heftiges Ungewitter, mit anhaltendem Donner, und so starken Blitzen herbeyführten, daß zuweilen der ganze Himmel in Feuer zu stehen schien. "Wenn das gestrige Wetter, sagte Honestus, ein gutes Anzeichen war, so muß das heutige ein sehr schlimmes seyn." O, antwortete Pericles, ich halte nichts auf Anzeichen; wir wollen den Göttern vertrauen.

Endlich erblickten sie, mehr durch Hülfe dieses schrecklichen Scheins, als des Tagelichts, das Ufer der Insel Cythera. Der Steuermann hatte mehr Furcht vor den Klippen an der Küste, als Hoffnung anzulanden.

Er that alles, was ein guter Steuermann thun kann; aber troß aller seiner Sorgfalt wurden sie zweymal auf den Sand getrieben, und waren in keiner geringen Gefahr zu stranden. Am Abend begonnte das Wetter sich ein wenig aufzuklären, und mit vieler Mühe und Gefahr warfen sie endlich Anker und landeten sicher.

Ihre Reise durch die Insel war sehr angenehm. Sie langten zur gesetzten Zeit in der Hauptstadt an, und wurden daselbst mit großer Höflichkeit von verschiedenen unter dem Adel empfangen, welche vorzeiten zu Athen gewesen waren, mit des Pericles Vater Freundschaft errichtet hatten, und die größte Hochachtung für sein Gedächtniß unterhielten, welcher auch niemand würdiger, als er, gewesen war. Keiner unter diesen aber war verbindlicher, als Palämon. Sie wohnten bey ihm in seinem Pallaste mit derselben Freyheit und Bequemlichkeit, als in des Pericles eigenem zu Athen; ja er war dem Pericles noch angenehmer, als sein eigner; denn hier sah und sprach er täglich Palämons Tochter, die schöne Aspasie.

Aspasie war eine der schönsten Frauenzimmer auf der ganzen Insel Cythera. Ausser den Vorzügen ihrer Gestalt und Person, besaß sie auch größern Verstand, als die meisten Mannspersonen, nebst allen den einnehmenden Künsten eines artigen Frauenzimmers. Pericles befand sich aller Orten in ihrer Gesellschaft. Fast den ganzen Tag saßen sie mit einander auf dem Schauplatz, um den Thiergefechten und Wagenrennen zuzusehen. Des Abends führte er sie in die Comödie, und kam die ganze Zeit über, so lange das Schauspiel währte, nicht von ihrer Seite.

Honestus pflegte zuweilen des Morgens mit ihm einen kleinen Spaziergang in einen Wald hinter dem Hause zu thun. Als sie eines Morgens bey einander wa-

ren, und einige Zeit stille geschwiegen hatten, fieng Honestus also an: „Du weißt es, ich war gleich anfangs wider die Reise nach Cythera; und nun wünschte ich, bey aller der Höflichkeit, die wir hier geniessen, daß wir den Ort niemals gesehen hätten." Wie so? sagte Pericles erstaunt; wo hätten wir einen angenehmern finden können? "Er ist nur allzuangenehm, versetzte Honestus; es wäre vergeblich es länger zu verbergen. Du bist verliebt, Pericles; und es hat das Ansehen, daß alles, was ich hier befürchtete, dich betreffen wird." Warum bildest du dir denn ein, daß ich verliebt wäre? sprach Pericles lächelnd. "Ich habe es schon einige Zeit bemerkt, erwiderte sein Freund. Deine gewöhnliche Munterkeit hat dich verlassen; du schweigest still, wenn wir beysammen sind; wenn ich dich anrede, murmelst du, anstatt der Antwort, irgend ein verliebtes Lied. Bist du bey Aspasien —— ich sehe es, wie sehr dich ihr Name rührt —— so wirfst du keinen Blick auf alle die Schönheiten um sie her; du hörest auf kein Lustspiel, und siehst auf keinen Wagen; deine Augen sind ohn Unterlaß auf sie gekehret, und deine Gedanken beschäftigen sich mit Tiefsinn." Gut, sagte Pericles sehr ernsthaft; ich gestehe es, ich bin verliebt; und wer kann wol Aspasien sehen, ohne es zu seyn? "Das ist, sagte Honestus, die Sprache eines jeden Liebhabers. Alle glauben Recht zu haben, und eines jeden Liebste ist, seiner Meynung nach, die schönste von der Welt. Du kannst dieses vielleicht mit mehrerm Grunde, als die meisten unter ihnen, behaupten. Gesetzt aber auch, Aspasie wäre wirklich die Schönste, so giebt es doch viele Ursachen, warum du dich bemühen mußt, diese Leidenschaft zu besiegen. Du befindest dich itzo in demjenigen Zeitpuncte deiner Jahre, wo du einen Entschluß zu fassen hast, ob du lieber die große Bahn des Ruhms, oder den kleinen Nebenweg eines unbedeutenden Lebens betre-

ten willst. Alle Welt verspricht sich viel von dir. Die Stimme deines Vaterlandes, die Erwartung deiner Freunde, fordern dich auf. Die Liebe duldet keine Nebenbuhler. Folgest du dieser Leidenschaft, so mußt du alles andre aufgeben. Ausser diesem allgemeinen Uebel könnte ich dir noch tausend besondre Gründe angeben, warum du verbunden bist, niemals an Aspasien zu denken." Die weis ich alle, sagte Pericles, und habe sie vielleicht öftrer überdacht, als du wol glaubest. Ich sehe nur allzudeutlich, daß die Fortsetzung dieser Leidenschaft sich mit dem Unglücke meiner besten Freunde, meiner selbst, und sogar meiner liebsten Aspasie endigen kann. Ich bin so weit gegangen, und habe gewünscht, daß es möglich seyn möchte, die Leidenschaft zu überwinden, die ich bisher unterhalten habe; aber gütige Gottheit! wie ist das möglich? "Es ist äußerst schwer, versetzte Hortensius: aber da ich selbst mich ehemals in solchem Falle überwunden habe, so wirst du mir vergönnen, zu behaupten, daß es möglich sey. Es giebt hierzu nur ein Mittel, und dieses ist, sogleich von dem bezaubernden Gegenstande hinweg zu fliehen. Es ist etwas schweres, ich gestehe es; es ist, als wollte man sich selbst von dem abreißen, das einen Theil unsrer Seele ausmacht, und worauf alle Neigungen abzielen. Dieses zu thun, und es schleunig zu thun, ist gewiß die größte Gewaltsamkeit in der Natur. Wenn du aber einmal siehest, daß es geschehen muß; so mußt du es unverweilt thun. In jedem Augenblicke, den du verziehest, wird die Bezauberung stärker, und der Fallstrick unauflöslicher; in jedem Augenblicke die Schwierigkeit größer, und dein Entschluß schwächer. Noch ist es möglich; aber vielleicht nach etlichen Tagen nicht mehr möglich. Pericles konnte dessen nicht läugnen, daß sein Freund Recht hätte. Er bat ihn, dießmal von dieser Materie abzubrechen, und versprach alles, was er ihm vorge-

stellt hätte, reiflich zu überlegen, und seine ganze Entschlossenheit aufzubieten. Also schieden sie von einander.

Der Mensch ist in Wahrheit ein Geschöpf von sehr sonderbarer Art; in diesem Augenblicke vielleicht ein demüthiger Sclav seiner Begierden: und in dem künftigen, wenn er seiner Vernunft wiederum mächtig wird, Herr über sie alle. Pericles hatte, bey der grossen Heftigkeit seiner Leidenschaften, auch vielen Verstand. Es muß ein heftiger Kampf zwischen zwey so widrigen Dingen in ihm vorgegangen seyn; endlich aber that er sich auf eine edle Art Gewalt, und erhielt den Sieg. Zween Tage nach der Unterredung mit dem Honestus setzte er den Tag zur Abreise vest, und ungeachtet aller seiner Liebe, ungeachtet der Thränen Aspasiens, hielt er sein Wort, und verließ die Insel Cythera.

Kaum waren sie eine Meile in See gekommen, als er sich wieder zurückwünschte. Er war erzürnt auf sich selbst, und auf den Honestus, daß er ihn ermuntert hatte, vernünftig zu seyn. Seine Leidenschaft kam in aller ihrer Stärke, gleich dem Wahnsinne nach einer ruhigen Zwischenstunde, zurück. Er heftete seine Augen auf die Thürme der Stadt, so lange er sie nur vor den Wolken unterscheiden konnte; und als sie ihm gänzlich aus dem Gesichte verschwanden, saß er mit in einander geschlagenen Händen, in tiefem Stillschweigen, gleich einer Bildsäule; nur daß er bisweilen sich bemühte, die Thränen zu verbergen, die ihm, seiner Zurückhaltung ungeachtet, alle Augenblick über das Gesicht herabrollten.

Honestus hielt für das rathsamste, ihn seinem Schmerz ein wenig nachhängen zu lassen; und stöhrte ihn durch keine Bemühung, seine Schwermuth zu vertreiben, weil er wol sah, daß sie zu stark war, als daß sie könnte vertrieben werden. Er war zufrieden, daß sein Freund diesen grossen Schritt zur Ueberwindung seiner selbst gethan hatte, und zweifelte nicht, daß eine kurze Zeit seinen Gram mäßigen würde.

Als sie zu Hause angelanget waren, und bereits einige Zeit sich zu Athen aufgehalten hatten, ward er bestürzt, da er sah, daß des Pericles Leidenschaft mit größrer Stärke, als jemals, fortzudauern schien. Er fand keinen Geschmack an den Lustbarkeiten des Orts, sondern liebte bloß die Einsamkeit. Er stattete keine Besuche ab, als nur die schlechterdings nothwendigen, und wollte gar keine annehmen. Honestus bekam zuweilen Zutritt;

tritt; aber er empfing ihn mit einer kaltsinnigen Art von Freundschaft, welche so viel sagen wollte: Ich sehe dich zwar lieber, als verschiedne meiner andern Freunde; aber noch lieber wäre ich allein, und ohne deine Gesellschaft. Er sprach mit ihm davon, und Pericles gestand, daß ihm kein andrer Gedanke angenehm wäre, als der von Aspasien; was er ihm ehemals vorgestellet hätte, wäre nur allzuwahr; er sähe wohl, daß er sie nicht besitzen könnte; aber er könnte auch ohne sie nicht glücklich seyn. Er wäre also willens, sich auf sein Landhaus zu begeben, und dort ganz seinem unwiderstehlichen Kummer nachzuhängen; er wäre dazu so vest entschlossen, daß er gleich den folgenden Morgen abreisen würde. Honestus sagte alles, was er konnte, ihn von einem so seltsamen Vorhaben abzubringen. Er sagte, dieß hiesse ja eben so wol den Weg der Tugend verlassen, als wenn er sich in Liebe und Weichlichkeit verlohren hätte. Er erinnerte ihn an den Krieg, der eben damals wider Asien war erkläret worden, und forderte ihn im Namen der Tugend auf, aus seiner Schlafsucht zu erwachen, und an die großen Pflichten zu denken, die er seiner Ehre und seinem Ruhm schuldig wäre. "Ueberlege dieses, sprach er, in deiner Einsamkeit, wenn du anders einsam seyn mußt. Benenne mir eine Zeit, wenn ich wiederkommen, und deinen letzten Entschluß abholen, wenn ich hören soll, ob wir den Pericles unter die Todten zählen, oder ihn in allen großen Pflichten des Lebens und Diensten des Vaterlandes geschäftig sehen sollen." Pericles konnte eine so vernünftige Bitte nicht wohl abschlagen. Er bestimmte eine Zeit, eine viel entferntere, als Honestus um sein und seines Freundes willen gewünscht hätte, und begab sich den folgenden Tag auf seinen Landsitz.

Hier brachte er einige Monate unter den größten Kämpfen zu, die er iemals empfunden hatte. Da seine Liebe noch so heftig, und seine Leidenschaft für die Ehre und das Gefühl der Pflicht zu allen Zeiten stark und lebhaft war, so kann man sich die Unruhen leicht vorstellen, die er erlitt. Es lag ein Gebüsch nicht fern von seinem Hause, in welches er sich begab, und daselbst unter aller Beängstigung einer so schweren Wahl arbeitete.

Endlich erschien der Tag, da Honestus seinen letzten Entschluß vernehmen sollte. Er kam des Morgens an, und fand ihn mitten im Gebüsche unter einer alten heiligen Eiche sitzen, aber gelaßner, und mit einer muntrern Mine, als er erwartete. "Ja, rief Pericles aus, als er näher hinzutrat, die Götter sorgen für die Sterblichen. Gestern Abends saß ich unter eben dieser Eiche, in einer Vermischung von Schatten und Lichte,

das

das durch den Mond herabgeworfen wurde, tief in Gedanken verwickelt, um deine aufgegebene Frage zu entscheiden, und noch sehr unentschlossen. Als ich meine Augen von dem Boden aufschlug, und aufstehen wollte, nach dem Hause zu gehen, sah ich eine ehrwürdige Gestalt vor mir, einen Mann in weisser Kleidung, aber mit einem mehr himmlischen als menschlichen Blicke. Du kannst denken, wie groß mein Erstaunen war; noch grösser ward es, als ich sein Gesicht betrachtete, und meinen Vater erkannte. Ich fiel nieder, seine Knie zu umfassen; aber meine Hände schlugen durch die Luft zusammen. Er schien gleichfalls still zu stehen, mich zu umarmen. Nach einem Stillschweigen, welches in mir einen heiligen Schauer, in meinem Vater aber, wie es mir an seinem Gesichte vorkam, die zärtlichste väterliche Liebe erweckte, sprach er folgende Worte aus, die so tief in mein Herz drangen, daß jedes gleichsam meiner Seele eingeprägt zu seyn scheint: "O mein Sohn! wie vieles habe ich für dich und mit dir ausgestanden! Mein Amt in der Geisterwelt ist ein Schutzengel zu seyn. Du warst vornemlich meiner Sorge anvertraut. Ich bin einige Jahre über bey allen deinen Handlungen gegenwärtig gewesen. Wie oft hast du alles gethan, was mir Vergnügen, wie selten etwas, das mich in deinem Namen schamroth machte! Wie oft habe ich auf der Insel Cythera für dich gezittert! Und wie ängstlich bin ich die ganze Zeit über gewesen, da dein letzter grosser Kampf währte. Doch du hast überwunden: Die Tugend ist deine Wahl, und der Ruhm dein Theil. Ich komme bloß, dir zu deinem Siege Glück zu wünschen. Fahre fort, auf der großen Bahn, die du betreten hast; fahre fort mit iedem Tage, dich und mich glücklicher zu machen." Mit diesen Worten schwang er sich wieder zum Himmel auf. Ich verfolgte ihn mit den Augen, vermittelst des Glanzes, der sich über sein Kleid verbreitete, bis er verschwand. Ich kehrte mit neuem Feuer und stärkerer Entschliessung zurück, die nun nichts mehr zu schwächen vermag. Ich bin bereit, dich in den asiatischen Krieg zu begleiten. Laß uns gehen. Komm und führe mich auf die Wege der Ehre und des Ruhms.

A.

Der Einsame.

Ein und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 31 October 1766.

Zu frühe Klugheit ist nicht sicher für den Fall.

Sophocles.

Man hat aus langer Erfahrung die Anmerkung gemacht, daß ein später Frühling die größte Fülle hervorbringt. Die Verzögerung der Blumen und der angenehmen Düfte, des frischen Grüns und der erquickenden Weste wird die mehrste Zeit durch den Ueberfluß und die Fruchtbarkeit der folgenden Witterungen reichlich ersetzt. Die Blüthen, welche so lange verborgen liegen, bis die Jahrszeit weiter gekommen, und die Sonne höher steht, entrinnen den tödtenden Stürmen und den nächtlichen Frösten, die so oft ihrem frühzeitigen üppigen Ausbruche verderblich und das erste Lächeln der Schönheit des Lenzes zu unterbrechen bemüht sind, die schwachen Quellen des Pflanzenlebens zerstören, die Frucht in der Knospe vernichten, und die Blüthen ungeöffnet zu Boden schlagen.

Ich besorge, daß ich schwerlich werde hoffen können, den jungen und lebhaften Theil meiner Leser zu bereden, daß er aus diesem Verfahren der Natur den Unterschied zwischen Fleiß und Flüchtigkeit, zwischen Eilfertigkeit und Uebereilung kennen lerne, daß er seine Entwürfe mit

geruhigem Muthe ausführe, daß er eine bequeme Gelegenheit abwarte, und sich bestrebe, den glücklichen Augenblick zu finden, welchen er nicht schaffen kann. Die Jugend ist die Zeit der Unternehmung und der Hoffnung. Weil wir noch keine Gelegenheit gehabt haben, unsre Kräfte mit einer uns widrigen Macht zu messen, so formiren wir stolze Erwartungen zu unsrem eigenen Vortheile, und bilden uns ein, daß alle und jede Hindernisse vor uns Platz machen werden. Die ersten Verfehlungen dienen vielmehr dazu, unsre heftige Begierde zu entflammen, als uns klüger zu machen. Es dauert lange ehe ein kühnes und edelgesinntes Gemüth seine eigne Schwäche argwohnet, oder sich bequemet, die Schwierigkeiten zu untergraben, welche es im Sturm zu überwältigen, oder in der Heftigkeit seines Laufes vor sich nieder zu stürzen gedacht. Ehe und bevor mißlungene Anschläge uns die Vorschriften der Weltweisheit anzunehmen zwingen, glauben wir, daß es in unsrer Gewalt stehe, den Zwischenstand zwischen der ersten Ursache und der letzten Wirkung zu verkürzen. Wir lachen über das feige Zaudern des tiefsinnigen Fleisses, und bilden uns ein, daß wir durch die Verstärkung des Feuers das Niederschlagen beschleunigen können.

Bey unserm Eintritte in die Welt, da Gesundheit und Lebhaftigkeit uns Zeit genug zu der gehörigen Reife aller unsrer Entwürfe, und einen langen Genuß alles dessen, was wir vor uns bringen, versprechen, sind wir stets begierig, den gegenwärtigen Augenblick zu ergreifen, jedes Vergnügen das wir erreichen können, abzupflücken, ohne zu verstatten, daß es zur Vollkommenheit

heit reife, und alle Mannigfaltigkeiten des Ergötzens in einen engen Bezirk zu drängen. Das Alter aber unterläßt selten, unsre Aufführung zu verändern. Wir werden gemeiniglich in Ansehung unsrer Zeit so viel fahrläßiger, je weniger Zeit uns noch übrig ist, und lassen den letzten Theil unsers Lebens in saumseligen Zurüstungen zu irgend einem künftigen Unternehmen; oder in trägen Annäherungen zu irgend einem entfernten Vortheile, in der schwachen Hoffnung auf irgend eine zufällige Gelegenheit, oder in dem schläfrigen Hin- und Herwanken eines unentschlossenen Gemüths dahingleiten: es sey nun davon die Ursache, daß bejahrte Leute, weil sie die Vergnügungen unsers Zustandes gekostet, und solche falsch und betrüglich befunden haben, sich weniger um ihre Erlangung bekümmern mögen, oder daß die oftmalige Mißlingung ihrer Anschläge sie zur Verzweiflung niederbeuget, und bis zur Unthätigkeit erstarren macht; oder daß der Tod, so wie alle andre furchtbare Gegenstände, sie, um so viel stärker erschüttert, je näher er ihnen kommt, und daß sie sich scheuen, an die Abnahme ihrer Kräfte zu gedenken, und ihrem eignen Herzen es zu entdecken, daß die Zeit zu tändeln verstrichen sey.

Ein beständiger Streit mit unsern natürlichen Begierden, scheinet das Looß unsers gegenwärtigen Zustandes zu seyn. In der Jugend thut uns etwas von der Langsamkeit und Frostigkeit des Alters nöthig; und im Alter müssen wir uns bemühen, das Feuer und den Ungestühm der Jugend zurückzurufen. In der Jugend müssen wir warten, und im Alter gebrauchen lernen.

Es ist zwar in der That nicht leicht, die Quaal der Erwartung zu einer Zeit zu erdulden, wenn eine jede Vorstellung vom Vergnügen das Blut anfeuert und auf die Seele blitzet; wenn das Herz für eine jede neue Gattung des Ergötzens offen steht, und sich in keinen andern Verpflichtungen befindet, welche es von den ungestümen Foderungen einer neuen Begierde abzuziehen vermöchten. Jedoch, da die Furcht, einer Sache zu verfehlen, die wir zu erlangen suchen, jederzeit mit dem Vortheile, den wir uns aus ihrem Besitze versprechen, in einem richtigen Verhältnisse stehen muß; so können selbst in diesem stürmischen Zustande, die Leidenschaften einigermaßen durch die oftmalige nachdrückliche Vorstellung des Nachtheils, welchen Verwegenheit und Unbesonnenheit nach sich ziehen, und der Gefahr, dasjenige, dessen wir uns vor der Zeit zu bemächtigen suchen, zu verliehren, einigermaßen gemäßiget und im Zaum gehalten werden.

Wer gar zu frühzeitig nach Ehre strebet, muß sich gefaßt machen, nicht nur den Widerspruch des Eigennutzes zu erwarten, sondern auch der Boshaftigkeit des Neides die Stirne zu bieten. Wer gar zu eifrig darauf sinnet, wie er reich werden wolle, setzet gemeiniglich durch wilde abentheuerliche Anschläge und ungewisse Entwürfe sein Vermögen in Gefahr: Und wer gar zu hurtig der Ehre nachjagt, bemüht sich oft, seinen Character durch allerhand Kunstgriffe und Ränke zu unterstützen, und kleidet sich in Farben, welche geschwind verschiessen, oder schmücket sich mit Federn, welche ein Zufall abschütteln, oder die Eifersucht seiner Nebenbuhler ausreissen kann.

Die

Die Ungewißheit und Gefahr eines frühzeitigen Vorzugs ist von einigen selbst bis auf die Naturgaben erstreckt worden, und man hat vorlängst dafür gehalten, daß die Lebhaftigkeit des Vermögens der Erfindung, die Richtigkeit der Beurtheilungskraft, und der Umfang der Erkenntniß, wenn sie sich vor der gewöhnlichen Zeit in einem ungemeinen Grade zeigten, ein kurzes Leben weissagten. Selbst diejenigen, die weniger geneigt sind, aus Begebenheiten, die ihrer eigenen Natur nach selten seyn müssen, allgemeine Folgerungen zu ziehen, sind doch geneigt gewesen, aus den ersten Funken eines früh sich äussernden Witzes keinen dazu verhältnismäßigen Fortgang zu verkündigen; sondern haben die Anmerkung gemacht, daß sie nach einer kurzen Fleißanwendung entweder stumpf oder träge werden, und sich von der stets gleichen und in einem stets ebenen Gange anhaltenden Aemsigkeit langsamerer Verstandskräfte übertreffen lassen.

Es geschieht in der That sehr oft, daß der Beyfall den Fleiß verringert. Wer da merket, daß er mehr gethan habe, als von ihm verlanget worden, ist sehr wohl damit zufrieden, daß er sich die Arbeit unnöthiger Verrichtungen ersparen kann, und läßt sich nieder, um mit aller Gemächlichkeit des Uebermasses seiner Ehren zu geniessen. Wer durch den glücklichen Fortgang auf seine Fähigkeiten ein zuversichtliches Vertrauen zu setzen bewogen worden, ertheilet sich leichtlich selbst das Privilegium nachläßig seyn zu können, und blicket mit Verachtung auf die allmählige Annäherung eines Mitbuhlers, welchen er weit hinter sich lassen zu können glaubet, sobald er nur alle seine Kräfte zu dem Wettstreite an-

anstrengte. Allein die langen, dem Vergnügen gewidmeten Zwischenzeiten zerstreuen die Aufmerksamkeit, und schwächen die Standhaftigkeit; und es ist für einen Menschen, welcher seinen Fleiß sinken lassen, nicht leicht, sich aus seiner Schlafsucht zu ermuntern, seine Begriffe wieder anzuflammen, und sich mit der vorigen Hitze wiederum in die Arbeiten des Studirens zu vertiefen.

Selbst jene Freundschaft, welche die Belohnung eines muntern Geistes zur Absicht hat, dienet nur gar zu oft, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Das Vergnügen sich geliebkoset, hervorgezogen und bewundert zu sehen, zieht den Studirenden leichtlich von seiner gelehrten Eingezogenheit zurück. Er ist bereitwillig, dem Rufe zu folgen, der ihn einladet, sein eigenes Lob zu hören, und der vielleicht zu gleicher Zeit seinen Begierden mit der Gewißheit der Vergnügungen, und seinem Ehrgeize mit Hoffnungen der Gunst gelehrter Gönner schmeichelt: Vergnügungen, welche er sich als unerschöpflich vorstellet.

Indessen darf man doch diese üblen Folgen keineswegs der Natur beymessen, oder sie für unzertrennlich von der frühen Aeusserung ungewöhnlicher Fähigkeiten halten. Man kann ihnen unfehlbar durch Klugheit und Herzhaftigkeit entgehen, und muß sie daher vielmehr wie Trostgründe für diejenigen, welche die Natur weniger freygebig bedacht hat, ansehen, als daß sie dazu dienen sollten, denen den Muth zu benehmen, welche mit ungemeinen Eigenschaften gebohren worden. Man weiß es mehr als zu viel, daß die Schönheit die Ver-

folgungen des Muthwillens nach sich ziehet, die Ränke der Mißgunst rezet, und die Flammen einer verbothenen Liebe anfachet; und welche von den Damen, die sich durch Klugheit oder Bescheidenheit am mehrsten hervorgethan haben, hat sich dennoch jemals über die Unbequemlichkeiten oder Gefahren beklaget, die mit einer liebenswürdigen Gestalt verbunden sind? oder welche von ihnen möchte eine größere Sicherheit mit dem Verluste der Schönheit erkauft haben?

Weder die Annehmlichkeiten der Bildung, noch die Lebhaftigkeit des Verstandes können anders als Segensgüther, als Mittel zur Glückseligkeit, die das höchste Wesen dem Menschen verleihet, angesehen werden. Allein die Vortheile, welche beyde verschaffen, können durch die gar zu starke Begierde, solche zu erlangen, verlohren werden. Tausend Schönheiten sind in ihrer ersten Blüthe, weil sie sich, unvorsichtiger weise der Welt gar zu sehr bloßgestellet haben, durch den feindseligen Hauch der Unehre verwelket; und Leute, welche neue Gegenden der Herrschaft der Gelehrsamkeit zu unterwerfen im Stande gewesen wären, sind durch die, ihren ersten Ausarbeitungen ertheilten Lobsprüche aus ihrer akademischen Einsamkeit hervorgelockt worden, und haben ihre Tage in Lastern und in der Abhänglichkeit verbracht. Ein Mädchen, das zu zeitig darauf bedacht ist, wie es berühmt werden, und Eroberungen machen will, stürzet sich durch kindische Eitelkeit, unerfahrne Leichtgläubigkeit, oder schuldlose Unbesonnenheit ins Verderben. Ein Geist, der vor der Zeit nach Lorbeern haschet, und nach Ehre und Vorzuge trachtet, täuscht

die

die Hoffnungen, welche er erweckte, und verschwendet die Jahre, die weit nutzbarer hätten angewendet werden können, die Jahre der Jugend, der Munterkeit, und der Lebhaftigkeit.

Es ist eine von den unzähligen Ungereimtheiten des Stolzes, daß wir niemals ungeduldiger sind, heilsame Lehren anzunehmen, als in demjenigen Theile unsers Lebens, da wir derselben am mehrsten benöthiget sind. Wir eilen, uns mit Feinden einzulassen, welche zu überwinden, wir nicht stark genug sind, und Arbeiten zu unternehmen, die wir nicht zu vollführen vermögen. Und da der, welcher einmal unglücklich ist, die Welt nicht leichtlich dahin bringen wird, daß sie einen zweyten Versuch unterstütze, oder auch nur beachte; so ist oft die Folge eines ohnmächtigen Bestrebens nach Ruhme eine beständig daurende Dunkelheit.

R.

Der Einsame.

Zwey und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 7 November 1766.

Jedesmal, wenn du in die Versuchung geräthst, vorsätzlich das Leben aufzugeben, so sprich zu dir selbst: "Ich will noch eine gute That ausüben, ehe ich sterbe." Alsdann geh, suche einem Dürftigen beyzustehen, einen Unglücklichen zu trösten, oder einen Unterdrückten zu vertheidigen. Wenn dich diese Betrachtung heute zurückhält, so wird sie dich auch morgen, übermorgen, und die ganze Zeit deines Lebens zurückhalten. Hält sie dich nicht ab: Stirb, du bist nur ein Bösewicht!

J. J. Rousseau.

Kein Zustand eines Menschen kann trauriger seyn, als derjenige, wenn er die Hoffnung seiner Glückseligkeit verlohren giebt, und die süßen und sanften Triebe zur Selbsterhaltung nicht mehr fühlt. Verwirrung und Nacht sind alsdenn auf das höchste gestiegen, und die Menschlichkeit verliehret in diesem entscheidenden Kampf auf einmal Glück und Ehre. Den Vorzug, daß wir leben, haben wir mit viel tausend Geschöpfen gemein, die niedriger sind als wir; aber darin thun wir es ihnen weit zuvor, daß wir den Werth des Lebens kennen und die Zwecke desselben errathen. Hiedurch geht unsre Empfindung in den Willen über, und die Selbstliebe wird eine unsrer schönsten und erhabensten Pflichten. Ausser dieser Fassung, sind die Naturtriebe viel zu schwach, uns wider uns selbst zu beschützen, und der unglückselige Fehltritt, davon in dem heutigen Stücke gehandelt wird, beweist mit einer traurigen Klarheit,

daß wir oft geschworne Feinde unsers Lebens sind. Der Selbstmord ist ohnfehlbar der höchste Grad aller Unglückseligkeit, die das gegenwärtige Leben überfallen kann.

Da der Grund dieser ungeheuren Entschliessung in einem übertäubenden Mißvergnügen über unsern gegenwärtigen Zustand allein zu suchen ist; so setzt sie auch bey denjenigen, die sich ihr überlassen, wo nicht eine völlige Unwissenheit, doch gewiß eine sehr verworrene Erkenntniß der Wichtigkeit und der Zwecke ihres Aufenthalts auf Erden voraus. Leute, die sich durch eine uneingeschränkte Anhänglichkeit an die flüchtigen und betrüglichen Vergnügungen dieses Lebens, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen auf das Gegenwärtige, einschränken, sind auf dem geradesten Wege zu diesem fürchterlichen Zustande begriffen. Ehre, Reichthum und Bequemlichkeit sind unbeständig und unvollkommen; die einnehmendsten Vergnügungen der Welt sind dem ewigen Geiste kein dauerhafter Trost. Je tiefer er in die Natur der Dinge dringt, je mehr sieht er sich betrogen; und je unersättlicher er in dem Genuß der Eitelkeit ist, je empfindlicher quält ihn dieser Betrug. Man hat angemerkt, daß ein Mensch von schlechtem Nachdenken und Geschmack sehr selten in Verzweiflung geräth; hingegen Leute, die in ihren Vergnügungen Gründlichkeit suchen, sind für die Welt viel zu klug. Sie sind verlohren, wenn ihre Hitze sie verräth, und ihre Leidenschaft stärker ist als ihr Geschmack. Diese geheime Zwietracht ihrer Natur ist eine unaufhörliche Quelle des Mißvergnügens, des Ueberdrusses, und der Beklemmung. Ihr Lachen ist ein Zwang, ihre Freude eine Sklaverey, und der ausgesuchteste Zeitvertreib eine abgeschmackte Mühe. Ehe man sichs versieht, so entschüttet sich der beleidigte Geist dieses schimpflichen Joches mit einem

edlen

edlen Stolze, und will lieber im Augenblick verlohren, als ein ganzes Leben hindurch betrogen seyn.

Die größten Unvollkommenheiten der Welt finden sich auf ihrer moralischen Seite, folglich da, wo es uns unmöglich ist, sie zu übersehen. Die Schutzredner des Lasters mögen nun so viel Ungereimtheiten sagen, als sie wollen; so werden sie doch dadurch das Gefühl unsrer Natur nicht ändern oder ausrotten. Sie würden sich nicht so viel Mühe geben, den Unterscheid zwischen Tugend und Laster zu verwirren, wenn sie nicht selbst davon lebhaft beunruhigt würden. Unser deutliches und unser sinnliches Urtheil ist und bleibt im Grunde auf nichts so aufmerksam, als auf die sittliche Vollkommenheit. Wir fühlen es gar zu stark, daß darin unsre Glückseligkeit bestehe, und die Liebe zu uns selbst spricht unaufhörlich für die Sache der Tugend. Die allersinnlosesten Sklaven des Lasters mögen antworten, ob sie nicht gewisse einsame Augenblicke ihres Lebens kennen, da sie mit einem inwendigen Schauer die Noth ihrer Natur fühlen, die den Verlust ihrer Unschuld beweinet. Dieß sind die einzigen rühmlichen Augenblicke ihres Daseyns, die Zwischenzeiten ihrer Menschlichkeit, und auf diese berufe ich mich. Sie mögen nun hingehen, und die Lust der Welt mit dem Verlust ihrer Rechtschaffenheit erkaufen; die Ehre ihrer Natur dem Lobe der Narren aufopfern; die ewigen Reichthümer der Wahrheit und Tugend gegen die armseligen Schätze der Erden vertauschen! Die Stunde kommt, da sie den Schaden ihrer Natur fühlen, und den Tod der Menschlichkeit mit Entsetzen wittern werden. O wie öde und verlassen wird diese Stunde seyn! Was für eckelhafte Augenblicke werden sie zubringen! Wie finster wird ihnen die Welt seyn, und wie unerträglich der Anblick dessen, was sie ihr durch Be-

 trug,

trug, Niederträchtigkeit und Schande abverdient haben! Natürlich edle Gemüther insonderheit, die sich vorstellten, die Welt gestatte eine Freundschaft, dabey sie es mit der Tugend nicht verderben dürften, gerathen gar früh in diesen Zustand, der Mitleiden und Schrecken zugleich verursachet. Sie überliefern sich ihr, und erwarten ihr Glück von ihren Händen. Nach und nach opfern sie ihr auch Unschuld und Gewissen mit zitternden Händen auf, und hoffen diesen Aufwand durch überwiegende Vortheile vergütet zu sehen. Aber kaum kommt die bestimmte Zeit ihrer Belohnung; so sehen sie sich mit dem meyneidigsten Undank verstossen, ihre Laster unbelohnt, und ihre Rechtschaffenheit umsonst auf ewig verschwendet. Gewalt, Arglist und Unverschämtheit sitzen dem Glück im Schooße, und das größte Verdienst ist oft, gar keines zu haben. Reue, Schaam und Rache zerreissen alsdenn ein solches Herz; und allein die Verzweiflung zieht es aus diesem unglücklichen Gedränge.

Den Gottesgelehrten, denjenigen insonderheit, die auf die Kraft der Lehre, die sie verkündigen, acht geben, wird eine neue Quelle der Verzweiflung bekannt seyn, die darin besteht, daß Leute die Wahrheit, die sie einmal erkannt, gefühlt, und zu ihrer Beruhigung angewandt haben, nachgehends wieder verrathen, und eine Zeitlang mit Frechheit verfolgen. Kaum gerathen sie in die unvermeidlichen Verlegenheiten ihrer Natur, daraus allein der Schöpfer aller Dinge sie erretten kann; so geben sie auch ihre Errettung verlohren. Sie legen alsdenn den allerfürchterlichsten Beweis für die Wahrheit der Religion ab, und verzweifeln ihr zur Ehre. Ueberlegung und Nachdenken verlieren ihre Kraft, und die rächerische Stimme des Gewissens übertäubt alle Hoffnung.

Endlich läßt sich auch eine entfernte Ursache der Verzweiflung in einer unglücklichen Leibesbeschaffenheit suchen. Eine gewisse Art der Krankheit, die uns unaufhörlich beunruhigt, und aus dem Geblüt auf eine unerforschliche Weise in die Seele geht, zwingt uns zu lauter finstern und quälenden Vorstellungen. Wir gerathen in einen schwermüthigen Traum nach dem andern, und unsre Phantasie überhäuft uns mit Schreckbildern, die uns in unsern Untergang gleichsam hineinscheuchen. Wo dieser unglückliche Zustand unverschuldet ist, da verdient er Mitleiden und Nachsicht, die ihm auch der unpartheyische Richter menschlicher Schwachheiten, der Vater der Welt, noch viel gewisser wiederfahren läßt, als ein jeder rechtschaffner und großmüthiger Mann. Die Wege der Vorsehung sind oft unbegreiflich, aber doch Güte und Wahrheit. Nach diesen Betrachtungen wird es nunmehro leicht seyn, den Character zu bestimmen, der uns vor Verzweiflung und Verderben bewahret.

Einmal: Ich mache mir den rechten Begriff von den Zwecken, und dem darin gegründeten Werth dieses Lebens. Ich betrachte mich selbst, und meine gegenwärtigen Umstände, und finde, daß ich ganz unmöglich für diese Welt erschaffen seyn könne. Ich wünsche glückselig zu seyn; das ist die Stimme meiner Natur, die ich unaufhörlich, und alsdenn am stärksten höre, wenn ich sonst ohne alle Begierden bin. Halte ich meiner Seele alsdenn Reichthum, Wollust und Ehre zu ihrer Befriedigung vor; so verwirft sie im Augenblick alle diese Vorschläge. Kurz: Hier bin ich wahrhaftig nicht glückselig. Aber der Urheber meiner Natur ist die Güte selbst, und hat mir das Verlangen darnach unmöglich umsonst, das ist, zu meiner Marter gegeben. Folglich erwarte ich in einer andern Welt, was mir

diese nicht gewähren kann; und dieser einzige Gedanke beruhigt mich, und bestimmt die Absicht meines Wandels auf Erden. Diese Welt ist der für mich bestimmte Ort meiner Geburt und meiner Erziehung, aber nicht mein beständiger Wohnplatz: Denn, ich bin für die Ewigkeit erschaffen. O, ewig! ewige Vergnügungen, ewige Ruhe, ewige Glückseligkeit: Das sind die Vorstellungen, die mich zufrieden sprechen. Alles, was mir auf der Welt begegnen kann, Glück und Unglück, Schmerz und Vergnügen, Ehre und unverdiente Schande, betrachte ich nunmehr als Unbequemlichkeiten, oder als Vorzüge einer Herberge, die ich in kurzem wieder verlassen werde. Ich befinde mich auf einer höchstwichtigen Reise zu der bleibenden Stadt meiner Ruhe. Ein so erhabnes Ziel meines Laufes beschäftigt meine Seele ohne Unterlaß und macht sie unempfindlich gegen alle Drohungen und Verführungen der Eitelkeit und des Lasters. Ich schätze dieses Leben bloß insofern es mir der einzige Weg zur Unsterblichkeit ist und mir Gelegenheit giebt, mich auf den großen Schauplatz, den ich am Beschluß desselben betreten werde, gehörig vorzubereiten.

Zweytens: Ich hüte mich mit der äussersten Sorgfalt, die Unschuld und Rechtschaffenheit meiner Natur in keinem einzigen Stücke zu verscherzen; weil ich überzeugt bin, daß darin meine ganze Glückseligkeit bestehe. Die süße Frucht der Rechtschaffenheit und Tugend ist Ruhe, und diese Ruhe ist gleichsam der Ballast, der mich im Gleichgewicht erhält, daß ich nicht strauchle noch falle. Noch niemals ist mir eine Noth zu schwer gewesen, wenn ich in mir selbst sicher gewesen bin. Ein gut Gewissen ist eine eherne Mauer, und das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit ist stärker als der Tod. Ich gestehe es, könnte ich nicht tugendhaft

seyn;

seyn; so würde ich vor der Stunde meiner Geburt erzittern; aber nun erfahre ich, was jener weise Mann von sich sagte: Mein Himmel ist in mir. Bin ich so, wie es meine Natur von mir verlangt, so gefalle ich auch dem großen Urheber derselben, und was fehlt mir alsdenn? Die gegenwärtige Welt ist sein, und die zukünftige hat er geschaffen. Niemals gerathe ich unter fremde Gewalt, ich lebe oder ich sterbe. Ist er mein Freund, so schadet mir kein Tod; und ist er mein erzürnter Richter; so errettet mich kein Tod aus seinen Händen. Die Welt hat nichts, das mir den geringsten Verlust meiner Unschuld vergüten, und nichts, das mich unglücklich machen könnte, wenn ich wirklich rechtschaffen und unschuldig bin.

Drittens: Ich hüte mich, keine einzige von den großen Wahrheiten zum Feinde zu haben, die in die Befriedigung meines Gewissens, und in die großen Hoffnungen der künftigen Welt einen Einfluß haben. Ich kann ohne Gott und Tugend nicht glückselig seyn, das ist meine stärkste Ueberzeugung, deren ich mir bewußt bin. Aber wann bin ich der Freundschaft meines Schöpfers völlig versichert? und wann ist meine Tugend so beschaffen, daß ich völlig damit zufrieden seyn könnte? Kurz, meine Natur ist auf diesem Wege zu ohnmächtig, mich zur Ruhe zu bringen, und jemehr sie sich bemüht, mich glückselig zu machen, jemehr verräth sie ihr Unvermögen. Nichts giebt mir einen so hinlänglichen Trost als die Religion. Glaube und Hoffnung sind meine einzige Zuflucht, wenn mir meine Natur gesteht, daß sie nicht weiter könne. Alsdenn wird mir das gegenwärtige Leben erträglich, der Tod süß, und die Aussicht in die zukünftige Welt schön. Ich will also glauben und hoffen; ich will mich bemühen, ein rechtschaffner Christ zu seyn.

Vier-

Viertens: Habe ich mich selbst zum Feinde; so will ich mich selbst bezwingen, und diesen Kampf in meinem ganzen Leben fortsetzen. Aber, wie bezwinge ich mich selbst? Werde ich stärker seyn, mich zu bestreiten, als mir selbst in diesem Kampfe zu widerstehen? Die Kraft, die ich mir entgegen setze, ist zugleich die, die ich bezwingen muß. O, wie traurig ist dieser Kampf! Meine Vernunft und meine Freyheit erliegen unter den Angriffen meines Temperaments, schon alsdann, wenn ich durch sie Schwermuth und Verwirrung bezwingen soll. Nichts hilft mir aus diesem Zustande, als ein höheres Principium ausser mir: Die Gnade des Schöpfers aller Dinge. Uebernatürliche Wahrheiten von übernatürlicher Kraft befreyen meine Seele von der Finsterniß, darinn meine Phantasie bisher unüberwindlich war; und der Trost des Himmels übertäubt alle peinliche Empfindungen meines unglücklichen Leibes. Ich verlasse mich nun auf den unsichtbaren Beystand meines Schöpfers, und traue es ihm zu, daß er, wenn alles in mir und ausser mir Nacht ist, wenn ich aus Ohnmacht strauchle, und sonderlich in der letzten Noth meiner Natur, mich nicht verlassen werde. Es kann mir ohne seinen Willen nichts geschehen, und was er zuläßt, kann mir nicht schädlich seyn.

* *

Der Einsame.

Drey und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 14 November 1766.

Wenn die Erziehung und der Fleiß der Kinder ihren Neigungen und Fähigkeiten gemäß eingerichtet würde, so würden viele zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft gemacht werden, die außerdem eine sehr schlechte Figur darinn machen. Die Vorsehung hat den Menschen verschiedne Genies und Fähigkeiten zu verschiednen Endzwecken gegeben, damit Alle nützliche Glieder an einer großen Kette werden möchten.

Richardson.

Es ist sonderbar, daß, da seit dem Anfange der Welt so viele Nationen daran gearbeitet haben, ihre Kinder zu unterrichten, man doch die rechte Art noch nicht kennet. Dieses kommt ohne Zweifel von der Verschiedenheit der Gemüther derjenigen her, welche unterrichtet werden, nicht weniger auch, daß man so schlecht die Kräfte des Verstandes der Kinder kennt. Denn, wenn man die Gabe hätte, die Gemüther zu unterscheiden, und ein jedes Kind in derjenigen Wissenschaft unterrichtete, zu welcher es von Natur geschickt ist, so würde man seinen Zweck ungleich besser erreichen. Dennoch aber muß man gestehen, daß, wenn man auch einen Verstand besässe, der scharfsinnig genug wäre, diesen Unterschied einzusehen; so würde man doch oft gezwungen werden, sich den natürlichen Neigungen der Kinder, wegen der einmal eingeführten Stände im Staate, zu widersetzen. Man muß sie oft in solchen Dingen unterrichten, welche ihrer Geburt anständig sind, ohne daß man darauf sehen kann, ob sie dazu von Natur fähig sind, oder nicht. Es trifft sich auch vielfältig, daß

derjenige, welcher dienen muß, zum befehlen geschickt ist, da hingegen ein andrer, welcher über andre herrschen will, kaum zum dienen, geschweige zum herrschen, Fähigkeit hat. Wenn die natürlichen Neigungen eines Kindes gerade auf das gerichtet sind, worin man es unterweisen will, so ist es gewiß, daß seine Unterweisung dadurch weit leichter wird, als diejenige, wo diese Neigungen derselben gerade entgegen sind. Wenn aber dieses leztere geschieht, so muß man darum die Sorge für seine Erziehung nicht fahren lassen; und wenn man die standesmäßigen Wissenschaften nicht nach dem Naturelle einrichten kann, so muß man suchen, das Naturell nach dem Stande zu bilden, und dieses kann durch eine geschickte Erziehung, welche viel über die Natur selbst vermag, gar wol geschehen. Denn sie erleuchtet nicht nur den Verstand, sondern sie bindet auch, was noch mehr ist, den Willen, und bringt ihn durch die Belohnung des Ruhms dahin, daß er das Gute liebet. Dieser Ruhm nun ist weit grösser, wenn diejenigen, welchen die Natur nicht so günstig gewesen ist, sich selbst übertreffen, und die Fehler, mit welchen sie gebohren worden, der Liebe zur Tugend aufgeopfert haben.

Es muß also keine natürliche Unvollkommenheit jemanden abhalten, daß er nicht mit aller möglichen Sorgfalt daran arbeiten sollte, den Verstand zu unterrichten, und die Sitten eines Kindes auszubilden, und das beste Mittel zu diesem Zwecke ist, daß man durch verschiedne Kunstgriffe die Fähigkeit des Kindes zu entdecken suche, und die Erkenntnisse, welche man ihm beybringen will, nach der Zeit einrichte, in welcher es dieselben annimmt. Die erste Kraft, welche man in der Seele eines Kindes bemerkt, ist das Gedächtniß; denn dieses bedarf eines heissen und feuchten Temperaments, von welchem alle Kinder zu seyn pflegen. Es muß aber erst eine Zeit vorbeygehen, ehe man dieser Kraft etwas anvertrauen darf,

weil

weil die Feuchtigkeit während der drey oder vier ersten Jahre des Lebens dermaßen stark in dem Gehirne der kleinen Kinder ist, daß man in dasselbe nichts eindrücken kann, welches nicht so gleich wieder verlösche. Es muß das Gehirn einen kleinen Grad der Trockenheit an sich haben, welcher ihm eine mittelmäßige Vestigkeit giebt, damit die Eindrücke, welche in demselben gemacht werden, darinn bleiben mögen. Dieses aber ist nicht bey allen Kindern gleich, welche nach Beschaffenheit ihres kalten, heissen, trocknen, oder feuchten Temperaments ein gutes oder ein schlechtes Gedächtniß haben.

Wie Töne sich leichter als Figuren dem Gedächtnisse einverleiben; so werden Figuren und Wörter, in dem Gedächtnisse, den Sachen vorgehen müssen. Denn ein kleines Kind ist eher fähig zu sprechen, als zu lesen, und hiernächst wird es lesen können, ehe es den Sinn dessen verstehen kann, was es lieset, oder ihm sonst vorgebracht wird. Da man nun sieht, wie diese Kraft allmählich stärker wird, so muß man sich auch hüten, ihm nichts als solche Dinge beyzubringen, welche es auch mit Nutzen empfangen kann. Wenn ein Kind zwey Jahr alt ist, so behält es die Worte, welche ihm in die Ohren fallen; daher ist es alsdenn Zeit, es sprechen zu lehren. Wenn es vier oder fünf Jahre erreicht hat, so ist es schon im Stande, sich von den Figuren der Buchstaben eine Vorstellung zu machen, und den Ton der Sylben zu behalten; daher ist es alsdenn Zeit es lesen zu lehren: und wenn es in sein sechstes oder siebendes Jahr tritt, so fängt sein obgleich schwacher Verstand an, hervor zu blicken, und man erkennet seine Neugierde an den vielen Fragen, welche es an diejenigen thut, die um ihn sind, welches beweiset, daß die Zeit, seinen Verstand zu bilden, nun gekommen sey. Bey keiner Sache in der Welt, muß man so auf die Umstände der Zeit sehen, als bey der Ausbildung der Kräfte der Seele, denn, wenn ein Vortheil einmal aus den Hän-

den gelassen ist, so kommt er nicht wieder. Wenn man versäumet hat, ein Kind vor seinem siebenden Jahre lesen zu lehren; so wird es demselben nachher zehnmal mehr Mühe kosten, es zu lernen, anstatt daß, wenn man sich dieser ersten Jahre zu bedienen weiß, es zwey oder drey gebräuchliche Sprachen, ohne daß es sein Gedächtniß schwächet, zugleich wird lernen können, und es wird sie alle so, wie seine Muttersprache, reden. Dieses Gedächtniß aber, welches so vortrefliche Dinge behält, die sich zu diesem Alter schicken, wird nicht Solche behalten können, welche für ein reiferes Alter gehören; denn was der Verstand nicht begreift, ist dem Gedächtnisse unerträglich schwer. Wenn man ein Kind zwingt, wie sehr öfters zu geschehen pflegt, Worte auswendig zu lernen, deren sich erwachsene Leute bedient haben, ihre erhabensten Gedanken auszudrücken, so werden sie zwar die Worte, nicht aber den Sinn der Worte behalten. Diejenigen, welche ihre Kinder so mit Auswendiglerneu quälen, die nemlich, die denselben ganze Gebetbücher und Catechismos, welche die tiefsten Geheimnisse der Religion enthalten, hersagen lassen, müssen selbst bekennen, daß ihre Kinder noch nicht fähig sind, den Sinn der Worte, welche sie ihnen gleichsam wie mit einem Grabstichel in das Gedächtniß eingraben, zu verstehen; aber sie hoffen, daß sie den Sinn davon werden einsehen lernen, wenn sie werden Verstand bekommen; allein was hilft ihnen also dieses? weil es gewiß ist, daß, sobald der Verstand fähig ist, ein Geheimniß der Religion, oder einige Lehrsätze aus der Sittenlehre oder Politic anzunehmen, oder zu verstehen, es sie gewiß im Gedächtnisse behalten wird, und zwar besser, als wenn man es mit einer Menge von fremden Ausdrücken, welche es nur schwächen angefüllet hätte; weil gemeiniglich diese Ausdrücke der Reinigkeit der Begriffe schaden; denn jedes Kind begreift Dinge, und drückt sich nach seiner Art aus. Sobald der Verstand fähig ist, einen

nen Glaubensartikel, oder eine Vorschrift der Moral zu begreifen; so prägt sich dieses dem Gedächtnisse leicht und zugleich sehr vest ein, weil man Sachen, welche man versteht, gemeiniglich sehr genau behält.

Die Seele besitzt nicht auf einmal alle ihre Vorzüge. In der Zeit, da das Gedächtniß sehr stark ist, ist der Verstand sehr schwach; und wenn der Verstand allmählich stärker wird, so nimmt das Gedächtniß ab, doch so, daß es durch das Abnehmen vortreflicher wird. Denn, wenn ein Kind noch fähig ist, alle Töne, die ihm in die Ohren fallen, genau zu behalten, ist sein Gedächtniß noch nicht der Schatzmeister des Verstandes. Dieser, welcher der edle Vorzug des Menschen ist, bleibt sehr viele Jahre gleichsam verscharret, bis das Alter und eine stärkere Nahrung das Gehirn etwas getrocknet hat. Sobald aber dieser Verstand an Stärke zugenommen, macht er sich das Gedächtniß so unterwürfig, daß dieses nichts mehr behalten kann, als was er demselben zu behalten aufträgt. Wenn man fragt, in welchem Alter man den Verstand eines Kindes zu unterrichten anfangen müsse; so antworte ich, daß man diese Zeit nicht so genau bestimmen könne, und daß sich dieses darnach richten muß, nachdem der Verstand sich früher oder später bey den Kindern zeiget. Die Zeit, in welcher man ihn unterrichten muß, ist alsdenn da, wenn er im Stande ist, sich Begriffe zu machen. Das Licht muß nach gerade darinn angezündet werden, nachdem man sieht, wie groß die Fähigkeit ist, es anzunehmen; und es ist niemals mit Nutzen angenommen worden, wenn es nicht einen Schein an denjenigen, der es hineinzubringen sucht, zurückschickt, welcher stark genug ist, daß dieser daraus ersehen kann, wie er damit umgehen muß. Wenn also derjenige, welcher ein Kind unterweiset, vernünftig ist, so wird er seine Unterweisungen so einzurichten wissen, daß das erste Licht, welches er in die Seele des Kindes bringt, dieselbe nicht

blende,

blende, sondern nur stärker mache, und erleuchte. Die lautere und einfältige Wahrheit ist unserm Verstande eben das, was ein Licht unsern Augen ist; sie dringt in denselben hinein, sie breitet sich darinn aus, und entfernt aus demselben die Finsterniß der Unwissenheit. Besonders ist das Licht der Offenbarung geschickt, alle Menschen, welche auf die Welt kommen, zu erleuchten, wie der Apostel Johannes es bemerkt, und es haben auch alle Kinder Neigungen, welche sie fähig machen, dieses Licht anzunehmen; denn sie sind leichtgläubig und zur Bewunderung geneigt; sie haben einen natürlichen Hang, ausserordentliche Dinge zu fürchten und zu verehren, und die guten zu lieben, besonders wenn diese Dinge sie selbst angehen, und sie den Nutzen davon haben sollen. Denn die Eigenliebe ist dem Menschen so natürlich, daß er gemeiniglich fast alle Dinge darnach mehr oder weniger liebt, nachdem er sich Gutes von ihnen verspricht. Da nun nichts grösseres, nichts furchtbareres u. zugleich nichts besseres in der Welt ist, als Gott, der Schöpfer und Wohlthäter der Menschen; so ist er auch der wahrhafte Gegenstand ihrer Furcht und ihrer Liebe. Die Furcht für demselben, und die Liebe gegen ihn, welche man den Kindern beybringen kann, ist zu ihrer Wohlfahrt hinlänglich. Diese göttliche Erkenntniß aber kann ihnen nicht durch Formuln von Wörtern beygebracht werden, denn das Gedächtniß braucht davon nicht erfüllet zu werden; sondern es sind die schuldigen Empfindungen der Kinder, welche man gegen Gott zu richten suchen muß, und die Zeit, zu diesem Endzwecke zu gelangen, ist alsdenn die beste, wenn die Empfindungen noch zart und sanft sind. Denn die Erkenntniß Gottes kann nicht anders Nutzen bringen, als wenn sie in dem Verstande und in dem Willen Eindrücke macht, welche stark genug sind, darinn Glauben an Gott, und Furcht und Liebe für denselben zu erwecken.

Was

Was ein Kind von sechs oder sieben Jahren von der Erkenntniß Gottes bekommen kann, ist hinreichend, ihn der Gnadenwohlthaten, welche nach dem Maaß der Gefässe ausgetheilet werden, theilhaftig zu machen. Diese Erkenntniß ist eine Milch des Verstandes für Kinder; für erwachsene Personen eine starke Speise, und ein Stärkungsmittel für das schwache Alter. Ein Kind von dem obenangeführten Alter weiß genug, wenn es nur weiß, daß Gott durch seine Macht die Welt erschaffen hat, daß er sie durch seine Weisheit regieret; daß dieser grosse Gott das Innerste der Herzen kennet; daß er der Richter aller unserer Handlungen ist; daß er die Bösen strafet, und die Guten belohnet; daß er will, daß man ihm diene, und ihn anrufe; daß er uns mit milder Hand nähret, die Sonne, uns zu leuchten, aufgehen läßt, der Erde die Kraft giebt, so viele Früchte hervorzubringen, womit sie uns erfreuet und uns bereichert. Es ist aber nicht genug, wenn man ein Kind nur blos lehret, was Gott, und was sein in der heiligen Schrift offenbarter Wille sey, sondern man muß den Kindern auch Gehorsam gegen diesen heiligen Willen beybringen. Man muß sie gewöhnen, beständig die Wahrheit zu reden, aus der Ursache, weil Gott sie höret, und die Lügner hasset; man muß sie gewöhnen, demüthig zu seyn, weil Gott den Stolzen widersteht; mitleidig gegen die Armen zu seyn, weil Gott diejenigen liebt, welche ihnen mit Freuden geben; gerecht, auch in den allergeringsten Dingen zu seyn, weil Gott gerecht ist, und befiehlt, daß seine Kinder ihm nachahmen sollen. Vornehmlich muß man den Kindern sagen, daß sie Gottes Kinder sind, damit die Furcht, die sie haben werden, ihn zu beleidigen, mit einer kindlichen Liebe und mit Vertrauen begleitet sey. Wenn man daran arbeitet, ein Kind wohl zu erziehen, so muß man es auch nicht daran fehlen lassen, in demselben einen guten Grund zu der wahren Religion zu legen, welche darinn besteht, zu

wis-

wissen, daß die Furcht Gottes und die Beobachtung seiner Gebote die einzige und wahre Glückseligkeit des Menschen ausmacht.

Ich will diesen kurzen Gedanken über den Unterricht der Kinder noch eine kleine Fabel beyfügen, die ich unter den mir eingesandten Papieren finde, aus welchen ich nächstens noch mehrere Stücke für meine Leser einzurücken das Vergnügen haben werde.

Die Mücke und die Biene.

Starr, halbtodt für Hunger,
Kam zu ämſ'gen Bienen
Eine Mück' und flehte:
Liebe, gnädge Bienen,
Gebt doch einer Mücke,
Einer armen Mücke,
Nur die kleinste Gabe!
Gebt mir Dach und Speise!
Dann, o milde Bienen,
Dann will ich auch dankbar
Eure lieben Jungen
Im Gesang und Hüpfen
Treulich unterweisen.
Ernster als ein Cato
Gab ein zwoter Nestor
Unterm Bienenvolke
Ihr zur Antwort:
Freundinn!
Unsrer aller Kinder
Kennen kein Gewerbe,
Als durch Fleiß und Arbeit
Unterhalt zu finden.
Alle sammlen Honig,
Wie wir Honig sammlen.
Doch, kunstvolle Mücke,
Dein Gesang, dein Hüpfen,
Das du andern lehrest,
Macht es sie so glücklich
Als du selbst geworden?

Der Einsame.

Vier und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 21 November 1766.

O wollte doch der Mensch des Menschen Schutzgott seyn:
So wär das meiste Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder schuff uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.
Wir trennen dieses Band, und bleiben fühllos stehen,
Und bauen unser Glück auf andrer Untergehen.
So lieblos macht der Mensch den Menschen unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen soll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht und Menschenliebe galten!

Gellert.

Es wird für meine Leser hoffentlich keine unangenehme Abwechselung seyn, wenn ich sie in dem heutigen und folgenden Blatte mit einer kleinen Peruanischen Geschichte unterhalte. Hier ist sie, ohne weitere Vorrede.

* * *

Noch lange zuvor, ehe die grausamen Waffen der Lusitaniberier den Theil der Erde bezwangen, welchen das große Licht des Tages beleuchtet, wenn wir Nacht haben, und das Siebengestirn, und den Syrius, und die Gluckhenne, und die Milchstraße, und den großen Heerwagen auf unserm Gesichtskreise entdecken, wohnte ein unzähliges Volk längst der großen See Titikaka.* Die Provinz hieß Parektampu,** oder der hellerleuchtete Ruheplatz. Es

*Mar del Zur. **Peru.

Es verehrte den grossen Pachakamack, den unsichtbaren Schöpfer des Himmels und der Erde. Dieser hat einen Sohn, Kamakinka, des Schöpfers Sohn; sonst auch Kamaktampu, oder des Schöpfers Licht genannt. Er hatte seinen Sitz in der Sonne, und ließ daselbst seine Herrlichkeit sehen. Darum verehrten sie ihn unter diesem leuchtenden Bilde, und fürchteten sich für ihn, weil er täglich einen Gang rund um die Welt vornimmt, den Wandel aller Dinge zu sehen und zu beleuchten.

Als sie noch sehr wild und ungezähmt waren, ließ er sich einst in menschlicher Gestalt zu ihnen hinunter, und machte aus thierischen Leuten Menschen. Er predigte ihnen die Gerechtigkeit, und lehrte sie, sich zusammen thun, und als irdische Brüder unter einander in Frieden leben und sich lieben. Er stellte die Menschenopfer ab, und befahl ihnen, dafür Ihn und seinen Vater, den grossen Pachakamack, im Herzen anzubeten. Er verbannte alle Grausamkeit, und alle Lieblosigkeit, und empfahl ihnen die Barmherzigkeit, gegen ihre Brüder und Fremdlinge.

Er sprach: "Ein jeder behalte das Seine, und lasse dem andern das Seine, und wer viel hat, gebe dem, der nichts hat, auf daß er auch in den Stand komme, das Seine zu behalten. Verehret nicht ferner nur die Kräuter und Pflanzen, welche eure Speise sind, noch Edelgesteine von unterschiedenen Farben, noch das Gold und Silber, das ihr aus den Gebürgen Potosi grabt, noch euren Eigenwillen, noch Löwen und Tieger, und wilde Schweine und Affen in menschlicher Gestalt; sondern verehret mich, damit ich euch, als reine Geschöpfe zu eurem Schöpfer, dem unsichtbaren Pachakamack, meinem Vater, bringen dürfe."

Er sagte ferner zu ihnen: "Ihr seyd insgesammt Geschöpfe des grossen Pachakamacks, und dieser hat mir über euch die Herrschaft übergeben. Darum sey keiner übermüthig gegen den andern; doch gehorchet, neben mir, auch denen, die ich über euch setze. Aber auch diese sollen über euch nicht anders, als mit Sanftmuth und Gerechtigkeit, herrschen; denn sie sind, eben so wol als ihr alle, auch nur Geschöpfe des unsichtbaren Pachakamacks, und wie ihr, auch nur meine leibeigenen Knechte. Und sie sollen ihre Ohren mehr durchbohren, und weiter geöffnet haben, als ihre Untergebenen, auf daß sie desto leichter die Klagen ihrer Untergebenen hören, und ihnen helfen mögen."

Dergleichen Dinge lehrte er sie, und sie nahmen es an, und bauten ihm einen Tempel, den sie den Sonnentempel hießen. Und darinn verehrten sie den grossen Gott Pachakamack, und seinen Sohn, das Licht des Schöpfers. Sie gehorchten auch seinen Worten, und lebten mit ihren Werken darnach, als Brüder, und als gleiche Geschöpfe, des unsichtbaren Schöpfers des Himmels und der Erde, und als Knechte seines sanftmüthigen Sohnes, und waren glückselig unter einander.

So ward ihnen ihr Vaterland zu einem wahrhaften Parecktampu, oder hellerleuchteten Ruheplatz. Sie wohnten unter einander, wie in einem Garten der Wollust, wo die Erde um die Wette alles Nothwendige und Angenehme hervorbrachte, und sie einander um die Wette den Genuß ihrer Früchte lieblich machten. Darum waren sie täglich in dem Tempel, und sangen dort der Sonne und ihrem unsichtbaren Vater Dank- und Jubellieder; und nach deren Endigung erfreuten sie sich in liebreicher Gesellschaft, theils freundschaftlich unter sich, mit feyertäglichen Belustigungen, theils verrichteten sie, mit gesammter Hand, ihre Arbeit, welche durch so

viele fleißige Hände, um ein merkliches erleichtert, und ihnen fast nur zu einem zeitvertreibenden Spiele ward.

In diesem erwünschten Leben brachte dieß Volk, bey dreyßig Menschenalter, ungestöhrt zu.

Allein indem es also, in tiefen Frieden, unbesorgt lebte, kam ein entferntes Volk aus Nordosten, welches zwar auch den Schöpfer des Himmels und der Erde verehrte, aber von Gold- und Ehrbegierde entbrannt, sich ein neues Reich suchte, und in grossen Castelen, auf der östlichen See Temistitan,* daher fuhr. Dieß Volk war ein sehr listiges und verschmitztes Volk. Es verstund sich mit den Geistern, und mußte von Quazaltralt, dem Gott der Luft, abstammen, denn es hatte den Donner von ihm abgelernt.

Es nahm die große Landschaft Tenachtitla** ein, welche denen zu Parektampu gegen Nordwesten liegt, und vertrieb von da, mit Erlaubniß des Tezkalibuka, (des Gottes der Vorsehung) ihren Vizilopuzli, welcher ein Gott des Krieges, der Grausamkeit und der Zwietracht ist. Es vertrieb ihn; doch nicht gar: denn er behielt noch sein Wesen dort. Dem ohngeachtet, um sich seines Schadens zu erholen, erhob er sich durch die Lüfte, und ließ sich auch, bey unserm Volke, zu Parektampu nieder.

Dieser Geist voll bösen Willens machte zuerst einen Eindruck auf die Ynkas. Er begeisterte sie, mit seinem Geiste des Uebermuths, der Grausamkeit, und der Verachtung, sonderlich gegen die Nachahmer der Tugenden des Lichts des Schöpfers. — Diesemnach fingen sie an die Sonne zu verwerfen. Ja sie verwarfen sogar den unsichtbaren grossen Pachakamack, und dachten in ihrem hohen Sinne, fast wie vor undenklichen Zeiten, die Enakakim, (Menschen, größtentheils zwölf bis fünf-

*Mar del Nord. **Mexiko.

fünfzehn Fuß hoch) lange vor der Erscheinung des Kamakinka gedacht hatten, da sie die Gebürge Andes auf die Cordelieren thürmten, und den Gott des Himmels herunter stürzen wollten; worauf sie der große Pachakamack (als er den Quazaltralt, den Gott des Donners und der Luft, hervorgerufen, in Feuer und Schloßen vergraben, noch unter die tiefe See Titikaka versenkt hat. — Sie verbannten Tezkalibuka, den Gott der Vorsehung, aus dem ganzen Reiche, und sprachen: "Wir sind selbst die Vorsehung. Aus dem Abgrunde unsrer eigenen Weisheit erhöhen wir uns. Des Schöpfers Sohn ist ein Gedicht, und Pachakamak achtet unsrer nicht. Er ist dazu entweder zu groß, oder es giebt gar keinen Pachakamack.

Auch fuhr Vizilopuzli in die Priester der Sonne. Er hat einen Lieblingsgeist, Vizaltraltt. Dieser steht ihm zu Gebote. Er ist ein Geist des Schwindels, der Gleißnerey und der Unverschämtheit; fast ein theatralischer Geist. Er ruhet gern auf Goldkasten, und hat eine Gefährtinn, welche die Rachbegierde heisset. Mit diesem Geist und ihrer Gesellinn kam er über sie, und füllte sie damit an, daß sie aufschwollen, und sich sehr bläheten. — Sie nannten sich selbst Diener der Sonne, und Knechte des großen Pachakamacks; allein sie dienten nunmehro schon eher sich selbst, und vergassen des Heils ihres Volkes, wenn sie sich nur von ihren Altären reichlich ernähren konnten.

Hiermit hatte Vizilopuzli schon viel auf das übrige Volk gewonnen. Die Beyspiele ihrer Ynkas reizten dasselbe nicht mehr zur Tugend. Die Lasterhaften wurden nicht mehr gestraft, und die Guten fanden keine Belohnung. — Wie von einem hellen Spiegel die Strahlen der Sonne zurückprallen, und in ihrem Glanze auch die dunklen Körper beleuchten; so prallten hier im Ge-

gentheile die Geister des Uebermuths und der Lieblosigkeit, von den Ynkas auf ihre Untergebenen zurück, und drangen auch in ihre folgsamen Gemüther.

So auch die Priester. Sie schrien beständig, wie man die Sonne ehren, den unsichtbaren Pachakamack fürchten, und die Tempel besuchen sollte; da man aber wußte, daß sie Pflichten von den Zuhörern foderten, die sie selbst nicht ausübten: so hatte es keine sonderliche Wirkung auf die große Schaar, welche sich doch eiferig an den Tempel hing. Die Bewohner des bevölkerten Parektampu fingen deswegen auch an zu zweifeln, ob jemals ein Kamakinka, der Sohn des unsichtbaren Pachakamacks, gewesen sey, und ob auch Pachakamack, die Muße habe, aus seinen hohen Himmeln auf ihr Parektampu zu achten. — "Würden die Priester, sprachen sie, welche solches am besten wissen, nicht selbst besser seyn, wenn sie die Erscheinung des Schöpfers-Sohnes nicht für eine Fabel hielten?" Darum fingen sie an, den Sohn sowol als seinen unsichtbaren Vater nur äusserlich zu verehren. Sie meinten, der Glaube an die Sonne und seinen Tempel sey genug, wenn er nur mit dem Munde bezeuget würde; weil doch die Priester nur darauf drüngen, und fast nichts wirkliches begehren dürften, da sie es selbst für sich bey dem äusserlichen Schein allein bewenden liessen.

Hiemit wich der Geist der Liebe und der Einigkeit von diesem Volke. Ihr Parektampu, das ist, ihr hellerleuchteter Ruheplatz, ward ihnen zu einem Vizilotampu, das ist, zu einem düstern Platze der Unruhe, der Grausamkeit, der Zwietracht und der Lieblosigkeit.

Nunmehro vergaß ein jeder seines Mitbruders, und dachte nur auf sich. Einigen unter ihnen bließ der Vizilopuzli einen übermäßigen Geist des Ehrgeizes ein. Dieser ihr Tichten und Trachten war nur darauf gerichtet,

ten, über andere zu herrschen, und sie alsdenn zu drücken, wo sie sie beherrschen konnten. Andre machte er laß und träge, und diese beneideten alsdenn die andern alle, und klagten den Tezkalibuka, den Gott der Vorsehung, an, daß er sie nicht besser bedacht hätte. — Andre brennten von Habgierigkeit, und bearbeiteten sich Tag und Nacht, ihr Eigenthum zu vermehren. — So dachte ein jeder nur für sich, keiner für den andern. Ja ein jeder war dermaßen für sich allein, daß er auch wider einen jeden andern war, wo er nur seiner Neigung nachleben, und sich wohl thun konnte.

In dieser Eigenliebe erwarben sie sich von dem, was nach ihrem Geschmack war, so viel sie nur konnten. — Einige erwarben sich 10, andere 100, andere 1000; andere 10000 und mehr Schaafe, und so viel Land, daß sie dieselben ernähren konnten. Ein jeder hätte gern 100000 auf seine Weide führen, und durch List und Gewalt sich so viel Land erobern mögen, daß er sie auch darauf erhalten können, und einigen gelung es. Hierdurch geschah es, daß viele tausend dagegen nicht ein einziges Schaaf vermochten, und auch nicht so viel Land hatten, ein einziges zu ernähren. Denn die Provinz trug wol einem jeden genug, für seine bescheidne Erhaltung, im geringsten aber nicht 100, 1000 oder noch mehr auf einen Kopf. — Hieraus erwuchsen Feindschaft und Zwietracht, Verachtung und Neid, Schwelgerey und Hunger, Ueppigkeit und Armuth, Uebermacht und Knechtschaft, Frohlocken und Aechzen, Dränger und Gedrängte, und andere Verwirrungen, welche einestheils der Ueberfluß, anderntheils der Mangel zeugen. Einige liessen sich von zehn Sclaven tragen, ob sie gleich sehr gut gehen konnten; andre, welche verlähmet waren, fanden kaum einen andern Krüppel, der sie aufhalf, wenn sie etwan gefallen

fallen waren. Allein auch diese waren meistens, aus eigenem Verschulden, Krüppel und Lahme. — Und da einige sich, mit allerley Gattungen von Fischen, aus der grossen See Titikaka, und mit dem feinsten Gewilde, aus den entlegensten Gebürgen um Cusco, und mit den rarsten Pflanzen aus dem Lande Quito sättigten, hatten andre kaum einen Reißkuchen, womit sie sich laben konnten. Aber auch diesen Reißkuchen, ohne Betrug, sich zu erwerben, dazu waren sie zu verkehrt.

Die Mächtigen trugen auf ihren Häuptern Kronen, von zwanzig bis dreyßig Federn. Eine jede sollte eine ihrer grossen Thaten anzeigen, warum sie mächtig wären, da sie doch Zeitlebens kaum eine einzige verrichtet hatten. Die Geringeren beklagten sich darüber, und wurden auch lüstern nach solchen Kronen, ob sie gleich dieselben, durch tausend Unthaten, weit eher verwürkt, als verdienet hätten.

Die Grossen liessen sich die Ohren durchbohren, und henkten gleichglänzende, und gleichgewichtige Ohrringe an dieselben, beydes ihre Gerechtigkeit anzudeuten, und als ein Zeichen ihres feinen Gehöres bey den Klagen der Niedrigen. Allein der Dummste konnte merken, daß dieses nur äußerliche Scheinzeichen wären; darum beklagten sich die Niedrigen darüber, welche etwan nur 100 oder 1000 Schafe auf der Weide hatten. Doch auch diese hatten Unrecht; denn sie waren auch unter sich vollends taub, und wo einer aus ihnen nur ein einziges Schaaf mehr als der andre auf der Weide hatte; so suchte er ihm auch dieß mit Ungerechtigkeit zu entziehen.

(Künftig den Beschluß)

Der Einsame.

Fünf und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 28 November 1766.

Der schönste Lohn der Tugend, der Antheil der Unschuld, war der Besitz des Höchsten Gutes, die Freundschaft der Gottheit, und die Empfindung der Gleichheit mit diesem allerhöchsten Wesen, das nichts als Liebe und Weisheit ist. Dieses Gut, das den Menschen über den Menschen selbst erhebet, hat er mit der Unschuld und mit der Tugend zugleich verlohren, und sich dadurch in ein Elend gestürzet, das desto grösser wird, je weniger er es empfindet. Die Entfernung von Gott ist der unseligste Zustand, darinn sich ein Sterblicher befinden kann.

Yselin.

Ich habe meinen Lesern heute den Beschluß der Peruanischen Geschichte versprochen. Ich werde demnach damit sogleich den Anfang machen, ohne mich gegenwärtig über die mannigfaltigen Mißdeutungen zu äussern, womit man dieselbe, hin und wieder, zu belegen beliebt hat.

* * *

Auf diese Weise erhielt Vizilopuzli den Geist der Eigenheit und der Lieblosigkeit unter diesem Volke, daß es keine brüderliche Liebe mehr kannte. — Hieraus entstunden immer mehr Feindschaften, Ungerechtigkeiten, Drängungen, Räubereyen, Falschheiten, verstellte Freundschaften, heimliche Unterdrückungen, Verrätheryen, langsame Todschläge, und andre Unordnungen und Uebel, wodurch dieß Volk sich selbst unglückselig machte.

Insonderheit aber äusserte sich nach und nach, eine durchgängige Hintansetzung des Dienstes des grossen Pachakamacks, welchen sie fast für ein Nichts achteten, ob sie gleich seinen Tempel fleißig besuchten. Denn dieß war nur für den Schein, und sie behielten diesen äusserlichen Dienst gerne bey. Er war ihnen leicht auszuüben. Ungleich leichter, als den Geboten des Kamakinkas, seines Sohnes, nachzuleben, nach welchen sie ihren Lüsten hätten Gewalt anthun, ihrem Stolze und ihrer Habgierigkeit absagen, sich unter die Leitung Tezkalibuka, des Gottes der Vorsehung, schmiegen, und als gleiche irdische Brüder, und als Geschöpfe, und allzumal leibeigne Knechte des unsichtbaren Pachakamacks, ohne Gewaltthätigkeit und ohne Betrug, unter einander friedlich hätten leben müssen.

Dieß wäre ihnen, von den Ynkas an, bis auf die Priester, und von den Priestern, bis auf den geringsten Bewohner, des grossen Landes Paketkampu, meistens ungelegen gewesen.

Die Unordnung ward endlich sehr groß, und fast allgemein unter diesem Volke. Und ihre Lieblosigkeit schrie gen Himmel, und ertönte vor dem Throne Pachakamacks, des Schöpfers der ganzen Welt. — Und Kamakinka, weinte vor dem Vater, über die Bosheit dieses Volkes, und über seine ehemalige, (nun fruchtlose) Herunterlassung in menschlicher Gestalt zu diesem Volke. Und er bat für sie, und sprach: "Vater, erleuchte sie mit deinem Geiste der Weisheit, denn sie sind vollends blind, und wahnsinnig geworden."

Und es erbarmte den grossen Pachakamack dieses unzähligen Volkes. Er sprach:" Es soll nicht so fast

I. ver-

verlohren gehen. Ich will ihm zeigen, daß ich noch lebe, und daß ich seiner achte. Ich habe ihnen die Vernunft gegeben. Ich will sehen, ob sie dieselbe nicht endlich gebrauchen werden. Ich zwinge niemand zu meinem Dienste. Allein, wo es jemand nicht thut, so soll er endlich innen werden, daß er unglückselig ist, weil ers nicht thut. Ich will ihm Beyspiele zeigen. Doch nur wenige werden sich auch an diese kehren. Allein zuletzt werden sie es so arg machen, daß sie werden überdrüßig werden, sich von mir abzukehren, und alsdenn werden sie mich wieder suchen. Also habe ich es beschlossen; denn es jammert mich dieses große Volk, immer in dem Unglücke zu sehen. Sie sollen mir einst alle dienen."

Also sprach der unsichtbare Pachakamack, zu seinem Sohne.

Dann rief er Quazaltralt, dem Gott des Donners, und der Luft, und der Winde, und sprach: "Das Feuer, womit du sonst donnerst, bleibe eine Weile in dem Eingeweide der Erde, und entzünde sich in den Höhlen der Abgründe, unter der großen See Titikaka, und dringe mit Gewalt heraus; und errege alle vier Winde, damit sie zusammenstossen, und die Wasser aufschwellen, und und ihre Fläche zu tobenden Gebürgen werde. Und diese Wassergebürge dringen mit Gewalt auf den Hauptsitz* wo Vizilopuzli in meinem Tempel seinen Dienst auch aufgerichtet hat. Und die Stadt versinke grossen Theils noch unter ihre Grundsteine. Und die Veste** wo sie ihre schwimmenden Castele vor dir sichern, werde zu ei-

*Lima, die Spanische Hauptstadt in Peru.

**Callao, der Hafen zu Lima, so vor etlichen Jahren versunken ist.

nem Raube der wüthenden Fluthen, und die Steine ihrer Dämme zerstreuen sich, durch die große See Titikaka.

Er sprachs. Der Gott gehorchte. Und nun lag die reiche Stadt. Und ihr stolzer Castelbehälter* zerriß. Und ihre unsäglichen Schätze wurden verschwemmet. Vizilopuzli und seine Anhänger beweinten meistens das Gold. Und das Gerücht dieser Verwüstung lief durch das grosse Land Parektampu. Und die Einwohner erzitterten, und die härtesten Herzen bebten.

Einige sprachen: "Pachakamack ist erzürnt, und kommt mit seinen Strafen. Darum stürzte er die gottlose Stadt. Wir müssen Fasttage halten, und seinen Tempel fleißiger besuchen, und ihn versöhnen." Indessen liefen sie Schaarenweise in den Tempel. Allein, sie fuhren dennoch in ihrem Stolze, und in ihrer Lieblosigkeit und in ihrer Eigenheit fort, und lebten fort, als gehäßige Stiefbrüder unter einander, in allen Ungerechtigkeiten, und nicht im Wohlwollen, und nicht als gleiche Geschöpfe des unsichtbaren Pachakamacks.

Andre sprachen: "Dieß sind einfältige Thoren, die sich fürchten. Es geht natürlich zu, wann ein Seeplatz versinkt. Unterirdische Winde machen die grosse See rege. Einige Schwefelfeuer entzünden sich in dem Abgrunde. Darum zerfiel der grosse Sitz. Pachakamack weiß nichts davon." So spotteten sie über das Fasten der andern, und fuhren übrigens fort, nach ihres Herzens Willkühr zu leben; und thaten, als wenn sie selbst die Vorsehung wären, und das Maaß zur Welt gegeben hätten, und als wenn kein Pachakamack wäre

*Das ersterwähnte Lima und sein Port.

wäre, und als wenn sie nur von ohngefehr so weise geworden wären.

Andre sprachen: "Die Welt ist zu schön, und das Gestirn zu prächtig, und sein Lauf zu ordentlich, und die Geschöpfe auf unserm Parektampu, sind zu verschieden, und alles, was lebt und nicht lebt, ist zu künstlich gemacht, und unser eigner Geist ist zu fein, daß dieß alles, ohne einen überaus weisen Pachakamack hätte also werden können. Darum muß ein unsichtbarer Pachakamack seyn, und dieser muß wissen, was unter uns geschieht, und er muß nothwendig zu groß seyn, daß ers nicht wissen müßte, und es kann unter uns nichts ohne Ursache geschehen. — So ist denn auch diese grosse Stadt nicht ohne Ursache zerfallen. — Allein wir sind eben so gottlos, als sie war, und uns hat er nicht versenket. Darum war es entweder keine Strafe, oder wir sollen es nicht dafür ausgeben. Eine Warnung mögen wir daraus nehmen, und unsre Sicherheit von uns thun, und unsre Brüder lieben, und den grossen Pachakamack auch im Herzen verehren, auf daß, so er uns auch versenken wollte, und wir dieses irdische Parektampu auch unversehens verlassen müßten, uns sein Sohn Kamakinka, als reine Bewohner unsers hellerleuchteten Ruheplatzes, vor seinen Vater, den unsichtbaren Pachakamack bringen möge. — So müssen wir denn zwar fasten; aber nicht nur äusserlich. Wir müssen den Sonnentempel besuchen; aber nur um zu leben, wie uns Kamakinka (als er sich in menschlicher Gestalt zu uns herunter ließ) vorgeschrieben hat. Sonst spotten wir nur des Pachakamacks und seines Sohnes.

Also sprachen diese, und trachteten, diesen Reden nach-

zuleben, und erwarteten gelassen, den Willen Pachakamacks, und was er auch über sie beschlossen hätte.

Allein die Rede dieser gefiel den Meisten nicht. Sie hielten sich nur an den äusserlichen Tempel der Sonne und an sein Gepränge. — Ihre Gewohnheiten abzuthun, fiel ihnen zu hart. Ihr Herz war ihnen zu lieb, seine Neigungen zu ändern. — Sie wollten zwar dem lieben Pachakamack dienen, aber mit Vorbehalt ihrer noch liebern Leidenschaften. — Sie verliessen sich auf die Sanftmuth seines Sohnes. Kamakinka wird es schon bey dem Vater für uns machen, sprachen sie. — Darum riefen sie einen äusserlichen Fasttag aus. Ein grosses Gepränge. Einen Danktag, daß sie nicht auch versenkt worden. Ein Bezahlungsopfer dem grossen Pachakamack, damit er sie nicht auch versenke.

Der Tag kam. Da liefen sie alle in den Sonnentempel. Bey viel tausend liefen hinein. Bey Millionen lagerten sich auf dem Felde, wo sie ihn nur von ferne sehen konnten, denn er mochte sie nicht alle fassen. — Wer hinzukommen konnte, küßte die Schwellen der Pforten. — Sie wälzten sich im Staube. — Sie assen und tranken nichts, auch nicht das Geringste, fast vier und zwanzig Stunden lang. Sie beteten dreymal drey sehr lange Gebete ab. — Sie opferten goldene und silberne Bleche, und kostbare Muscheln. Sie verschworen den Stolz, und die Lieblosigkeit für vier und zwanzig und eine Stunde. — Sie lagen auf den Knien. Alles schlug auf seine Brust. Sie ritzten, und geisselten sich, und thaten sich weh, und casteieten ihre Leiber, bey acht Stunden lang, und schrien: "O sanftmüthiger Kamakinka! Du Schöpfers Sohn! und sein Licht, unser Heil! Vertritt uns bey deinem Vater, auf daß er uns nicht

auch

auch versenke, und liebe uns, an deiner Statt. Sey du heilig, an unsrer Statt.

Die Priester vergassen, aus Eifer für die Besserung des Volkes, ihrer selbst, und schrien auch zu dem unsichtbaren Pachakamack, und bestraften das Volk, und ihre Ynkas. Diese Männer Gottes rückten ihnen allerseits ihre Bosheit vor, und die Verachtung Pachakamacks. — Und die Zuhörer hörten es mit Ehrfurcht an, und lobten diese schönen Reden, und wußten sich selbst grossen Dank, sie angehört zu haben, und waren nun mit sich selbst zufrieden, wofern sie nur nicht auch versenkt würden, und Pachakamack nun auch mit ihnen zufrieden wäre, ohne ihres Herzens Neigungen ändern zu dürfen.

Also feierten sie, fast denselben ganzen Tag, mit dem größten Eifer.

Nur etliche wenige nahmen sich vor, den unsichtbaren Pachakamack, in ihrem Herzen inskünftige besser zu verehren, und ohne Stolz und Uebermuth, und ohne Gewaltthätigkeit und ohne Betrug, als gleiche Geschöpfe des Schöpfers der Welt, liebreich mit einander zu leben; damit, (wann sie dieß irdische Parektampu etwan auch unversehens verlassen müßten) Kamakinka, des Schöpfers Sohn, sie, als reine Bewohner ihres hellerleuchteten Ruheplatzes, vor seinen Vater Pachakamack bringen mögte.

Die Meisten aber gedachten nicht daran. Wie etwan ein loses Kind, wenn der Vater bereits die Ruthe wider dasselbe aufgehoben hat, ihm dareinfällt, und den lieben Vater, auf den Knien, flehentlich bittet, es nur diesesmal noch zu verschonen; allein, sobald es die Gefahr der Ruthe

Ruthe nicht mehr sieht, in seiner Bosheit aufs neue wiederum fortfährt: also fasttete der größte Theil, dießmal, vor dem grossen Pachakamack, nur damit sie nicht auch versenket, und dadurch verhindert würden, nach ihrer Weise fortzuleben.

Der grosse Pachakamack sah dieß leben, und sein Sohn Kamakinka auch. Und der Sohn sprach. "Mein Reich ist nicht mehr von dieser Welt: Allein, Vater, du hast noch mehr Welten. Verkürze die Zeit, auf daß sie mir desto eher alle dienen." Und der langmüthige, unsichtbare Pachakamack sprach: "Sohn, wie durch ein Sieb habe ich sie gesiebt. Alles fällt nicht durch; doch hier und dort etwas. Die Welten folgen sich, durch alle unsre Ewigkeiten. Ich schwurs im Anfange dieser Zeit, daß ich Parektampu hinfort nicht mehr verfluchen werde um ihrer Einwohner willen; denn das Tichten ihres Herzens ist böse von Jugend auf. Doch von Zeit zu Zeit sollen sie merken, daß der unsichtbare Pachakamack lebt, und sie sollen inne werden, daß sie von mir abhangen. Ehe ein Menschenalter vorbeygeht, werde ich gegen Nordosten, auf Parektampu fallen. Selig sind die wenigen, welche sich daran kehren werden. Die andern will ich alsdenn wieder heimsuchen, und denn wiederum die übrigen, und so fort, bis diese Welt aufhöret. Und also durch alle Ewigkeiten, bis sie alle unter dein Reich gesammelt sind.

D. H. P.

Der Einsame.

Sechs und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 5 December 1766.

— — Schimpft Ehrbegier die Seele eines Weisen?
Wie heißt der edle Trieb, der seine Lampe nährt,
Ihn Nacht und Wahn zerstreun, und Wahrheit finden lehrt?
Die Lampe hat umsonst um Mitternacht gebrennet,
Wenn ihn die Zeit vergißt, wenn ihn kein Enkel nennet.
Umsonst hat er für sich die Nebel aufgehellt;
Wer keinen Ruhm verlangt, der diente nie der Welt!
Doch ewig sey der Mann, unsterblich sey sein Namen,
Der einem Menschenfreund bemüht war nachzuahmen,
Der für die Welt gelebt, der seiner Nächte Ruh
Der Wahrheit opferte. Dusch.

Ist wol ein wenig Ruhm der Mühe wehrt, daß sich die Gelehrten darum bewerben? Was hat er für einen Nutzen? Ist ein Gelehrter, der berühmt geworden, deswegen glücklicher? Ersetzt ihm dieses bißchen Ehre nur einen Theil seiner Bemühungen, die er deswegen angewendet hat? Worauf gründet sie sich? Auf die Meynung; das heißt, auf das Eitelste, Ungewisseste, und Wunderlichste.

Wie viel Arbeit und Mühe kostet es nicht, sich einen grossen Namen zu machen! Wie viel Unruhe und Sorgfalt, ihn zu erhalten! Wie wenig, ihn zu verdunkeln!

Ist ein Gelehrter, oder ein witziger Geist endlich auf die höchste Stuffe der Herrlichkeit, wohin ein Mensch nur immer kommen kann, gelanget; hat er über seine Misgünstigen gesieget; sieht er seine Mitbuhler zu seinen Füßen; ist er dem größten Theil Europens bekannt; hat er die Zufriedenheit, seine Werke in mancherley Sprachen übersetzt zu sehen, und sich selbst nicht mehr zu kennen; hat er den herrlichen Vortheil, ein Mitglied von allen berühmten Academien zu seyn; ist sogar ein Streit unter ihnen entstanden, welche ihn zum Beysitzer haben soll; hat ihn ein prächtiger Kupferstich gleichsam vergöttert;

hat er das Vergnügen, sich an allen Ecken einer grossen Stadt, im Vorbeygehen, auf allen Brücken, Plätzen, in allen Raritätencabinettern und Bilderläden mit seinem Namen, Alter, Vaterland, Geschicklichkeit und Eigenschaften zu finden, und alles dieses mit einem Madrigale zu seiner Ehre erhoben zu sehen, welches von einem seiner guten Freunde, und bisweilen von ihm selbst, damit nichts vergessen werde, verfertiget ist: Was bleibt ihm noch zu thun übrig? Wird er nicht endlich von seiner gelehrten Arbeit ausruhen? Wird er endlich, nachdem er für andre so gelehrt gedacht, für sich selbst zu leben und zu denken anfangen? — Was er von Jugend auf gethan hat, wird er bis in sein hohes Alter thun; der Tod wird ihn mit der Feder in der Hand antreffen, und ihm nicht so viel Zeit lassen, (denn er würde ewig nicht aufhören) die Periode, die Zeile, die er angefangen hat, zu endigen.

Er hat viel Lärmen in der Welt gemacht; er wird ganz stille aus derselben hinausfahren, und fast ohne daß es jemand gewahr wird. Er ist todt, werden einige sagen. Wie ist er todt? Es war Zeit, werden andre sagen: Es war der Mann nicht mehr! Zum Glück hat man das von ihm, was man am besten von ihm hoffen konnte. Bald wird nicht mehr die Rede von ihm seyn. Es sind schon andre, die seinen Platz eingenommen haben. Man ist schon bemüht ihn zu vergessen.

Er ist hin! wird eine kleine Anzahl von klugen Leuten sagen. Er hat gedacht, er hat geschrieben; aber hat er auch gelebt? Heißt das leben, wenn man sich stets mit etwas anderm, als mit sich selbst, beschäftiget? Heißt das leben, wenn man stets beunruhiget ist, entweder aus Furcht, in seinem Vorhaben nicht glücklich zu seyn, oder aus Verdruß, wenn etwas übel gelungen, oder aus unmäßiger Freude über einen glücklichen Erfolg, oder aus Eifersucht über seine Nebenbuhler, oder aus Unwillen über neidische und boshafte Kunstrichter?

Wo ist wol ein Schriftsteller der mit den Letztern nichts zu thun habe? Wird er ihnen antworten? Was

für eine verdrießliche Arbeit! Er wird seine ganze Zeit mit Zanken zubringen. Einen Band von seinen Werken zu vertheidigen, wird er zween andre schreiben müssen; und nachdem er sich recht ermüdet hat, wird er eben nicht weiter gekommen seyn, als er vorher war: Gleich jenem Reisenden, der von seinem Wege abwich, und allezeit wieder zurück kam, um die Heuschrecken stille zu machen, die ihn durch ihr Zwitschern betäubten. Wird er diese falschen Kunstrichter verachten; so wird man ihn für geschlagen halten; so wird er sein Ansehen verliehren; das Publicum will, daß man antworte; es hegt keine gute Meynung von denen, die sich beissen lassen, ohne sich herum zu drehen, und ihren Gegnern einen Fang zu versetzen. Es glaubt, daß sie unrecht haben, und daß sie es selbst einsehen. Niemals wird es ihr Stillschweigen der Mäßigung oder der Verachtung zuschreiben.

Wird man sich wol überreden können, daß es so wahrwitzige Leute giebt, die in allem Ernst und vorsetzlicher Weise arbeiten sollten, sich unsterblich zu machen; erst durch die Werke, die sie bey ihren Lebzeiten herausgeben, und hiernächst durch andere, die nach ihrem Absterben mit dem Titel Opera posthuma ans Licht treten? Kann man ohne Thorheit denken, daß wir in der andern Welt vergnügt seyn werden, daß wir in dieser Verse gemacht haben, die, als wir darinn lebten, unbekannt oder verachtet waren, und alsdenn, wenn wir nicht mehr sind, von allen, und sogar von den Kindern, so schön befunden werden, daß sie ein jeder auswendig lernt? Wird die Empfindung, welche uns alsdann übrig bleibt, sich bey solchen Kleinigkeiten verweilen? Wollen die Menschen über Sachen, die sie nicht kennen, allezeit nach denen urtheilen, die sie kennen und sehen? Wenn sie solchen Dingen ein wenig nachdächten, würden sie ihren Irrthum fahren lassen.

Wie sehen wir die Spiele unsrer Kindheit in dem vernünftigen Alter an? Was für ein Urtheil fällen wir von den Lustbarkeiten unsrer Jugend in einem ziemlichen Alter? Wie kommen uns die Gegenstände vor, die uns sonst

so wichtig schienen? Kaum können wir glauben, daß wir so blind gewesen, ihnen das Ehrbare oder Nützliche aufzuopfern. Kaum können wir begreifen, daß wir so schwach gewesen, und uns damit beschäftiget haben? Bisweilen kommen wir wieder zu uns selbst, wie das Erwachen auf einen Traum folgt; wie aus einer heftigen Bewegung, auf welche die Stille folgt; wir lachen, oder wir haben mit närrischen Gedanken, die uns während der Hitze des Fiebers den Kopf ermüdeten, Mitleiden.

Demnach wissen wir schon, wenn wir dieses Leben mit jenem vergleichen, was wir etwa von den wichtigsten Dingen dieser Welt in jener denken werden.

Wenn uns das Andenken derjenigen Sachen, die wir hier gethan haben, in jener noch einiges Vergnügen erweckt, so wird es wenigstens nur von solchen geschehen, die der Vernunft gemäß gewesen sind. Es scheint nicht, daß wir uns alsdenn mit schönen Versen, rednerischen Stücken, und mit witzigen und lustigen Histörchen beschäftigen werden. Die Zeit von allem diesen wird hiernächst vorbey seyn; die Regierung der Vernunft und der Weisheit wird ihren Anfang nehmen.

Die Unwissenheit hier unten macht den Preis des Wissens aus; alsdann aber werden keine Unwissende mehr seyn. Der erhabne und witzige Geist und der Einfältige werden einander gleich seyn. Es werden auch keine Gelehrte mehr seyn, weil wir es alle seyn werden. Das Leben, das wir auf der Welt geführet haben, so weise es auch gewesen seyn mag, wird uns alsdenn, in Ansehung jenes Lebens, wie ein Kinderspiel vorkommen.

Die Helden und Gelehrten sind nicht sehr aufrichtig, wenn sie versichern, daß sie sich nur für das Zukünftige bemühen. Sie haben ihre Absicht auf das Gegenwärtige allein gerichtet, oder wenigstens auf das Zukünftige, das sich nicht weiter, als bis in ihr Grab, wie etwan diejenigen, die bauen lassen, erstreckt.

Glaubt man, zum Exempel, daß Centronius, der den größten Theil seiner Lebenszeit mit Aufführung eines

prächtigen u. so vesten Denkmaals zubrachte, daß es scheint, als habe es nur den Untergang der Welt zu befürchten; glaubt man wol, sage ich, daß er nur auf den Dank sieht, den ihm unsre Nachkömmlinge dafür wissen werden? Er genießt schon lange die herrlichen Vortheile, die ihm die Nachwelt aufbehält. Er hat niemals die Augen auf seine Gebäude geworfen, ohne bey sich selbst über die Größe seines Unternehmens und seines Geistes zu frohlocken. Wie viel Leute haben auf solche Art mit ihm davon gesprochen, und weislich gehandelt! Glaubt man endlich aber, daß ihn dasjenige am meisten rührt, was man in tausend Jahren, oder was man itzt davon sagt?

Die Helden und Gelehrten werden von ohngefehr unsterblich. Als die Griechen Alexandern zu ihrem Feldherrn erwählet hatten, so war er anfangs nur darauf bedacht, den vom Philippus angefangenen Krieg wider die Perser fortzusetzen. Die Verachtung des Darius hat seine kriegerische Hitze entflammt, und weiter getrieben, als er sich nicht zu hoffen unterstanden hätte. Vielleicht ist es die Unvorsichtigkeit des Darius, die aus dem Alexander einen Eroberer und einen Held gemacht hat.

Es ist der unersättliche Ehrgeiz des Pompejus, der die Ehrbegierde des Cäsars aufgebracht hat. Die Eroberung der Welt und Roms selbst ist nur eine Folge von seinen Zwistigkeiten mit seinem hochmüthigen Mitbuhler gewesen. Nichts von alle dem war ihm jemals in den Sinn gekommen. Nun ist es gewiß, daß ohne den Cäsar und sein erjagtes Recht Lucan nie an die Pharsalia würde gedacht haben.

Wäre die Gemahlinn des Menelaus keusch gewesen; so würden die Griechischen Prinzen, allem Ansehen nach, zu Hause geblieben seyn, weil es ohne dem viel Mühe kostete, sie zum Feldzuge zu bewegen. Folglich kennten wir weder den Achill, den Ajax und den Hector, noch den Ulysses und den Menelaus selbst, als den ersten, wie auch den dummsten von den Schauspielern dieses Trauerspiels, welches diesen Namen nur durch seine Auflösung, die für die armen Trojaner so traurig ablief, verdienet. Ohne diese Unordnung in des Menelaus Hauswesen hätte Homer weder die Ilias noch die Odyssee

gemacht, und wir würden ihn eben nicht besser kennen, als seine Götter, Göttinnen und Helden.

Ueberdieses hätte Virgil den Aeneas nie nach Italien geführet. Dido wäre nicht verunehret; er hätte den König Latinus im Frieden gelassen. Seine Gemahlinn hätte sich nicht erhenkt, und sein künftiger Schwiegersohn Turnus hätte das Leben und seine Braut nicht verlohren. Haben wol alle verbuhlten Schönen zusammen so viel Lärmen gemacht, und so viel Unglück gestiftet, als die schöne Helena allein?

Es sind demnach öfters die allernichtswürdigsten Ursachen, die die Helden und Gelehrten zur Unsterblichkeit führen, ohne daß sie ihrer Seits darauf wären bedacht gewesen. Es ergeben sich Anfangs sowol die einen als die andern gewissen Leidenschaften, oder einem Triebe, den die Umstände ausführen. Der Ehrgeiz ist es, die Rache, die Mißgunst, oder der Eigennutz. Sie gehen immer weiter. Sie erstaunen selbst, daß sie sich so weit befinden. Sie entdecken den Tempel der Unsterblichkeit. Sie nähern sich ihm und treten hinein, wie Christoph Columbus die neue Welt entdeckt und hinein gekommen ist.

Horaz und Virgil dachten vielmehr, sich gegen den Mäcen dankbar zu bezeigen, und sich in der guten Meynung zu erhalten, die er dem August von ihrer Geschicklichkeit beygebracht hatte; Ovid und Tibull dachten weit eher ihren Schönen und den galanten Leuten ihres Jahrhunderts zu gefallen, als sie ihre Liebesbegebenheiten beschrieben, als sich unsterblich zu machen. Sie haben die Unsterblichkeit auf ihrem Wege angetroffen, und nicht abgewiesen.

Cicero mag von dem Zukünftigen in seinen Schriften reden wie er will. Man sieht an seinem Betragen, daß die Unsterblichkeit seine letzte Zuflucht war, und daß er gern gesehen hätte, daß man seine Person mehr verehren, und seine Geschicklichkeit schätzen möchte, als er schrieb, daß das Zukünftige sein einziger Trost sey, und daß er das Gegenwärtige nur verachte.

Die Neuen denken eben nicht mehr auf das Zukünftige, als die Alten, und kommen auch nur von ohngefehr in den Tempel des Gedächtnisses.

Ein junger Mensch, der seine Studien zu Ende gebracht hat, ergreift, ohne recht zu wissen warum, die Feder. Er zeigt anfänglich einige Gedanken seinen guten Freunden. Wenn sie ihm Beyfall geben; so arbeitet er gleich fort, ihre Hochachtung zu verdienen. Bald darauf giebt ihm eine Person von Geschmack den Rath, seine Sachen in Druck zu geben: Nun ist er ein Schriftsteller. Wenn er in seiner Art vortreflich ist, wenn er einem Theile des Publici gefällt; so ist er unsterblich, oder er bildet sichs ein, welches auf eines hinausläuft.

Die Liebe flößt diesem Lieder Madrigale oder andere galante Stücke ein. Die Schalkhaftigkeit giebt jenem Satyren, Epigrammen, und kleine beissende Strophen ein; der Haß, die Hitze, der Groll geben andern die Feder in die Hand. Die Eitelkeit und die Begierde bekannt zu werden, machen, daß sie noch andere ergreifen. Verschiedne haben sich nur hingesetzt und geschrieben, weil ihnen die Zeit lang wurde. Der Müßiggang hat sie zu Philosophen, Dichtern und Geschichtschreibern gemacht.

Wie viele hat der Geiz nicht unsterblich gemacht. Quintilian war zu Rom beschuldigt, als verkaufte er seine Wissenschaften. Der Handel war zu seiner Zeit gut, weil es ein öffentlicher Lehrer, wie er, so weit gebracht hat, daß er Schlösser, Gärten, und grosse Thiergärten besaß. Livius wurde vom August wohl bezahlet, daß er die römische Geschichte schrieb, von der die besondre Geschichte dieses Kaisers, wenn sie nicht verlohren gegangen wäre, der wichtigste, obgleich vielleicht der am wenigsten aufrichtige Theil für uns gewesen wäre.

Mezerai hätte die Geschichte von Frankreich nicht geschrieben, wenn ihm diese Arbeit kein gutes Auskommen, Kutsche und Pferde verschafft hätte. Und wenn der grosse Corneille von seinem ersten Trauerspiele nichts als Lobeserhebungen gezogen hätte, vielleicht hätte er sichs nicht einfallen lassen, noch ein zweytes zu verfertigen. Er sagte zu allen, die es hören wollten, frey heraus: daß er von Ehre und Ruhm völlig gesättiget, und nach Gelde hungrig sey. Wenn ihm ein Stück wenig eintrug; so war die Unsterblichkeit ein schlechter Trost für ihn.

Die bloße Ehre ist nicht allezeit der näheste Gegenstand der Gelehrten. Es ist ein ziemlich thöricht Vergnügen, wenn man sich, wie die Kinder den Pfau, bewundern läßt. Die Ehre oder der Ruhm, der nicht gegenwärtig ist, war niemals ihr Gegenstand, und wird es auch niemals seyn, und hierinn handeln sie weislich.

Man verspreche denjenigen, die am meisten davon eingenommen zu seyn scheinen, viel von diesem blossen Ruhme nach ihrem Tode, und eben so viel Verachtung in diesem Leben. Man gebe auf ihr Gesicht acht, was für eine Wirkung dieser Vorschlag in ihrem Herzen thun wird; denn wird man erkennen lernen, ob sie das Gegenwärtige, oder das Zukünftige rührt.

Man frage manchen witzigen Geist, ob es ein grosser Trost für ihn sey, daß man vielleicht noch nach zwey- oder dreyhundert Jahren von ihm reden werde. Man frage ihn, was er von seinem Ruhme denken wird, wenn er auf dem Punct steht, alles zu verlassen, und ob er nicht ein wenig davon abgeben würde, um noch einige Jahr mehr zu leben. Man dringe in ihn, und bemühe sich von ihm zu erfahren, ob es wahr sey, daß er alsdenn befürchten werde, es möchte die deutsche Sprache sich verändern, und

gemacht, und wir würden ihn eben nicht besser kennen, als seine Götter, Göttinnen und Helden.

Ueberdieses hätte Virgil den Aeneas nie nach Italien geführet. Dido wäre nicht verunehret; er hätte den König Latinus im Frieden gelassen. Seine Gemahlinn hätte sich nicht erhenkt, und sein künftiger Schwiegersohn Turnus hätte das Leben und seine Braut nicht verlohren. Haben wol alle verbuhlten Schönen zusammen so viel Lärmen gemacht, und so viel Unglück gestiftet, als die schöne Helena allein?

Es sind demnach öfters die allernichtswürdigsten Ursachen, die die Helden und Gelehrten zur Unsterblichkeit führen, ohne daß sie ihrer Seits darauf wären bedacht gewesen. Es ergeben sich Anfangs sowol die einen als die andern gewissen Leidenschaften, oder einem Triebe, den die Umstände ausführen. Der Ehrgeiz ist es, die Rache, die Mißgunst, oder der Eigennutz. Sie gehen immer weiter. Sie erstaunen selbst, daß sie sich so weit befinden. Sie entdecken den Tempel der Unsterblichkeit. Sie nähern sich ihm und treten hinein, wie Christoph Columbus die neue Welt entdeckt und hinein gekommen ist.

Horaz und Virgil dachten vielmehr, sich gegen den Mäcen dankbar zu bezeigen, und sich in der guten Meynung zu erhalten, die er dem August von ihrer Geschicklichkeit beygebracht hatte; Ovid und Tibull dachten weit eher ihren Schönen und den galanten Leuten ihres Jahrhunderts zu gefallen, als sie ihre Liebesbegebenheiten beschrieben, als sich unsterblich zu machen. Sie haben die Unsterblichkeit auf ihrem Wege angetroffen, und nicht abgewiesen.

Cicero mag von dem Zukünftigen in seinen Schriften reden wie er will. Man sieht an seinem Betragen, daß die Unsterblichkeit seine letzte Zuflucht war, und daß er gern gesehen hätte, daß man seine Person mehr verehren, und seine Geschicklichkeit schätzen möchte, als er schrieb, daß das Zukünftige sein einziger Trost sey, und daß er das Gegenwärtige nur verachte.

Die Neuen denken eben nicht mehr auf das Zukünftige, als die Alten, und kommen auch nur von ohngefehr in den Tempel des Gedächtnisses.

Ein junger Mensch, der seine Studien zu Ende gebracht hat, ergreift, ohne recht zu wissen warum, die Feder. Er zeigt anfänglich einige Gedanken seinen guten Freunden. Wenn sie ihm Beyfall geben; so arbeitet er gleich fort, ihre Hochachtung zu verdienen. Bald darauf giebt ihm eine Person von Geschmack den Rath, seine Sachen in Druck zu geben: Nun ist er ein Schriftsteller. Wenn er in seiner Art vortreflich ist, wenn er einem Theile des Publici gefällt; so ist er unsterblich, oder er bildet sichs ein, welches auf eines hinausläuft.

Die Liebe flößt diesem Lieder Madrigale oder andere galante Stücke ein. Die Schalkhaftigkeit giebt jenem Satyren, Epigrammen, und kleine beissende Strophen ein; der Haß, die Hitze, der Groll geben andern die Feder in die Hand. Die Eitelkeit und die Begierde bekannt zu werden, machen, daß sie noch andere ergreifen. Verschiedne haben sich nur hingesetzt und geschrieben, weil ihnen die Zeit lang wurde. Der Müßiggang hat sie zu Philosophen, Dichtern und Geschichtschreibern gemacht.

Wie viele hat der Geiz nicht unsterblich gemacht. Quintilian war zu Rom beschuldigt, als verkaufte er seine Wissenschaften. Der Handel war zu seiner Zeit gut, weil es ein öffentlicher Lehrer, wie er, so weit gebracht hat, daß er Schlösser, Gärten, und grosse Thiergärten besaß. Livius wurde vom August wohl bezahlet, daß er die römische Geschichte schrieb, von der die besondre Geschichte dieses Kaisers, wenn sie nicht verlohren gegangen wäre, der wichtigste, obgleich vielleicht der am wenigsten aufrichtige Theil für uns gewesen wäre.

Mezerai hätte die Geschichte von Frankreich nicht geschrieben, wenn ihm diese Arbeit kein gutes Auskommen, Kutsche und Pferde verschafft hätte. Und wenn der grosse Corneille von seinem ersten Trauerspiele nichts als Lobeserhebungen gezogen hätte, vielleicht hätte er sichs nicht einfallen lassen, noch ein zweytes zu verfertigen. Er sagte zu allen, die es hören wollten, frey heraus: daß er von Ehre und Ruhm völlig gesättiget, und nach Gelde hungrig sey. Wenn ihm ein Stück wenig eintrug; so war die Unsterblichkeit ein schlechter Trost für ihn.

Die bloße Ehre ist nicht allezeit der näheste Gegenstand der Gelehrten. Es ist ein ziemlich thöricht Vergnügen, wenn man sich, wie die Kinder den Pfau, bewundern läßt. Die Ehre oder der Ruhm, der nicht gegenwärtig ist, war niemals ihr Gegenstand, und wird es auch niemals seyn, und hierinn handeln sie weislich.

Man verspreche denjenigen, die am meisten davon eingenommen zu seyn scheinen, viel von diesem blossen Ruhme nach ihrem Tode, und eben so viel Verachtung in diesem Leben. Man gebe auf ihr Gesicht acht, was für eine Wirkung dieser Vorschlag in ihrem Herzen thun wird; denn wird man erkennen lernen, ob sie das Gegenwärtige, oder das Zukünftige rührt.

Man frage manchen witzigen Geist, ob es ein grosser Trost für ihn sey, daß man vielleicht noch nach zwey- oder dreyhundert Jahren von ihm reden werde. Man frage ihn, was er von seinem Ruhme denken wird, wenn er auf dem Punct steht, alles zu verlassen, und ob er nicht ein wenig davon abgeben würde, um noch einige Jahr mehr zu leben. Man dringe in ihn, und bemühe sich von ihm zu erfahren, ob es wahr sey, daß er alsdenn befürchten werde, es möchte die deutsche Sprache sich verändern, und

er mit seinen Gedichten alsdenn das Schicksal der Minnesinger haben. Die Unsterblichkeit ist zu viel für einen kranken Menschen, der da sterben will; er verlangt nicht so viel: sein einziger Wunsch ist, daß er sich besser befinden möchte.

Es ist an dem, daß man nicht ungern vermuthet, man werde auch in dem Andenken der Nachwelt leben. Es geschieht aber nur in so weit, als man anfängt die Annehmlichkeit dieses Ruhms schon zum Voraus zu schmecken. Man begnügt sich nur mit dieser Weise zu leben, wenn man es nicht anders machen kann.

Es ist noch keinem Menschen in den Sinn gekommen, wenn er ein Werk, womit er zufrieden war, zu Ende gebracht hatte, dasselbe, ohne es jemanden zu zeigen, geheim zu halten und einzuschliessen, damit es den Tag nicht eher sehe, als wenn ihn sein Verfasser selbst nicht mehr sehen kann. Dieses ist dennoch das einzige Mittel zu beweisen, daß man für die Nachwelt geschrieben habe.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß man, als ein witziger Geist, ein anderes Leben zu hoffen habe. Die Pforte der elysäischen Felder ist schon lange verworfen. Und wenn auch diese Erdichtung eine Wahrheit wäre; so frage ich: Ob sie einen vernünftigen Menschen sehr locken kann? Was für eine Beschäftigung lassen die Alten ihre witzigen Geister darinn vornehmen? Was für eine Glückseligkeit, sich viel tausend Jahrhunderte nur von Versen und von den schönen Wissenschaften zu unterhalten! Ist das eine Belohnung, oder eine Strafe?

Virgil benachrichtigte den August sehr sorgfältig, daß, so viel Gutes er auch von diesem glückseligen Aufenthalte habe sagen hören, er sich dennoch nicht allzusehr übereilen sollte, seinen Platz daselbst einzunehmen; denn die Helden hätten auch ihren besondern Ort darinnen, und ihr Zeitvertreib wäre ihren vergangenen Thaten ähnlich.

Voiture schrieb dem grossen Conde: Er möchte sein Leben schonen; denn der Ruhm sey nur so lange vortheilhaft, als man ihn zugleich mit seinem Vergnügen genösse; und ein Halbgott sey ziemlich wenig, wenn er todt wäre.

Diejenigen, die sich bloß auf die schönen Wissenschaften legen, haben demnach nichts anders zu erwarten, als was ihnen in diesem Leben begegnet, nemlich binnen zwanzig oder dreyßig Jahren, von denen man noch einige abziehen muß, die sie, einen Ruhm auszusäen, zubringen, den sie oft erst einzusammeln anfangen, wenn sie nur Schmerzen u. Unpäßlichkeiten empfinden.

Ist man Willens gewesen, durch diese Betrachtungen die glücklichsten Gaben und Geschicklichkeiten zu zernichten? Nein. Man wollte nur sagen, daß man sie besser anwenden müsse.

Der Einsame.

Sieben und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 12 December 1766.

Voller Schwermuth und Verdruß, und vor Angst nicht bey ihren Sinnen, rennen sie mit eben dem Muthe ihrem Tode entgegen, wie ein Vogel einer Klapperschlange in den Rachen läuft; nicht weil sie kühn genug sind zu sterben, sondern weil sie zu furchtsam sind zu leben.

Berkley.

Meine Leser werden eine zwote Untersuchung der wichtigen Materie, welche im zwey und dreyßigsten Blatte berühret worden, so wenig für überflüßig, als das Folgende für eine anstößige Wiederholung halten.

Wenn ich die Gemüthsfassungen untersuche, die den Selbstmord hervorbringen können; so ist vielleicht eine natürliche Schwermuth und Tiefsinnigkeit unter allen noch die unschuldigste. Leute dieser Art sehen die Welt in einer immerwährenden Dämmerung. Ihre Seele leidet von der Unbequehmlichkeit ihrer Wohnung, und der ängstliche Umlauf ihrer schwarzen Säfte beklemmet alle ihre Gedanken. Die schönen Morgen und die Frühlinge scheinen ihnen umsonst. Ein dicker Nebel verfinstert die ganze Schöpfung, und ihr Herz verschließt sich auf ewig der Ruhe, der Fröhlichkeit, der Hoffnung und dem erleichternden Scherze. In diesem Zustande darf eine Sorge sie beunruhigen, eine Noth des Lebens sie treffen, oder nur ein Wunsch ihnen mißrathen, so scheint das ganze Leben ihnen nicht mehr der Mühe werth. Der Grund ihres Herzens wird aufrührisch, und bricht in die unholde Schwermuth und Verwirrung aus, die sich nur verhalten hatte. Ihre Wuth ist der Paroxismus einer Krankheit, und ihre Entschliessungen gleichen den Gesprächen eines Mondsüchtigen. Die Welt ist mensch-

lich genug diese Unglückseligen zu bedauren, und in jener Welt finden sie einen Richter, der bey der höchsten Gerechtigkeit zugleich allwissend und barmherzig ist.

Man will bemerkt haben, daß unter allen Europäischen Nationen die Englische diesen gefährlichen Zufällen am meisten ausgesetzt ist. Sie ist von Natur tiefsinnig, stolz, kühn und schwermüthig. Sie verbeißt die Schmerzen mit heroischem Muthe, oder sie verzweifelt.

Ein gewisser Freund hat in den Flandrischen Kriegen die Anmerkung gemacht, daß man in den Lazarethen, wo Franzosen und Engelländer unter einander gelegen, allemal beyde Nationen schon an ihrem Betragen unterscheiden können. Die ersten schrien überlaut, wenn man sie verband, und liessen übrigens alles mit sich machen. Der Engelländer hingegen knirschte bey seinen Schmerzen nur mit den Zähnen und wünschte sich den Tod. Wenn es wahr ist, daß zu dieser Gemüthsart noch eine schwere melancholische Luft, und gewisse finstre Jahrszeiten auf den Brittischen Inseln etwas beytragen, so ist es desto weniger zu bewundern, daß dies Volk so geneigt ist, sich eines starken Kopfwehes wegen den Kopf gar entzwey zu schiessen, oder aus Verdruß über einen bösen Hals sich gar zu erhenken. Die Englischen Moralisten haben zum Gegenmittel dieser Nationalkrankheit, ausser den Beystand der Aerzte, vornehmlich die Religion, die selbst das Naturel ändern kann, den aufgeweckten freundschaftlichen Umgang, und das Lesen lustiger witziger Schriften vorgeschlagen. Der Schwiftische Witz, tausend poßierliche Arten von kleinen Gesellschaften, Schauspielen und Wettstreiten, die unter diesem Volke im Schwange gehen, sind also aus diesen Gründen, wenn sie unschuldig sind, auch noch überdem verdienstlich. Man kann eben diese Mittel allen Personen anrathen, bey denen Schwermuth und Verzweiflung eine Art von Krankheit ist.

Eine zwote Gattung geben die Selbstmörder aus

Grund-

Grundsätzen ab. Die Lehrgebäude dieser Unglückseligen beruhen auf verkehrten Meynungen von ihrer eignen Natur. Wenn die eine Secte derselben, die unter den witzigsten Völkern des heydnischen Alterthums herrschte, der Seele eine chimärische Hoheit und Unabhängigkeit gab, und den Leib dagegen als ein armseliges Sclavenhaus betrachtete, auf dessen Zerstöhrung der Zuwachs unsrer Freyheit und Tugend beruhte; so erniedrigen die heutigen Freygeister insgemein die Seele, verwandeln dieselbe in einen Hauffen Materie, die durch die Trennung vom Leibe verfliegt, und gewähren dem Selbstmorde die letzte Zuflucht aus der Noth dieses Lebens in einer völligen Vernichtung. Es zeugt von einem sehr schlechten Fortgange der Vernunft und Wissenschaft, von einer vorsätzlichen Verachtung des göttlichen Wortes, und von einer verworfnen Niederträchtigkeit des Herzens, daß man noch in unsern Zeiten so zu denken im Stande ist. Je deutlicher und gewisser aber die Wahrheiten von einem künftigen Leben und von den natürlichen und willkührlichen Strafen unsrer Werke, durch die Vernunft und Offenbarung erkannt werden, je leichter ist die Grundlosigkeit dieses Systems einzusehen, und je bedaurenswürdiger ist das Schicksal derer, die es annehmen. Wenn unser Körper ein wundervolles Kunststück eines allweisen und allmächtigen Wesens ist, welches durch eben die gütige Hand, die es erbauet hat, zu den weisesten und erhabensten Zwecken erhalten wird; wenn die Gründung und Zeitigung unsrer Einsicht, Tugend und Glückseligkeit an dies zeitliche Leben gebunden ist, und die guten oder bösen Folgen desselben uns in der Ewigkeit erwarten; so ist nichts entsetzlicher in der ganzen Natur, als der Anblick eines Rebellen, der dies Werk des Allmächtigen in seiner eignen Natur zerstöhret, den Fortgang seiner Erkenntniß, Tugend und Glückseligkeit auf ewig abschneidet, und sich, um einigen betrübten Augenblicken zu

entgehen, dem Tode, der Rache und Verzweiflung in die Arme wirft. Keine Wuth ist unmenschlicher, denn keine betrifft uns selbst näher; keine Zagheit ist niederträchtiger, denn keine entsagt grössern Hoffnungen. Selbst unter den Heyden kam der Selbstmord nie in den Charakter eines wahren Helden, und wann ich mich in alle die Empfindungen eines Cato oder Brutus einlasse; so finde ich im Grunde nichts, als die Ziererenen eines feigen und ungeschickten Großsprechers. Muth, Klugheit, ein gutes Gewissen und die überlegne Stärke eines wahrhaftig grossen Geistes, hat tausendmal den Sieger entwaffnet, und dem Tugendhaften mitten im Unglück eine gewisse Höhe über den Zufall und alle Gewalt der Menschen gegeben. Socrates, Porus und Regulus sind erlauchte Beyspiele dieser Art. Sie hatten einen Vorrath von Tugenden und Entschliessungen, den sie dem Unglück, der Uebermacht ihrer Feinde und dem Tode selbst entgegen setzen konnten. Ein wenig Gift oder Eisen hätte sie in kurzen des Anblicks ihrer siegenden Feinde, ja zum Theil der gewissen Beschimpfung und Marter überheben können; wodurch aber sollte sich die gründliche Tugend unterscheiden, wenn sie sich bis zu einer Ausflucht herab liesse, die jedem Niederträchtigen und Verzweifelten offen steht? Ich habe die Todesbereitungen des Cato allemal auf einer Seite betrachtet, die vielleicht neu ist. Er las, sagt man, ehe er sich erstach, den Phaedon des Plato von der Unsterblichkeit der Seelen; das heißt, er suchte Gründe zu einer That, die er schon beschlossen hatte. Man kann behaupten, daß dies immer die Lehrart der Selbstmörder ist. Wenn das Laster und die Unbändigkeit ihres Herzens sie zur Verzweiflung zwingt; so fodern sie den Rest ihrer Vernunft auf, dieselbe zu rechtfertigen. Wie es nun einem Kriege, den man beschlossen hat, nie an einer Deduction fehlt, so ist es auch sehr begreiflich, daß es der Bosheit und dem Leichtsinn nie an Freygeisterey,

ten, und einem zaghaften oder trotzigen Herzen nie am Stoicismus fehlen werde.

Meine Leser werden selbst einsehen, daß gegen diese unglückliche Gemüthsfassung das einzige Hülfsmittel von der sorgfältigen Aufklärung und Gründung unsrer Erkenntniß, und von der Aufrichtigkeit unsers Herzens zu erwerben steht. Ein Mensch legt den Grund zu der Verwahrlosung seiner ganzen Natur, wenn er die Wahrheit verabsäumt, und die Vernunft sollte daher hauptsächlich in einer deutlichen und zusammenhängenden Einsicht derjenigen Grundwahrheiten bestehen, ohne welche wir nie glückselig sind. Wie weit aber muß diese Vernunft verfallen, wenn man unter tausend mühsamen Untersuchungen, davon das Leben voll ist, nur die Frage von der Unsterblichkeit, von den Strafen und Belohnungen jenes Lebens, von den Verbindlichkeiten unsrer Natur und von der Göttlichkeit unsers Glaubens unentschieden läßt; ich will nicht sagen, wenn man alle diese Wahrheiten läugnet. Ist es Wunder, daß ein Mensch ohne diese Ueberzeugung ein Raub der Verzweiflung und des Todes wird, und ist diese Gefahr hingegen möglich, wenn man davon gewiß ist, daß der Schluß dieses Lebens uns weder vernichten, noch der Bothmäßigkeit des Allmächtigen entziehen kann, und daß der Selbstmord, indem er uns von einem geringen Uebel befreyt, uns dafür der Quaal des Gewissens, und der Rache des Allmächtigen auf ewig übergiebt? Diese Gewißheit ist leicht zu erhalten, wenn man aufrichtig ist; die Kraft der Vernunft und des göttlichen Worts aber findet vielleicht weniger Widerstand an der Blödigkeit unsers Verstandes als an den Unarten unsrer Herzen.

Endlich giebt es Zwischenzeiten im Leben, da selbst die deutlichste Erkenntniß durch die Leidenschaften verfinstert, und der Mensch einem Ohngefähr übergeben zu seyn scheinet. Die Gefahr ist in dieser Verwirrung doppelt, denn

man ist geneigt widersinnisch zu wählen, und eine schlechte Wahl mit Ungestühm zu verfolgen. Keine Art zu denken aber ist aufgelegter, einen Menschen vollkommen zu verderben. Sorge, Furcht, Liebe, Wuth, Verzweiflung, alle an sich gefährliche Begierden dürfen nur noch einen Schritt thun, um nach der Redensart der Schrift eine Traurigkeit der Welt zu werden, die den Tod würkt. Tausend Selbstmörder haben in diesem Schwindel Wahrheit, Tugend und Natur vergessen, und sich erst wieder besonnen, wenn der tödtliche Stoß schon geschehen war. Sie haben einer Kleinigkeit und Thorheit ihr Leben aufgeopfert, und diese Kleinigkeit und Thorheit erkannt, ehe sie noch gänzlich starben. Man muß einem vernünftigen Wesen auf diese Art die Augen gleichsam verbinden, wenn man begreifen will, wie es sich eines Spieles, einer Buhlerinn, einer Erbschaft oder eines Titels wegen in das Grab stürzen, und überhaupt eines zeitlichen Guts wegen, gesetzt auch, daß es ächt und wichtig wäre, sich selbst ewig unglücklich machen kann. Alle Schätze in dieser kurzen und flüchtigen Zeit sind so wol als die Sorgen und Schmerzen dieses Lebens unendlich klein und unerheblich, wenn man sie gegen die Glückseligkeiten und Quaalen jener Welt berechnet. Wenn daher Vernunft, Glaube und Hoffnung die Widerwärtigkeiten der Zeit übersieht, und die Vergnügungen derselben verläugnet; so erliegen die Sclaven der Leidenschaften und des Unglaubens unter der gegenwärtigen Noth, und verläugnen in der Sättigung ihrer stürmischen Begierden ein unsterbliches Glück. Wuth und Selbstmord giebt ihnen ein gewisses finstres Vergnügen, welches allemal den Fortgang der Begierde begleitet; dieses Vergnügen aber ist, ihren Feinden, der Welt und Gott zum Trotze den Willen zu haben, indem sie sich das Leben nehmen. Ich finde diese tödtliche Verwirrung des menschlichen Herzens nirgendwo lebhafter und beweglicher gezeichnet, als in dem Character

racter der sterbenden Dido. Mich dünkt, diese Stelle ist Virgils Meisterstück, und sie gefällt mir allemal doppelt, sowol weil sie mich rührt, als weil sie nur eine Erdichtung ist.

Dido, sagt der Dichter, war an dem, ihren Geliebten zu verliehren, und als sie ihn mit den allerzärtlichsten Bitten, Thränen, Verzweiflungen und Ohnmachten nicht bewegen konnte, bey ihr zu bleiben, fühlte sie die Schrecken des Schicksaals, wünschte sich den Tod, und sahe schon das Licht des Himmels mit Widerwillen. Alle Begebenheiten wurden Vorbedeutungen. Das Wasser bey ihren Opfern schien schwarzes Blut, in dem Tempel ihres verstorbnen Gemahls hörte sie Stimmen, welche sie riefen, die einsame Nachteule sang ihr klägliches Todtenlied mit bangen weinenden Tönen, und des Nachts träumte ihr nur von dem grausamen Aeneas, von langen Reisen und Wüsteneyen, in welchen sie verlassen und einsam ihre Gefährten suchte. Der Scheiterhauffen und die Altäre zum Todtenopfer waren indessen in ihrem Schloßhofe errichtet, und die unglückliche Dido flehte bey denselben zu den Göttern des Todes und zu den mitleidigen Göttern der verlaßnen und betrognen Liebe.

Endlich kam die letzte Nacht, an deren Beschreibung der Dichter alle seine Kunst verschwendet.

Es war Nacht und die müden Geschöpfe des Erdbodens genossen eines sanften Schlafs. Die Wälder und die wilden Meere ruhten, indem die Gestirne sich in der Mitte ihrer Laufbahn fortwälzten. Alles Gefilde schwieg, und in demselben die Heerden, das bunte Gevögel, die Einwohner der weiten Seen, und der rauhen Hecken. Alles genoß der stillen Nacht, linderte die Sorgen durch den Schlaf und entledigte das Herz vom Kummer. Nur die unglückselige Fürstin schlief nicht. Ihre Sorgen verdoppelten sich, ihre Liebe kehrte wieder, und ihr Herz wallte zugleich für Zorn. Sie sann, sie rathschlagte, sie sprach mit sich selber, der Schluß von allem war: Stirb Dido, wie

du es verdienet hast, und ende deinen Jammer durchs Schwerdt! Aeneas schlief indessen auf dem Schiffe, ein Gott aber hieß ihn eilen, und er stieß daher vom Ufer, ehe noch der Tag graute. Dido sahe ihm nach, zerschlug sich die Brust, und zerriß ihre schönen Haare. Sie zerfloß in Thränen, verfluchte den Ungetreuen, und rief die Furien und die Götter der sterbenden Elise um Rache an. Endlich nachdem sie die Bedienten weggeschickt hatte, lief sie als eine Rasende den Scheiterhaufen hinan, und entblößte das zurückgebliebne Schwerdt des Aeneas, welches zu diesem Dienste nicht bestimmt war. Sie stand zitternd und verstöhrt. Ihre Augen schienen blutig, ihre schönen Wangen waren fleckigt und schon von dem nahen Tode verblichen. Hier ward sie die Kleider ihres Geliebten und das bekannte Bette gewahr, welches sie auf den Scheiterhaufen hatte setzen lassen. Sie hielt inne, ihre Thränen flossen von neuen, und endlich warf sie sich auf dies Lager, und sagte noch zu letzt: Ihr süßen Ueberbleibsel, so lange es mir mein Schicksal erlaubte! nehmt itzt diese Seele auf, und befreyet mich von diesen Schmerzen! Aber rief sie noch einmal, indem sie das Gesicht in das Bette drückte, werde ich denn ungerächet sterben? Doch ja! ich will sterben. So, so freut es mich aus der Welt zu gehen. Der grausame Trojaner soll die Flamme meines Scheiterhaufens auf dem höhesten Meere sehen, u. die Vorbedeutungen meines Todes mit sich nehmen. Mitten unter diesen Worten sank sie an einer tödtlichen Wunde danieder, und ihr Volk, welches zulief, sah noch das Schwerdt vom Blute rauchen, und ihre Hände damit besprützt. Auf das Wehklagen der Ihrigen versuchte sie dreymal ihre schweren Augenlieder zu erheben, dreymal richtete sie sich auf dem Ellnbogen in die Höhe, dreymal aber sank sie auch auf das Bette zurück, suchte mit ihren sterbenden Augen das Licht des Himmels, und seufzte, als sie es gefunden hatte.

* *

Der Einsame.

Acht und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 19 December 1766.

Ein frommer Mann und ein Engel! Welch eine dünne Scheidewand ist zwischen diesen! Was trennt ihr Schicksal? Vielleicht ein Augenblick; oder vielleicht ein Jahr; oder, wenn es auch ein Jahrhundert wäre; so ist es doch immer nur ein Augenblick; ja, ein Augenblick, oder die Ewigkeit wird vergessen. Sey demnach, was einst diejenigen waren, die nun Götter sind; und mache Anspruch auf den Himmel. Bebt die furchtsame Natur vor dem düstern Pfade zurück? Nenn ihn den sanften Uebergang; und sey ermuntert: Das ist er oft, und warum nicht auch für dich? Das Beste zu hoffen, ist fromm, tapfer und weise; ja, eine solche Hoffnung kann sich selbst das verschaffen, was sie sich verspricht. Dem Leben wird sehr geschmeichelt, der Tod wird sehr verläumdet; vergleiche du die Nebenbuhler gegen einander, und kröne den Gütigsten.

Young.

Nachdem meine Leser in zweyen Stücken Vorschläge erhalten haben, wie sie sich vor einem lasterhaften Mißvergnügen über ihr gegenwärtiges Leben bewahren können; so denke ich ihnen diesmal Betrachtungen mitzutheilen, die sie zu einer pflichtmäßigen Verläugnung ihres Aufenthalts auf Erden anführen werden. So fürchterlich der Vorsatz seyn mag, die Tage unsers Hierseyns zu verkürzen; so unedel und kin-

disch ist oft der Wunsch, dieselben zu vervielfältigen. Das gegenwärtige Leben mit allen den erhabnen Zwecken, die den Werth desselben ausmachen, erschöpft dennoch die ganze Bestimmung unsrer Natur bey weiten nicht. Die Absichten der ewigen Vorsehung gehen mit uns so weit, als unsre Unsterblichkeit, und die Möglichkeit neuer Verbesserungen unsers innern und äussern Zustandes reichen. Der handelt niederträchtig, der nicht die erhabensten Zwecke zu seinem Augenmerk macht; und der denkt kindisch, der geringerer Vortheile nicht vergessen kann, wo es auf die Vollendung einer ewigdaurenden Glückseligkeit ankömmt.

Es würde zu weitläuftig seyn, die Gründe nach der Zahl zu untersuchen, wodurch das gegenwärtige Leben uns so unschätzbar und der Verlust desselben so unerträglich wird. Es läuft alles dahinaus, daß wir nach Grundsätzen leben, die mit der Ehre unsrer Natur nicht bestehen können; daß wir das Sichtbare und Gegenwärtige dem Unsichtbaren und Zukünftigen vorziehen; daß wir ein dürftiges, mühseliges und hinfälliges Leben für den Zweck unsers Daseyns und für die ganze Glückseligkeit halten, die für uns bereitet ist. Denjenigen, der den ganzen Entwurf seiner Bestimmungen und Veränderungen niemals untersucht, und aus Ueberzeugung genehmiget hat, kann man es sogar nicht einmal verdenken, wenn er dieß Leben uneingeschränkt liebt, und vor dem Verlust desselben trostlos erzittert. Man bringt seine Hochachtung für die gegenwärtige Welt nicht anders in die rechten Schranken, als wenn uns die zukünftige rühret und tröstet. Doch dieß gehöret zu den Anfangsgründen der Kunst zu sterben.

Es

Es giebt eine Anhänglichkeit an das gegenwärtige Leben, die aus so edlen Gründen herrühret, daß sie heroisch und alles Ruhmes würdig seyn würde, wenn sie nicht übertrieben wäre. Es sind gar nicht die Leute, deren Leben keines edlen Todes werth ist; die entweder als Trunkne oder als Wahnwitzige die Schranken ihres Lebens durchtaumeln, und entweder als Verzweifelte oder als Narren sterben. Menschen, die beym Beschluß ihrer Jahre nicht sagen können, daß sie gelebt haben, sondern nur, daß sie gewesen sind, äussern in ihrer Furcht vor dem Tode bloß die Gegenwehr eines Thieres, welches seinen Untergang vor Augen sieht. Die Anhänglichkeit dieser Unglückseligen ist eine Schande der Menschlichkeit, und ihr Tod die Strafe eines thierischen Lebens. Aber auch in edlen Herzen regt sich die Liebe zum Leben, und Seelen höherer Art schaudern bey dem Anblick des Todes. Sie kennen den Werth ihres Daseyns, und fühlen die Ehre ihrer Natur. In ihren Empfindungen rein und erhaben, in ihren Grundsätzen weise und tugendhaft, in ihren Entschliessungen patriotisch und großmüthig, leben sie zum Segen der Welt. Gütigkeit und Menschenliebe füllen ihr beglücktes Leben aus, und ihr Blut wallt für Ungeduld, ihren Mitbürgern wohlzuthun. Mit einer edlen Unvorsichtigkeit häufen sie Entwürfe mit Entwürfen an, dazu ein unausdenkliches Alter nicht hinreichen würde, sie mit Nachdruck auszuführen. Und, mitten in diesen weitaussehenden Geschäften und Vorsätzen schlägt die Stunde, da ich die Welt verlassen soll. — Ich kann diese ganze Beschreibung nicht nachdrücklicher und rührender beschliessen, als mit dem letzten Theil der Lebensbeschreibung eines römischen Monarchen, dessen Name noch itzt die Lobrede guter Fürsten ist: Titus, der den Tag für verlohren hielt, welchen er nicht

es zu bewerkstelligen, in meiner Gewalt stehe. Ich bin zu ohnmächtig mir die Gelegenheiten dazu zu veranstalten, und meine Stellung in der Welt so zu verändern, daß ich in die allgemeine Glückseligkeit nach dem Wunsch meines Herzens einfliessen kann. Folglich habe ich dasjenige gethan, wenn ich Menschenliebe und allgemeine Gütigkeit in meinem Herzen angebauet habe, gesetzt auch, daß sie der Welt niemals sichtbar geworden wären. Ich sterbe also schon unschuldig und zufrieden, wenn ich mich selbst glückselig gemacht, und die Wohlfahrt meiner Mitbürger aufrichtig gewünscht habe.

Zweytens: Vernunft und Religion überzeugen mich, daß kein Tod, er sey so frühzeitig als er wolle, das Wachsthum meines Geistes und meiner Glückseligkeit unterbreche. Sollte ich wol Ursache zu klagen finden, daß ich den Schauplatz meiner Veränderungen vertausche, ohne im geringsten etwas dabey zu verliehren? Ich bleibe der, der ich hier gewesen, und mein innerer Zustand erfährt keinen Wechsel. Selbst meine äussern Verhältnisse, [illegible] gesetzt, daß sie eine nachtheilige Veränderung erfahren sollten; so habe ich vielmehr Hoffnung, daß sie in der zukünftigen Welt auf das vortheilhafteste für mich eingerichtet seyn werden. Die Wahrheit, die ich hier in der Dämmerung erblickt, soll mir dort aufgedeckt vor Augen liegen; und die unerfüllten Vorsätze, die ich hinüberbringe, finden ohne Zweifel ihre Gelegenheit in der Stadt Gottes. Wie sicher [illegible] glücklich zu werden, da meine ersten Wünsche [illegible], die Glückseligkeit meiner Mitbürger zu befördern, und die Pflichten der allgemeinen Gütigkeit thätig zu erfüllen.

Drittens: Da die Welt in allen ihren Scenen unter der genauesten Aufsicht und Anordnung des ewigen und allgemeinen Beherrschers aller Dinge stehet; so überlasse ich es seiner Einrichtung ohne Bedenken, für welchen Auftritt der Wesen er mich eigentlich aufgehoben habe. Könnte die Zeit mit den unendlichen Jahren der Ewigkeit im geringsten in Vergleichung kommen; so würde ich mit mehrerem Rechte sagen können, daß Sokrates mehr als ich für die gegenwärtige Welt bestimmt worden. Mein Leben gehört für den folgenden Aufzug, den mir mein Tod eröffnet. Es ist gleichviel für mich, in welchem Aufzuge meine Rolle begriffen ist; genug, wenn ich sie gut spiele. Die Welt verliert dabey eben so wenig; denn alle Scenen derselben stehen in der genauesten Verbindung, und die Uebereinstimmung aller bringt die allgemeine Vollkommenheit zu Stande.

Viertens: Da ich es mit einem Oberherrn zu thun habe, der ein Vater der Welt und auch eines jedweden seiner Unterthanen ist; so überzeuge ich mich, daß er es nicht allein dem allgemeinen Besten der Welt, sondern auch meiner eignen besondern Glückseligkeit mehr zuträglich gefunden haben, meinen Aufenthalt auf Erden zu verkürzen. Es ist mir nicht erlaubt in die Gründe seiner heiligen Rathschlüsse zu dringen; aber das sehe ich überzeugend ein, daß er die allerwichtigsten und liebreichsten Ursachen gehabt haben könne, meinen Tod zu beschleunigen. Vielleicht sahe er eine unglückselige Stunde voraus, da ich meiner Unschuld vergessen, und meinen Untergang finden würde. Vielleicht überwog die gegenwärtige Aufrichtigkeit meines Herzens meine bevorstehenden

Ver-

Vergehen; und vielleicht bewog ihn dieß, die Gefahr von mir zu entfernen. Vielleicht erfoderte es die Vollkommenheit des Ganzen, daß ich bey einem längern Leben in Versuchungen und Verlegenheiten gerathen müssen, die meiner Glückseligkeit nachtheilig seyn würden. Ich bin es überzeugt, daß oft eine frühe Tugend einen frühen Tod zu ihrer Belohnung, und eine vermehrte Ruchlosigkeit ein spätes aber verdroßnes und unglückliches Alter zur Strafe erhalten könne. Vielleicht bewahrt mich mein früher Hingang für Anblicken voll Grausens und Schreckens, die mir unerträglich gewesen seyn würden. Alle diese Gründe zusammen genommen, waffnen mich überflüßig wider die Schrecken eines frühen Todes, und es kommt mir vor, daß ich entweder kindisch oder unedel handeln würde, wenn ich die Welt mit Unzufriedenheit oder aufrührischen Klagen verlassen wollte. Meine größte Tugend ist, nach dem allervollkommensten Willen des großen und weisesten Beherrschers der Welt mit Gelassenheit zu leben, und mit Unterwerfung zu sterben. So erfülle ich die Absichten meines Daseyns, und schicke mich in den entzückend schönen Plan der allgemeinen Vollkommenheit, der eigentlich einmal meinen Werth bestimmen, und meinen Ruhm entscheiden wird.

Der Einsame.

Neun und dreyßigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 26 December 1766.

Wir wollen die Todten fragen, diese werden uns die Wahrheit bekennen, welche bey den Lebenden nicht zu finden ist.

Julianus.

Es kommt mir nicht ganz unglaublich vor, was uns die Alten von der genauen Freundschaft des Pylades und Orestes erzehlet haben. Eine wahre Freundschaft, welche auf Tugend, Weisheit, und eine gleiche Liebe zu gewissen Künsten und Wissenschaften gegründet ist, verbindet öfters die Gemüther der Menschen weit stärker, als das natürliche Band, welches zwischen Vater und Kindern, oder zwischen Geschwistern seyn kann. Der Tod eines meiner besten Freunde hat mir dieses seit einiger Zeit durch eine traurige Erfahrung wahr gemacht. Ich habe einen Pylades verlohren, und mir ist eines der größten Vergnügen, welches ich in dem Genusse seiner Freundschaft empfand, entrissen worden. Seit seinem Absterben bringe ich meine Tage in einer betrübten Einsamkeit hin. Die Nacht, welche den Sterblichen zur Ruhe gewidmet ist, vermehret meinen Schmerz, welchen der Tag noch in einigen Stücken erträglich macht. Die wenigen Stunden, da mein abgematteter Leib einigen Schlaf geniesset, stellen mir meinen Freund, durch allerley verwirrte Träume, als gegenwärtig, vor. In der letzten Nacht dünkte mich, er eröffnete mein Schlafzimmer. Er war mit einem Kleide von weisser Leinwand angethan. Er nahm mich mit seiner Eiskalten Hand

beym Arm, und sagte: Ihr bekümmert euch, mein Freund? über meinen Abschied. Glaubt mir, es ist mehr, Eigenliebe darunter verborgen, als ihr selbst vermuthet. Mein gegenwärtiger Zustand ist nicht so betrübt, als ihr euch einbildet. Ich bin weit glückseliger, als in der Zeit da ich noch mit euch, dem Leibe nach, lebte. Kommt, ich will euch in meine Behausung führen. Ich folgte ihm willig nach. Er hatte eine große Lampe, womit er mir die Treppe hinunter, und den übrigen Weg vorleuchtete. Als wir uns auf der Gasse befanden, sprach er, fürchtet euch nicht, mein Freund, es wird euch kein Leid geschehen. Ich muß euch aber, ehe wir zu meinem Zimmer kommen, durch viele Wohnungen der Todten, welche seit einigen Jahren gestorben sind, hindurchführen. Sie sind zwar alle in der Ruhe; dem ungeachtet können wir mit ihnen reden, wenn es euch beliebt: denn bey uns hat man ein gewisses Räuchwerk, durch welches man für eine kurze Zeit einen Todten aufwecken, und sich mit ihm unterreden kann. Hiermit eröffnete er eine Pforte, die zu einem langen und weiten gewölbten Gange hinleitete. Wir waren nicht so bald hinein gekommen, als er die Thüre verschloß, und wir befanden uns in dem Wohnhause der Verstorbenen. Alles war ganz stille. Ich ging dem Schein seiner Lampe nach. Zuerst sah ich an diesem Orte ein schönes Kind, etwan von einem Jahre alt, welches ganz sanft in seiner Ruhe lag. Es hatte seinen schönen Kranz, den man ihm als seine letzte Zierde in das Grab mitgegeben, an der Seite. Mein Freund fragte mich, ob ich ein Verlangen hätte, mit diesem Kinde zu sprechen. Ich war ganz bestürzt über diese Frage. Wie, sagte ich, reden denn die Kinder in dem Reiche der Geister, welche im Leben den Mund nur zum Weinen eröffnen? Ja, sagte er, der Geist ist losgemacht von den Banden des noch ohnmächti-

mächtigen Leibes, und sobald der Geist frey gemacht ist, so sind alle gleich, von welchem Alter sie immer seyn mögen. Wenn dem also ist, sagte ich zu meinem Freunde; so möchte ich dieses schöne Kind reden hören. Er warf von seinem Weyhrauch auf die Lampe, die er in der linken Hand trug. Sogleich eröffnete das liebenswürdige Kind seine Augen und fragte uns, was uns beliebte. Liebes Kind, sagte ich, verzeih es mir, daß ich dich von deinem sanften Schlaf aufwecke. Ich sehe, daß du in der ersten Blüthe deines Lebens als eine Blume verwelket, und, ehe du die Welt gekannt, an diesen Ort der Ruhe getragen bist. Sage mir doch, was war die Ursache eines so frühzeitigen Todes? Es antwortete mir sogleich, und sagte: Ihr habt keiner Entschuldigung vonnöthen. Die Erweckung ist mir nicht beschwerlich. So bald euer Geleitsmann mit seiner Lampe fortgehen wird, so lege ich mich wieder neben meinen Kranz, und schlafe wieder in gleicher Ruhe wie zuvor. Ich will euch aber die Frage mit aller Aufrichtigkeit beantworten. Ich war von Eltern gebohren, von denen ich große Ehre und Reichthümer erwarten konnte, und ich wäre der Erbe von vielen ungerechten Gütern gewesen. Der Welt nach war ich zum Glücke gebohren; ich danke aber der gütigen Vorsehung, welche mich so geschwind an diesen Ort der Ruhe gebracht hat, ehe ich aufgewachsen bin, und die bösen Begierden mich zu den Lastern haben hinreissen können. Die wahre Ursache meines Todes ist diese: Ich ward von Eltern gebohren, die nicht tüchtig gewesen sind, eine gesunde Geburt zu erzeugen, welche die Anfälle der Krankheiten hätte ertragen können. Mein Vater war durch unmäßiges Leben abgemattet. Keine Kraft, keine fertige Lebensgeister waren mehr bey ihm anzutreffen. Meine Mutter war auch nicht tüchtig, einem Kinde,

welches sie unter ihrem Herzen getragen, gebührende Nahrung und Wachsthum zu verschaffen. Ihr Geblüth war durch allerhand Naschwerk ganz verderbt. Die täglichen Arzeneyen, deren sie sich thörichter Weise bedienet, hatten den Leib ganz ausgezehret und welk gemacht. Sie ließ sich in einer Gesellschaft zum Tanzen verleiten, dadurch hätte ich bald vor der Geburt das Leben verlohren. Eine kurze Zeit darauf verursachte die harte Bewegung des Wagens, daß sie sogleich nach ihrer Zuhausekunft niedergekommen, und ich solchergestalt als eine schwache und unzeitige Geburt ans Licht gebracht war. Man hatte mich einer Säugamme, die man vom Dorfe holen lassen, übergeben. Diese mußte mit niedlichen Speisen erhalten werden. Die starke Nahrung veränderte das ganze Temperament dieses Weibsbildes. Die gute und nicht gewohnte Nahrung reizte das Fleisch an, und ich will nicht sagen, wer die unreinen Begierden meiner Säugamme erfüllet habe. Man kann aus diesem leicht urtheilen, ob man sich ein langes Leben bey einem schwachen Kinde, unter solchen Umständen, habe versprechen können. Mich überfiel eine plötzliche Krankheit, und ich starb, da man es am wenigsten erwartete. Man befragte den Arzt um die Ursache meines schnellen Todes. Er wußte es nicht zu sagen; mir aber ist dieselbe bekannt. Lebet wohl, mein lieber Herr!

Wir kamen von diesem Kinde weiter, und sahen einen langen ansehnlichen, doch nicht allzufetten, Mann in einem Schlafrocke, und in einer kostbar gestickten Schlafhaube liegen. Ich bat meinen Geleitsmann, auch diesen aufzuwecken. Er sagte: Ich will es wol thun; allein weil es ein vornehmer Staatsmann gewesen ist, der hier in keiner Glückseligkeit lebt, und in seinem Schlafe mit den grausamsten Vorstellungen geplagt wird;

wird: so dürfte er uns wenig gute Worte geben. Wie: wol es hat nichts zu bedeuten. Er hat hier keine Gewalt. Fürchtet euch nicht. Mein Geleitsmann warf etliche Körner von seinem Weyhrauch auf die Lampe, und der Todte eröffnete sogleich seine Augen, und sagte: Wer ist hier? Was fehlt euch? Packt euch hinweg! Ich habe nicht Zeit, mit euch zu sprechen! Ich sagte: Ich werde sie nicht aufhalten, mein Herr; ich bitte nur um ein Wort, und ich werde mich vergnügen, einige wenige Umstände ihres Lebens und Todes zu vernehmen. Ich war ein Staatsmann, antwortete er. Ich habe meine Tage auf eine Anzahl von Jahren gebracht, wozu nur sehr wenige Menschen gelangen. Ich hätte aber sehr gern länger gelebt. Ich hätte noch manchem an seinem Glücke schaden können. Ich hatte einen fertigen Geist, mit welchem ich mein Glück gemacht habe; aber Wissenschaft hatte ich wenig oder gar keine. Ich hatte eine Fertigkeit erlanget, die Gemüther der Menschen zu kennen, nach welchen ich mich zu richten gewußt habe. Mein Hauptstreich war, daß ich mich aller Orten für einen guten Patrioten ausgab, der von nichts als von Redlichkeit und Aufrichtigkeit in den Gesellschaften redete; bey diesem allen aber war mein Herz voll Betrug und Falschheit. Ich hatte ein Mittel erfunden, alle diejenigen an ihrem Glücke zu hindern, welche gelehrter und tüchtiger waren, als ich. Ich predigte aller Orten von ihnen, man müsse solchen Leuten nicht trauen, weil sie die Kunst besäßen, die Menschen durch ihre Gelehrsamkeit zu ihren heimlichen Absichten zu verleiten. Man hielt mich für einen guten Redner, ob ich gleich von den Theilen einer ordentlichen Rede in meinem Leben keinen Begriff gehabt habe. Ich machte mir Freunde mit den Mahlzeiten, mit welchen ich meinen Leib so geschwächet habe,

daß ich allerley Krankheiten auf mich geladen, und dieß war mein Leben und Tod.

Von diesem kamen wir zu einem reichen Kaufmann, welchem seine geizigen Erben einen schlechten Sterbekittel angethan hatten. Ich betrachtete diesen Mann, ehe mein Geleitsmann ihn aufweckte. Man sah, daß er in seinem Schlafe mit grausamen und angstvollen Vorstellungen geplaget war. Er bewegte die Hände, den Kopf und die Lippen. Wir erweckten auch diesen, und ich befragte ihn um die Ursache seines Todes. Nachdem er seine Augen eröffnet hatte; antwortete er ganz kurz: Ich bin ein Kaufmann. Ich habe mit allerley Streichen viel Gut zusammen gebracht. Ich fand nichts bessers, die Welt zu betrügen, als täglich in die Kirche zu laufen. Man hielt mich für einen andächtigen und redlichen Mann. So oft als ich von meinen Besitzungen redete; so sagte ich: Der HErr hat mich gesegnet, denn wer fromm und aufrichtig wandelt, hat den Segen des Himmels zu erwarten. Ich sah aber, daß ich mein ungerechtes Gut nicht auf den dritten Erben bringen würde. Schlechte und lasterhafte Kinder fingen an auf meinen Reichthum zu trotzen. Mein böses Gewissen wachte mir auf. Ich grämte mich zu Tode, und niemand wußte die Ursache meiner Krankheit. Mein Arzt ist noch ungewiß, welches meine Krankheit gewesen. Da habt ihr die Wahrheit. Laßt mich nun wieder in meinen unseligen Schlaf hinsinken. Mit diesen Worten verschloß er seine Augen wieder, und lag in seiner vormaligen Gestalt.

Wir gingen weiter fort, und kamen zu einem andern. Diesen erweckte mein Geleitsmann auch. Er war ein ansehnlicher Herr. Aus seinem Angesichte war zu schliessen, daß er in der Welt etwas Großes gewesen. Er sagte, sobald er die Augen geöffnet hatte: Die Welt hat mir nichts vorzuwerfen. Ich habe dem Vaterlande ge-

treu

tern gedienet; und wenn ich mehr Barmherzigkeit gegen den Nächsten, und selbst weniger Ehrgeiz gehabt hätte; so wäre an mir nicht viel auszusetzen gewesen. Ich hätte nach dem Lauf der Natur und nach der Stärke meines Temperaments noch lange Jahre leben können, wenn ich nicht bey einem gewissen Anlaß meinen Zorn so stark zurückgehalten, daß mich die Galle in das Krankenbett, und endlich in das Grab gelegt hätte. Allein, fuhr er fort, wie mancher befindet sich an diesem Orte, welcher keine andre Ursache seines Todes, als seine Arglistigkeit anzuklagen hat, durch welche er, vor der Zeit, von der Zahl der Lebendigen abgeschnitten worden.

Meine Erzehlung würde noch manches Blatt anfüllen, wenn ich alles wiedererzehlen wollte, was ich gehöret habe. Allein um mich kurz zu fassen, so muß ich sagen, daß Zorn, tägliches Wohlleben, Völlerey, Arglistigkeit und Mißgunst, als die allgemeinen Ursachen des Todes, von den Männern angezeiget worden; Eifersucht aber, Haß und verborgene Liebe waren die Ursachen der Krankheiten und des Todes der Frauenspersonen, mit welchen wir uns unterredeten. Mein Begleiter führte mich endlich zu dem Orte seines Aufenthalts. Hier, sagte er zu mir, ruhe ich in großer Stille. Hier, mein Freund, höre ich nichts von dem stürmischen Wesen der Welt, und wenn ihr von den Banden des Leibes werdet erlöset seyn; so wünsche ich, daß ihr in gleicher Glückseligkeit ruhen möget. Hier hat alle Sorge der Sterblichen ein Ende; doch werden alle die, so in der Welt ein lasterhaftes Leben geführet haben, durch die gleichen Begierden geplaget, womit sie in der Welt gesündiget haben, ob sie gleich sanft zu ruhen scheinen. Dieses macht ihnen den Schlaf sehr angstvoll und bitter, wie ihr an dem Kaufmann beobachtet hat. Darum, mein Freund, fahret fort tugendhaft zu leben. Habt bey allen euren

Ge-

Geschäften euer einziges Absehen darauf gerichtet, und wartet in aller Aufrichtigkeit ab, wozu euch die göttliche Vorsehung berufet. Laßt immer eure Zunge ein wahrhafter Zeuge eures Herzens seyn. Glaubt, daß hier alle Thaten ihren Lohn empfangen, und daß die Quaal etlicher Schlafenden unbeschreiblich ist. Ihr habt gesehen, wie die meisten Armen, und wie auch alle Kinder, die wir gesehen und gesprochen haben, in größter Zufriedenheit ruhen. Sie hatten keine Gelegenheit, den Menschen zu schaden. Sie waren gezwungen, in der Stille ihre Tage zu beschliessen. Verbessert euer Herz, wo ihr findet, daß Galle und Bitterkeit gegen den Nächsten aufsteigen will. Laßt es euch zu einem Gesetze werden, daß ihr durch Liebe, Dienstfertigkeit, und Aufrichtigkeit eine Ruhe erwerben wollet, welche alle Ehren und Schätze der Welt übersteiget. Sagt allen Menschen, daß die Ehrfurcht gegen unsern Schöpfer, die Liebe gegen den Nächsten, die Sanftmuth und Gutthätigkeit gegen Arme, eine ewige Belohnung zu erwarten haben.

Nachdem er diese Worte zu mir gesprochen hatte, legte er sich selbst auf ein kleines wohlausgerüstetes Bette, welches in seinem Schlafzimmer war. Ich erschrack, weil ich befürchtete, ich würde nun den Ausgang von dieser Wohnung der Todten, welche so weitläuftig war, nicht finden können. Unter dieser Furcht und Verwirrung erwachte ich, und sah, bey Eröffnung der Augen, mit Freuden, daß ich mich in meinem Zimmer befände.

Der Einsame.

Vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 2 Januarius 1767.

Mein Herz verabscheut, wie der Hölle Schaaren,
Den Mann, der anders spricht und anders denkt.

Homerus.

Die Hochachtung, die diejenigen, welche ihre Fähigkeiten mit den Werken der Einbildungskraft beschäftigen, von den übrigen Menschen fordern, entsteht in grossem Maasse aus ihrem Einflusse auf die Zukunft. Fürsten können Rang ertheilen, Geitzhälse und Räuber können Reichthum nachlassen; aber bloß die Söhne der Gelehrsamkeit haben die Macht, die Ehren eines daurenden Namens und einen Anspruch auf die Ehrfurcht entfernter Jahrhunderte zu schenken. Da also die Liebe des Ruhms ein Bewegungsgrund unsrer Handlungen, da es ein ewiges Kennzeichen einer vernünftigen Natur ist, daß sie die Vergessenheit fliehet, so können bey der Nachjagung der Glückseligkeit die Schriftsteller nie gänzlich übersehen, noch anders als durch ihre eigne Schuld verächtlich werden.

Der Mensch, der sich als den letzten Richter streitiger Dinge, als den Richter ansiehet, dem die Austheilung der letzten irdischen Belohnungen der Verdienste anvertrauet ist, der muß gewiß alle seine Tapferkeit

zusammen nehmen, seine Aufrichtigkeit zu unterstützen, und den vesten Vorsatz haben, einem Amte von solcher Würde und Wichtigkeit mit der allerwachsamsten Behutsamkeit, und mit der allergewissenhaftesteu Gerechtigkeit vorzustehen. Der Nachwelt Beyspiele zu überliefern, und die Meynungen künftiger Zeiten zu regieren, ist gewiß kein kleines und geringschätziges Unternehmen, und man kann gegen die große Republik der Menschlichkeit nicht leicht eine abscheulichere Verrätherey begehen, als wenn man ihre Urkunden verfälschet, und ihre Entscheidungen auf irrige Wege lenket.

Ohne Achtung der Gerechtigkeit Lob oder Tadel ausstreuen, das heißt den Unterschied des Guten und Bösen vernichten. Wir haben keinen andern Probierstein der Handlungen, als die gemeine Meynung; und die Empfindung eines guten Rufs hat auf alle und jede in so fern einen Einfluß, daß sie, wenn andre Grundsätze ihre Kraft verlohren haben, oftmals durch die Furcht der Vorwürfe zurückgehalten, und von der Hoffnung der Ehre angespornet werden. Es kann auch keine Art der Verkleinerung ein allgemeines Verderben so sehr befördern, als diejenige, welche den Werth des Ruhms vernichtet, indem sie zeiget, daß man ihn gewinnen könne, ohne ihn verdient zu haben, und welche, indem sie den Arbeitsamen und Ehrgeizigen, der allezeit das Schicksal andrer bestimmen muß, von der Furcht der Schande befreyet, der Raubsucht des Mächtigen den Zügel abnimmt, und das einzige Ansehen schwächet, dadurch der Größe zurückgehalten werden kann.

Das

Das Lob hat wie Gold und Diamanten seinen Werth, bloß seiner Seltenheit zu danken. Es muß wohlfeil werden, wenn es gemein wird, und wird nicht länger zur Erwartung erwecken, oder zu Unternehmungen anfeuern. Es ist daher nicht nur nothwendig, daß man der Ruchlosigkeit, selbst dann, wenn es nicht sicher ist, sie zu tadeln, den Beyfall versage, sondern daß man auch das Gute nur nach dem Grade seiner Güte erhebe, und nicht gestatte, daß die Kränze, die den grossen Wohlthätern des menschlichen Geschlechtes gebühren, auf der Stirne eines Menschen verwelken, der sich nur kleiner Dienste und leichter Tugenden rühmen kann.

Wären diese Grundsätze allenthalben angenommen worden; wie viel schwerer würde dadurch die Arbeit der Zueignungsschriften ein Werk geworden seyn, welches alle Kräfte des neuern Witzes erschöpfet hat. Wie wenige von denen Eingangslobreden würden das Licht gesehen haben, wenn der Verfasser zuvörderst verbunden gewesen wäre, einen tugendhaften Mann zu finden, hiernächst die besondre Gattung und den Grad seiner Verdienste zu kennen, und ihm endlich nur die Ehre beyzulegen, die er mit Recht fodern könnte. Es ist weit leichter, den Namen des Mannes, welchen der Zufall zuletzt zu Reichthümern und Macht erhoben hat, zu lernen, durch Vermittlung einiger seiner Hausgenossen die Freyheit des Zutritts zu ihm zu erlangen, oder ohne vorhergehendes Anhalten in dem Vertrauen auf die allgemeine Annehmlichkeit der Schmeicheley den Zugang zu wagen, und nachdem man ihm alle Tugenden, denen die Sittenlehre Namen gegeben, beygelegt hat, zu versichern, daß man mit Bestande der Wahrheit noch viel mehr sagen könnte, wenn nicht die Furcht

seine Bescheidenheit zu beleidigen, die entzückte Bewunderung, und den ehrfurchtsvollen Eyfer unterdrückte.

Nichts hat die Gelehrsamkeit von ihrem natürlichen Range so sehr herabgesetzt, als die Gewohnheit unanständiger und unüberlegter Zuschriften. Denn was kann der für Ansehen zu erlangen hoffen, der sich selbst für einen Miethling der Eitelkeit, und zwar der niedrigsten Eitelkeit bekennet, und ohne Schaam und Gewissenszweifel den Unwürdigen preiset, den Niederträchtigen erhebet, uhd den Ruchlosen, den Frevler und den Unterdrücker mit den Zierrathen bekleidet, die nur die Redlichkeit schmücken, und die Unschuld liebenswürdig machen sollten. Jede andre Art des Betrugs und der Verfälschung, so schändlich und so schädlich sie auch seyn mag, ist ganz gewiß nicht weniger abscheulich, als das Laster, den Menschen Charaktere anzudichten, und auf den Abschaum und den Kehrigt der Welt das heilige Siegel der Gelehrsamkeit zu prägen.

Dennoch will ich den Schriftstellern nicht die ganze Last der Schande aufbürden, davon ein Theil, vielleicht der größte Theil, auf ihre Gönner fallen muß. Wenn derjenige, der einen Meuchelmörder erkauft, die Schuld des Todschlages theilen muß, warum sollte denn der, der einen Schmeichler besticht, von der Schande der Falschheit frey zu seyn hoffen? Der unglückliche Zueigner hat fast allezeit Gründe, die der Freyheit seiner Wahl hinderlich sind, wo sie dieselbe nicht gänzlich aufheben. Er wird vielleicht vom Elende gedrückt, welchem er abzuhelfen hoffet, oder ist von einem Ehrgeize angeflammet, den er vergnügt zu sehen erwartet. Aber der Gönner hat keine so mächtige Anreizun-

reizungen. Er kann dadurch bloß eine kurze Belustigung geniessen, die ihm nichts als die Dummheit angenehm machen kann. Das wahre Vergnügen, welches Lobsprüche gewähren, besteht darinn, daß sie mit lauter Stimme das Zulispeln des Gewissens wiederholen, und uns zeigen, daß wir uns nicht vergebens bemühet haben, wohlverdiente Leute zu werden. Jeder andre Lobspruch ist einem vernünftigen Menschen Satyre und Vorwurf. Die Beylegung solcher Tugenden, deren Mangel wir bey uns fühlen, kann uns bloß eine lebhaftere Empfindung unsrer Fehler eindrücken, und uns beweisen, daß wir der Erwartung der Welt noch kein Genüge gethan haben, indem sie uns zwinget, zu bemerken, wie viel die Erdichtung zur Vollendung unsers Charakters beytragen müsse.

Vielleicht aber kann der Gönner selbst einiges Recht zur Nachsicht haben; denn der Lobredner ist nicht eben allezeit zu seinem Unternehmen sehr aufgemuntert worden. Mancher unglücklicher Schriftsteller hat, wenn sein Buch, und vielleicht auch schon seine Zuschrift zur Presse fertig war, lange gewartet, ehe er jemanden finden konnte, der den Preis der Beschimpfung bezahlen, oder sich gefallen lassen wollen, das Lob zu hören, welches bestimmt war, seinen Namen gegen die Zufälle der Zeit zu sichern; und manche Klage über den Verfall der Gelehrsamkeit, und die Verachtung witziger Köpfe ist ausgelüftet, wenn entweder die sparsame Klugheit den Aufwand abgelehnet, oder ein anständiger Unwille die Falschheit verworfen hat. Aber wenn er endlich, nach langem Forschen und unzählbaren Verfehlungen, einen vornehmen Herren findet, der gern etwas von seiner eignen Beredsamkeit und von seinem

Geschmacke hören will, oder einen Staatsmann, der begierig ist, zu wissen, wie wol ein freundschaftlicher Geschichtschreiber seine Aufführung abmahlen möchte, oder eine Dame, die sich freuet, der Welt ein Denkmaal ihres Witzes und ihrer Schönheit hinterlassen zu können; so kann man dergleichen Schwachheit eben nicht als einen Beweis einer abscheulichen Verderbniß tadeln. Man kann es kaum anders erwarten, als daß der weiseste Mann durch einen fleißigen Aufwärter in der Stunde der Schwachheit könne überraschet und beredet werden, der Trübsal beyzustehen, und durch die Musik der Schmeicheley die Hoffnung zu ermuntern.

Alle Zuschriften als schmeichlerisch und knechtisch zu tadeln, würde vielmehr Neid als Gerechtigkeit zu erkennen geben. Das Lob ist der Tribut der Verdienste; und wer sich in irgend einer öffentlichen Verrichtung unstreitig hervorgethan hat, der hat ein Recht zu allen den Ehren, die das Publicum erweisen kann. Es ist nicht nöthig, daß die Bücher, oder ihre Verfasser eine besondere Verbindung mit Männern haben, die über den Rest der Menschen so sehr erhöhet sind. Es ist genug, daß man wisse, der Gönner verdiene Ehrfurcht, um den zu rechtfertigen, der sie bezahlet. Zu eben der Achtung, von besondern Personen, können auch Privattugend, und weniger in die Augen fallende Vorzüge zuweilen berechtiget seyn. Ein Verfasser kann ungemein schicklich sein Werk demjenigen zueignen, durch dessen Aufmunterung es unternommen ist, oder dessen Freygebigkeit ihn in den Stand gesetzt hat, es auszuführen: und er mag sich billig über seinen eigenen Muth freuen, wenn er das Herz hat, ein unbekanntes Verdienst der Dunkelheit zu entreissen.

Acri-

Acribus exemplis videor te cludere: misce
Ergo aliquid nostris de moribus.

Ich weiß nicht, ob man nicht noch größere Gelindigkeit brauchen müsse, und ob nicht die Hoffnung sowol, als die Dankbarkeit eine Zuschrift untadelhaft machen könne; aber der Schriftsteller, der seine Lobsprüche nur darum ergiesset, daß er sich den Mächtigen günstig machen, oder die Aufmerksamkeit des Großen auf sich ziehen möge, nehme sich ja in Acht, daß ihn seine Begierde nicht zu ausschweifenden Lobeserhebungen verführe. Wir sind von Natur geneigter, uns an dem Zukünftigen als an dem Vergangenen zu belustigen, und, indem wir auf Hoffnung verschwenden, können wir uns leicht überreden lassen, etwas, das wir nur nach unserer Einbildung schätzen, für einen höhern Preis zu erkaufen, als den die Erfahrung bewähren wird.

Aber keine Privatabsicht und keine persönliche Achtung kann einen Menschen von seiner allgemeinen Verpflichtung gegen die Tugend und Aufrichtigkeit freysprechen. Es kann sich in den mannigfaltigen Verbindungen des Lebens zutragen, daß ein redlicher Mann von einem Menschen Gunstbezeigungen geniesset, den er, seiner zufälligen Gutthätigkeit ungeachtet, andern mit Recht nicht zur Nachahmung vorstellen kann; und alsdann muß er irgend ein anderes Mittel suchen, ihn zu belohnen, als das öffentliche Lob. Die Selbstliebe hat zwar viele Künste der Verführung; aber sie sollte uns doch gewiß so sehr nicht aufblasen, daß wir uns dem ganzen übrigen menschlichen Geschlechte gleich hielten, oder uns überredeten, daß eine uns erwiesene Wohl-

Wohlthat so groß sey, als jede andere Tugend. Dennoch haben es viele nach falschen Grundsätzen der Dankbarkeit gewagt, Elende zu erheben, die von allen, ausser von ihren Anhängern, für die Schande ihres Geschlechts angesehen wurden, und die sie selber gleichfalls mit eben der Verachtung angesehen haben würden, wenn sie nicht zu dem unrühmlichen Beyfalle wären gemiethet worden.

Die Verdienste durch das Lob anzureizen, ist das große Geschäfft der Gelehrsamkeit; aber durch ungerechte und nachläßige Austheilung muß das Lob seinen Einfluß verliehren; und wer den Werth desselben verringert, kann beschuldiget werden, daß er der Macht, die ihm die Wissenschaften in die Hände geben, misbrauche, und den Lohn der Tugend an dem Laster verschwende.

R.

Der Einsame.

Ein und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 9 Januarius 1767.

Einsame Thränen liebender Jugend
Sind oft die Zeichen höherer Tugend,
Als des Weisen Lehren,
Der in Wüsten flieht.

Zachariä.

Die strenge Lebensart der berufnen Thebanischen Einsiedler, die sinnreichen Martern, die sie wider sich selbst ersanden, diese immer erneuerte, immer schmerzhafte Quaal, die sie ihren Sinnen anthaten, alles dieses, wenn man es mit der fürchterlichen Bangigkeit ihrer Einöden zusammen nimmt, ist vielleicht mit den Schmerzen, die ein artiges Frauenzimmer, welches jung, liebenswürdig und beliebt ist, und welches dabey tugendhaft seyn will, auszustehen hat, noch lange nicht zu vergleichen.

Was ich hier sage, wird ohne Zweifel nicht wenigen sonderbar vorkommen. Ein Einsiedler! wird man ausrufen; ein Mensch, der kraftlos, halb todt, durch Fasten und übermäßiges Wachen erschöpft ist! Ein Mensch — Doch nein, es ist kein Mensch mehr! Es sind nur noch die Ueberbleibsel von einem Menschen! Beurtheilet seine Leiden aus ihren Wirkungen; beurtheilet die Heftigkeit seines Kampfes aus der Verwüstung des Kampfplatzes; und was wird alsdenn aus eurer Vergleichung werden?

Ihr sagt mir von einem jungen liebenswürdigen Frauenzimmer; also vergleicht ihr ein Paar blitzende Augen, eine Gesundheit und Reizungen, die im Schooße der Weichlichkeit und einer müßigen Lebensart gezeuget worden, ihr vergleicht ein Werk der allereitelsten Ge-

fälligkeit gegen sich selbst, mit einem Werke der aller-
strengsten Feindseligkeit gegen seine Sinne. Seit wel-
cher Zeit ist wol ein zartes Pflaumfederküssen zum Aus-
ruhen beschwerlicher als ein harter Klotz? Wie lange ist
es, daß der, welcher nach seinem Gefallen ausschläft,
kränklicher zu seyn pflegt, als der, welcher fast beständig
wacht? Wie! sich köstlich nähren, seine Eßbegierde durch
eine gekünstelte Enthaltung erregen: dieß sollte beschwer-
licher seyn, als sich zu Tode zu hungern?

Dieses ist es, was man wider mich anführen könnte;
dieß ist die Einwendung, die man wider meine obige
Meynung machen kann, und vielleicht würde mir eben
diese Meynung noch vor kurzem selbst sonderbar vorge-
kommen seyn. Aber man lese einmal das Schreiben,
welches ich sogleich anführen will. Dieses Schreiben
ist es, was mich auf andre Gedanken gebracht hat.
Einer von meinen Freunden, dessen Vertrauter ich bin, hat
es mir gegeben. Er hat es von einem jungen Frauen-
zimmer erhalten, in welches er äusserst verliebt ist. Man
lese es, und man wird darinn stärkere Gegenbeweisgrün-
de wider sich antreffen, als ich irgend vorbringen könnte.

„Sie lieben mich, mein Herr, und wenn Sie es mir
auch nicht so oft gesagt hätten, so würde ich doch nicht
weniger davon überzeugt seyn. Ja, Sie lieben mich; ich
wußte es schon, bevor Sie es mir noch bekannten. Ich habe
Sie manchmal geprüft, ohne daß ich es gewollt hätte,
und ich befand Sie so, wie mich dünkte, daß ein Liebha-
ber seyn müsse. Ach, ich wußte noch nicht, daß ich schon
damals wünschte, Sie so zu finden, wie Sie wirklich
waren. Gerechter Himmel! wie konnte ich, ich, die ich
niemals verliebt gewesen, die Liebe ergründen, die Sie für
mich verbargen? Wie konnte ich mich versichert halten,
daß ich mich nicht etwan betröge? und wodurch ward ich
es inne, daß ich Sie selbst bereits liebte? Hier haben
Sie das Geständniß, welches Sie so oft von mir verlang-

ten.

ten. Hier haben Sie mein Wort, woran ihrem Glücke
so viel gelegen ist, und welches ich bey unsrer letzten Un-
terredung nicht auszusprechen wagte. Ach, Sie haben
nicht mehr nöthig, daß ich es Ihnen erst sage, und ich
war thöricht, daß ich es nicht wagen wollte, Ihnen das
frey heraus zu sagen, was Sie doch so augenscheinlich
sahen. Statt Eines Geständnisses, welches Ihnen mein
Mund versagte; wie Viele derselben legte nicht meine Ge-
fälligkeit gegen Ihre Gespräche an den Tag? Erinnern
Sie sich Ihrer Liebkosungen? Es ist wahr, daß sie ganz
unschuldig waren; aber wie schlecht vertheidigte ich mich
gegen dieselben! War das nicht eben so viel, als ob ich sie
Ihnen selbst erwiese? Es sey! Seyn Sie vergnügt. Ich
liebe Sie; und so überflüßig es auch ist, Ihnen dieses erst
zu sagen: so schämte ich mich doch dafür, und diese Scham-
haftigkeit opfre ich Ihnen auf. Ich glaubte noch nicht
wider meine Pflicht gehandelt zu haben, so lange ich
dieses Geständniß noch zurück hielt. Elende Verblendung!
Wo war da meine Vernunft? Ich liebte, und ich beun-
ruhigte mich nicht deswegen. Ich sah dieses als eine
Kleinigkeit an. Ich hielt mich noch immer für tugend-
haft, bloß, weil ich nicht gestanden hatte, daß ich es
nicht mehr wäre. Ich bin meine Zärtlichkeit meinem
Ehegatten schuldig; indessen ist sie, in dem Augenblick,
da ich davon rede, Ihnen gänzlich gewidmet. Gerechter
Himmel! warum muß denn dieses ein Verbrechen seyn?
Doch was sage ich? Sie sind der Grausame! Sehen
Sie die Unordnung, die Sie in meinem Herzen angerich-
tet haben. Erwägen Sie, was aus mir werden würde,
wenn ich fortführe, Sie zu sehen. Ich verberge Ihnen
nichts; denn kurz, ich muß in dem Zustande, in welchem
ich mich befinde, ohne Rückhalt mit Ihnen reden. Meine
Schwachheit bedarf eines Ausbruchs. Auch das ist
schon ein Verbrechen; aber es ist für mich unumgänglich.
Ich würde mich allzu bloß geben, wenn ich alle die Re-

gungen bestreiten wollte, die mich bestürmen. Ich entdecke Ihnen meinen Zustand. Dieses strafbare Vergnügen, welches ich mir verschaffe, wird vielleicht meine Leidenschaft erleichtern. Meine Leidenschaft! Gerechte Götter! Erstaunen Sie nicht selbst über das, was Sie lesen? Sie, die sich nicht erkühnten, mir Ihre Liebeserklärung zu thun, die mir das Geständniß davon mit so viel Furcht abgelegt, die mit so vieler Hochachtung gegen mich von Ihrer Liebe mich unterhielten; Sie, die mich nicht anders, als mit Zittern um meine Gegenliebe baten: Erkennen Sie mich noch? Ich hatte mir nichts vorzuwerfen, ich hatte Ursache mit mir zufrieden zu seyn: Sie schätzten mich hoch, und ich selbst hatte Achtung für mich. Ich lebte in Ruhe und in Unschuld. Wo sind alle diese Güther hingekommen? Sie lieben mich, und Sie haben mir dieselben entwendet; und Sie wollten auch noch, daß ich Sie lieben soll, und Sie sprechen, Sie würden glücklich seyn, wenn ich Sie nur liebte! Welch ein seltsames Glück stellen Sie sich vor? Würden Sie denn meine Vergehungen, und der Verlust meiner Tugend, glücklich machen? Und das nennen Sie, mich lieben? Sind das die Empfindungen, die ich nach Ihrem Verlangen vergelten soll? Ach, gerechter Himmel, was ist doch ein Liebhaber für ein wunderlicher Mensch! Würde mir wol der Haß eines geschwornen Todtfeindes grössere Uebel zufügen können, als Sie mir wünschen? Nun denn! Ich bin voller Unruhe, voller Schmerzen, voller Thränen. Mein Gemahl ist mir beynahe verhaßt, und was mir von Tugend noch übrig ist, fast unerträglich. Ich bin mitleidenswürdig; ohne Zweifel bin ich es selbst in Ihren Augen. Haben Sie daran genug? Sind Sie glücklich? Nein! Sie beklagen sich noch. Mein Unglück ist noch nicht auf dem Punkte, wo Sie es gern haben wollten. Sie bestreben sich, mich noch verächtlicher zu machen, und Sie haben Recht. Ich bin der Beschimpfung

werth,

würcht, daß Sie Ihre Absichten enthüllen. Aber was mache ich? Warum lege ich von meinen Empfindungen Rechnung ab? Warum lasse ich mich mit so vieler Weitläuftigkeit in eine mir nachtheilige Erörterung ein? Was ist es, was mich mit Gewalt fortreisset? Indessen ist es doch wahr, daß ich es aufrichtig bereue, meine Pflicht verletzt zu haben. Ach! ist es aber auch wirklich wahr, daß ich es bereue? Wie kann ich mich davon überzeugen? Kann ich denn nichts in meinem Herzen aus einander sehen? Ich will mich selbst aufsuchen, und ich verliehre mich. Wie kann ich es wissen, ob ich meine Liebe bereue, da ich noch so viele Liebe empfinde? Ich entsage Ihnen, und ich beklage Sie. Ich will Ihnen alle Hoffnung benehmen, und ich fürchte, Sie werden es nicht glauben, daß ich Sie nicht liebe. Kurz ich mag mich hinwenden, wohin ich will, so finde ich überall, daß Gefahr für mich vorhanden sey. Sowol die Verwirrung, worinn mich meine Schwachheit gesetzt, als die Gewalt, die ich anwende, sie zu bestreiten, auch der Entschluß Sie nicht mehr zu sehen; alles wird mir zum Gifte; alles wird zu Liebe, sobald ich nur daran gedenke. O Himmel, wie zerstreut bin ich! Wie beklagenswürdig ist doch eine Frau in meinen Umständen, wenn sie sich von der Liebe hat einnehmen lassen! Zu was für einer Strafe gereicht ihr nicht das Vergnügen, welches die Liebe ihr verursacht! Dank sey dem Himmel! ich entsage diesem Vergnügen; ich verabscheue es; ich will wieder tugendhaft werden: so werde ich das Vergnügen wieder finden, welches ich über meine Tugend empfand. Ja, mein Herr; mein Entschluß ist gefaßt: Ich werde Sie nicht mehr sehen. Es brauchte nur zwey Worte, um Ihnen dieses zu schreiben, und es war meine Absicht nicht, Ihnen ein mehreres davon anzuzeigen; aber ich habe es wol in vier Briefen, die ich alle wieder ausgestrichen habe, vergeb-

sich versucht. Dieser, den ich Ihnen zuschicke, ist mir noch am wenigsten nachtheilig. Es ist beynahe eben soviel, als hätte ich sie Ihnen alle gesendet, da ich es Ihnen gestehe, daß ich sie geschrieben habe; aber nach den Ausdrücken, die mir in diesem Schreiben, welches Sie lesen, entfahren sind, kann ich mir fast keinen neuen Schimpf mehr anthun. Ueberdem, weil ich keinen Umgang mehr mit Ihnen haben werde, sondern zu meiner Pflicht zurückkehre; so werden die Martern, die ich von nun an leide, eine hinlängliche Genugthuung für meine begangenen Fehler seyn. Wie aber, werde ich denn in meinem Schreiben kein Ende finden? Das, was ich sage, sieht dem gar nicht ähnlich, was ich sagen will. Ich denke, daß ich nicht mehr lieben will; und doch wiederhole ich es beständig, daß ich liebe. Es liegt mir nichts daran. Hoffen Sie ja nichts von einer Empfindung, die wider meinen Willen entsteht. Ich bin es nicht mehr, die da liebet; ich bin nicht mehr strafbar; vielleicht bin ich es auch nie gewesen. Sie, Sie waren es; die Schwachheit war es, zu der Sie mich verleitet haben; mein Herz war es, worüber ich nicht mehr zu gebieten hatte. Itzt kommt mir das alles ganz fremd vor; itzt breche ich völlig mit diesem niederträchtigen Herzen, mit dieser Schwachheit, mit meinem Verführer, kurz mit Ihnen selbst. Sie werden sich dieses nicht überreden können, und Sie werden das, was ich Ihnen sage, für einen wunderlichen Einfall, und für eine Verwirrung halten. Sie betrügen sich: Mein Entschluß ist nicht itzt erst gefaßt worden. Sie wissen, daß meine Mutter hier wohnet. Ihr Charakter ist Ihnen bekannt. Gestern früh habe ich ihr meine Gemüthsverfassung im Vertrauen eröffnet. Sie ward darüber so unwillig, als es zu meinem Besten nöthig war. Hieraus sehen Sie also, daß ihre Tugend und meine Pflicht gemeinschaftliche Sachen machen.

Des

[illegible] sprechen wir, mein Gemahl und ich, von Ihnen. Er legte Ihnen ungemeine Lobsprüche bey, und dieses waren für mich lauter Herzensstiche. Er, der Sie so hochschätzt, verdient er es, sich so abscheulich in seiner Achtung auf Sie zu betrügen? Richten wir alle Beyde unsre Blicke auf uns selbst: Was für entheiligte Pflichten treffen wir auf beyden Seiten. Was für Meyneidige sind wir! Wir hätten einander geliebt. Wir hätten ohne Zweifel einander eine ewige Liebe geschworen! Ach, mein Herr, wem bin ich eine größere Treue schuldig, als meinem Gemahl? Wem Sie? Sind Sie dieselbe nicht der Ehe schuldig? Und Sie hätten doch Ihren Freund verrathen! Ich hätte meinen Gemahl schändlich hintergangen! Kurz, sehen Sie es nicht ein, daß wir uns endlich beyde abscheulich gemacht hätten? Sie hätten an mir nur ein unwürdiges Weib, und ich hätte an Ihnen blos einen ehrlosen Mann geliebt. Gerechter Himmel! Diese Betrachtung erweicht mich gegen Sie, und ich versage mir die zärtliche Regung nicht, die ich hierbey empfinde. Sie sind von Natur tugendhaft. Was für ein Unglück wäre es nicht gewesen, wenn Sie aufgehöret hätten, es zu seyn! Und wollten Sie wol, daß dieses Unglück mein Werk gewesen wäre? Hier sehen Sie meine Gedanken. Vergelten Sie meine Zärtlichkeit durch Gegenzärtlichkeit. Möchte doch die Ihrige der meinigen ähnlich seyn! Sie müssen eben dergleichen Betrachtungen über mich anstellen. Einerley Abscheulichkeit stellt sich uns beyden vor Augen. Ich bin, sowol als Sie, zur Tugend gebohren. Würden Sie die Kühnheit haben, mir meine Tugend zu rauben? Kann eine Seele, wie die Ihrige, kann Sie die Liebe selbst mit dieser Vorstellung vereinbaren? Ich weis wol, daß wir in der Folge einige Mühe würden gehabt haben, immer eben so zu denken; aber ich habe dafür gesorgt. Ich habe meinem Gemahl vorgestellt, daß

Sie

Sie sehr oft zu uns kämen; und daß Ihre Besuche, so unschuldig sie auch wären, einer Frau von meinem Alter nachtheilig seyn könnten. Er wird mit Ihnen davon reden. Er hat es mir versprochen. Fassen Sie hierüber Ihren Entschluß. Wenn ich Sie noch einmal wieder bey mir sehe; so wird es mein Gemahl wissen, daß ich Sie liebe. Ich bin dazu entschlossen. Ich werde darüber vielleicht seine Hochachtung und Liebe verliehren; allein ich muß mich wol entschliessen, sie zu verliehren, damit ich sie verdienen möge; und wenn dieses noch nicht hinlänglich ist: so will ich alle meine Freunde von meiner Schwachheit benachrichtigen. Sie werden mir zu so viel Schutzwehren dienen, die ich zwischen uns stellen will. Sehen Sie da eine Gegenwehr, bey der es Ihnen gewiß unmöglich fallen wird, mich zu verführen. Ich darf sie Ihnen nur zeigen. Ich ersuche Sie weder mich im Andenken zu behalten, noch mich zu vergessen. Ich bin noch allzuschwach, als daß ich es wagen dürfte, mich hierüber auszudrücken, und ich begehre es nicht zu wissen, welches von beyden ich am liebsten wünschte. Was mich anbelanget, so will ich mich bemühen, Sie zu vergessen. Ich bin zwar nicht verpflichtet, dieses im Werk zu bewerkstelligen; aber dazu bin ich verbunden, daß ich durch mein ganzes Leben mein Möglichstes anwende, damit zu Stande zu kommen, und ich bin eben im Begrif meine Pflichten zu erfüllen. Ich werde Sie nicht mehr sehen. Leben Sie wohl."

Mein Freund sagte mir, als er mir dieses Schreiben vorgelesen hatte: Er habe eine Antwort darauf verfertiget, die mit dem tugendhaften Verlangen dieses Frauenzimmers übereinkäme, und daß er den folgenden Tag auf seine Güther reisen würde.

M.

Der Einsame.

Zwey und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 16 Januarius 1767.

O Schöpfer! was ich seh, sind deiner Allmacht Werke,
Du bist die Seele der Natur.

von Haller.

Seitdem ich mich genöthiget sehe, meine Tage in der Stadt zuzubringen, dünkt mich, daß ich in einem dunklen Gefängnisse lebe, wo ich schwerlich Raum genug finde zu athmen. Die Häuser verbauen mir den Himmel und die Sonne; und die Canäle und Rinnen verunreinigen mir die Luft mit einem morastigen Geruche. Ich bedaure hier den Boden, der unter der Last der Gebäude und der gepflasterten Gassen unfruchtbar und öde liegen muß. Nichts von dem Zwange zu gedenken, in welchen mich der Umgang mit meinen höflichen Mitbürgern öfters versetzt. Dieses alles macht, daß ich die Gedanken, welche Opitz in dem Gedichte von der Ruhe des Gemüths ausgebildet hat, in ihrem vollen Nachdruck fühle und empfinde:

Wie wenn die Nachtigall vom Käfig ausgerissen,
Hin in die Lüfte kommt, und an den kalten Flüssen
Mit Singen lustig ist, um daß sie los und frey
Von ihrer Dienstbarkeit und nun ihr selber sey:

So, dünkt mich, ist auch mir, im Fall ich unterzeiten
Dieß, was mich sonsten hält, kann werfen auf die Seiten,
Und ausser dieser Stadt, auch nur auf einen Tag,
Und einen noch dazu, mit Ruh erschauen mag.*

Am meisten reuen mich die deutlichen Spuren von der mannigfaltigen Weisheit des Schöpfers der Natur, welche auf dem Lande noch übrig sind; anstatt daß man innerhalb der Stadtthöre, so zu sagen, vor dem Angesicht der Natur verborgen liegt, und seine Tage in einer groben Unwissenheit, wie voller Schönheit sie ist, zubringet. In dieser Beklemmung und Mangel, weiß ich mein Gemüth nicht besser aufzurichten, und einigermaßen zu erweitern, als daß ich mit einem geschickten Schüler der Natur wenigstens in Gedanken auf das freye Land hinausspaziere, und seiner Anweisung folgend einige Blicke auf die wunderbare Geschichte der Natur werfe. Zu diesem Ende diente mir neulich folgendes Ueberbleibsel aus der Historie der Natur, welches Cicero zu schreiben angefangen hatte.

* * *

Wohin wir die Augen kehren, finden wir die Weisheit der Natur hervorleuchten. Wir sehen erstlich diejenigen Sachen, die aus der Erde hervorwachsen, und sich auf einem Stamme in die Höhe heben, der sie stützet, und ihnen den Saft aus dem Boden zuführet, in welchem sich seine Wurzeln ausbreiten. Dieser Stamm wird

* Verschiedene Ausdrücke in diesen sonst schönen Zeilen bedürfen einiger Nachsicht, die man einem schon vor mehr als hundert Jahren verstorbnen Dichter nicht versagen wird.

wird mit einer zähen Rinde umkleidet, damit der Baum vor Kälte und Hitze beschirmet sey. Die Weinrebe zieht sich an der Ulme hinaufwärts, und umarmet sie gleichsam; aber sie flieht vor dem Kappes, und dem Kohlkraut, wenn sie ihr zu nahe gepflanzt werden, und rühret sie, als ob sie ihr Gift wären, niemals an.

Was für eine Menge Thiere zählen wir ferner! Welchen starken Trieb hat die Natur ihnen eingeflößt, damit keine Geschlechtsart sich mit einer fremden vermische! Einige sind in Leder und zottigten Pelz gekleidet, andre sind mit Borsten und Stacheln bewaffnet, noch andre tragen Federn, und wieder andre sind mit Schuppen bedeckt. Einige wehren sich mit den Hörnern; andre retten sich durch Hülfe der Flügel. Einem jedem von denselben läßt die Natur seine eigne ihm gemäße Speise wachsen. Es ist wunderbar, was für verschiedne Gestalten, und was für feine Werkzeuge von Gliedmaßen die Natur gemacht, und was für ein sorgfältiges Ebenmaaß sie in allen Theilen des Körpers beobachtet hat, damit ein jedes geschickt werde, seine ihm eigne Speise zu erhäschen, und sich zuzurichten. Alle diese Gliedmaßen und Theile sind so geschickt zusammen verknüpft, daß ein jegliches etwas zur Erhaltung des Lebens beyträgt. Eben dieselbe Natur hat den Thieren auch die Werkzeuge der Sinne mitgetheilet, damit sie tüchtig wären, ihrer Speise nachzuspühren, und schädliche von der gesunden zu unterscheiden. Einige schaffen sich dieselbe mit einem schnellen Sprunge an, andre suchen sie kriechend, andre fliegend, noch andre schwimmend. Diese schnappen mit dem Munde darnach, jene fassen sie mit den Zähnen an, andre schlagen die stählernen Klauen in dieselbe, noch andre ergreiffen

sie mit den spitzigen Schnäbeln. Einige fangen, andre zerreissen, noch andre zermalmen sie. Unter denselben giebt es niedrige, welche die Erde mit ihren Rüsseln leicht erreichen: Aber andre, die höher sind, zum Exempel die Gänse, die Schwanen, die Kraniche, die Kameele, helfen sich durch ihren langen Hals. Dem Elephanten ist eine Hand gegeben worden, weil er wegen der Schwere seines Körpers sich nicht wol nach seiner Speise bücken kann. Denjenigen, welche von dem Fleische andrer Thiere leben, hat die Natur entweder Stärke, oder List, und Geschwindigkeit verliehen: Einige hat sie auch ein Handwerk gelehret, zum Exempel die Spinne. Hier webt diese ein Netz, und spannet es, zum Fange, aus; dort steht jene in einem Winkel auf der Wache, und greift alles an, und macht alles nieder, was sich in ihrem Garne verwickelt hat. Die Stechmuschel hat mit dem Krebse gleichsam einen Vertrag, daß sie ihre Speise gemeinschaftlich suchen wollen; denn wenn die Fische in die offne Muschel hineingekommen sind, so wird sie von ihm, als von ihrem Wächter gekniffen, worauf sie plötzlich die Schaalen zusammen klemmt. Da diese beyden Thiere von so ganz verschiedner Art sind, so steht zu untersuchen, ob sie von der Natur schon in ihrer Geburt so zusammen verbunden worden, oder ob sie erst später in eine Gesellschaft zusammen getreten seyn. Eben so wunderbar sind diejenigen Thiere, die zwar im Wasser leben, aber auf dem trocknen Lande gebohren worden. Von dieser Art sind die Crocodile, die Flußschildkröten, und eine Art Schlangen, die, sobald sie sich regen können, ins Wasser eilen. Dieses letztere nehmen wir auch bey den Enten wahr, welche eine Henne ausgebrütet hat. Wiewol sie von ihr geführet und ernähret wor-

den,

sen, laufen sie doch von ihr weg, sobald als sie das Wasser, als ihr natürliches Haus, erblicken. Ich habe von einem Vogel, Namens Platea, gelesen, daß er seine Speise von andern Vögeln kriege, deren Natur ist, daß sie sich in das Wasser tauchen; denn wenn sie mit ihrem Raube aus dem Wasser wieder hervorkommen; so setzt er ihnen so lange mit Beissen zu, daß sie denselben müssen fallen lassen. Alsdenn macht er davon seine Mahlzeit. Man schreibt von eben diesem Vogel, daß er sich mit Muscheln anfülle, die er in seinem hitzigen Magen kochet, hernach wieder ausspeyt, und das Fleisch davon verschlinget. Von den Meerfröschen erzehlet man, daß sie sich mit Sande bestreuen, und am Gestade hin und her wältzen; wenn sich dann die Fische zu ihnen nähern, werden sie von ihnen gefangen und gefressen. Der Aar ist ein gebohrner Feind des Rabens; einer zerbricht dem andern die Eyer, wo er sie finden kann. Eine so grosse Vorsorge sich zu erhalten, hat die Natur den Thieren eingepflanzet.

Aber wer wird das nicht mit Bewunderung anhören, was vom Aristoteles beobachtet worden. Die Kraniche, sagt er, formieren drey Winkel, wenn sie über Meer in wärmere Länder ziehen; mit der äussersten Spitze einer Ecke durchschneiden sie die Luft; zu beyden Seiten regieren sie ihren Lauf mit den Flügeln, wie mit Rudern, und diejenigen, welche den Fuß der drey Ecken ausmachen, werden von den Winden nicht anders, als das Hintertheil eines Schiffes, fortgeschoben; die hintern lassen ihre Köpfe und Hälse auf dem Rücken derjenigen ruhen, die vor ihnen herfliegen, und sie wechseln mit den vordersten, die sich auf nichts

stützen können, von Zeit zu Zeit ab, und diese Zuordnung und Abwechselung wird von ihnen auf der ganzen Reise beobachtet.

Ich könnte, wie ihr aus diesem Versuche seht, viele dergleichen seltsame Dinge zusammen lesen. Jedermann weiß, mit welcher Vorsicht die Thiere ihre Wachten ausstellen, welche Tapferkeit sie in ihrer Beschützung bezeigen, und wie sorgfältig sie sich in ihren Höhlen und Löchern verschanzen. Aber merkwürdig ist, was uns die Aerzte sagen, daß die Hunde sich mit Brechmitteln purgieren, und daß die Aegyptischen Störche sich selbst clystieren. Man hat mir auch erzehlet, daß die Panterthiere in Africa, wenn sie von einem vergifteten Aase gefressen haben, ein gewisses Kraut kennen, welches sie wieder gesund macht; und daß die Steinböcke in der Insel Creta, wenn sie geschossen worden, von einem Kraut essen, welches macht, daß die Pfeile aus dem Fleische fallen. Wir sehen sonst, wie sich ein jedes Thier mit seinen eignen Waffen wider den, der es beleidigen will, zur Gegenwehr stellet; die Stiere stoßen sich mit den Hörnern, die Eber hauen mit den Zähnen, die Löwen beissen; einige trauen lieber den Füßen, andere verbergen sich, zum Exempel die Blackfische oder Blackkittel, die eine schwarze Farbe aus ihrem Leibe herausdrücken, darinn plätschern, und also den Augen der Fischer sich entziehen. Andere verjagen ihre Nachsteller durch einen unerträglichen Gestank, den sie von sich geben.

Damit

Damit die Erde von ihrer Schönheit nichts verliehren, und damit keine Geschlechtsart weder der Thiere, noch der Bäume und übrigen Gewächse, die durch ihre Wurzeln in dem Boden festsitzen, untergehen mögte, so hat die göttliche Vorsehung in ein jedes seinen eignen Saamen gelegt, wodurch es sich vielfältig fortpflanzen kann. Dieser Saame ist bey den Bäumen allezeit in das innerste Theil der Früchte verschlossen; die über das, daß sie das Land mit neuen Gärten und Wäldern besetzen, den Menschen zur Speise dienen. Und von was für einer bewundernswürdigen Vorsorge zeuget nicht die Natur, eine jede Geschlechtsart der Thiere zu erhalten und fortzupflanzen! Wie stark ist die Regung, durch welche sie das Männlein und das Weiblein zur Fortpflanzung des Geschlechts antreibt! Wenn das Thier von der Mutter gefallen ist; so wird bey denen Thieren, die von der Milch leben, fast alle Speise zu Milch, und die Jungen die allererst gebohren sind, greiffen die Brüste der Mutter durch den bloßen Trieb der Natur an, ohne einen Führer, und sättigen sich von den vollen Eutern. Ja, damit niemand zweifeln könne, daß dieß alles durch die vorsichtige Leitung der Natur geschehe, hat selbige den Thieren, die viele Junge werfen, viele Euter gegeben, den andern aber, die wenige gebähren, auch wenige. Welche Liebe tragen die Alten zu ihren Jungen, und mit welcher sorgfältigen Furcht vertheidigen sie solche, doch nur so lange, bis daß sie im Stande sind, sich selbst zu beschützen! Also verlassen die Fische ihren Leich, sobald sie ihn abgestoßen haben, weil derselbe keine weitere Nahrung vonnöthen hat, als diejenige, welche ihm das Element

ment giebt, darinn er lebt. Von den Schildkröten und den Crocodilen sagt man, daß sie ihre Eyer im Sande vergraben, und liegen lassen, da hernach die Jungen von sich selbst aus der Schale gehen, und auch sich selbst erziehen. Aber die Hennen und die Weibchen der Vögel, suchen einen einsamen und stillen Ort, wo sie ihre Nester bauen, welche sie mit den weichsten Federn überlegen, damit ihre Eyer sich nicht verletzen. Wenn dann die jungen Vögel die Schalen gebrochen haben, so breiten sie ihre Flügel über dieselben, damit sie von dem Frost, und wenn es heiß ist, von der Sonne nicht beschädiget werden. Allein sobald die Jungen fliegen gelernet, höret diese Sorgfalt der Mutter auf.

* * *

Die Nachrichten der Alten von den Thieren, sagt der Herr Prof. Reimarus, in der Vorrede zu seinen allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, sind so beschaffen, daß auf ihre Sage nichts zuverläßig ist, wenn es nicht durch eine schärfere Untersuchung der Neueren bestätiget worden; denn in der Logik der alten Weltweisen waren die Capitel von einer sichern Erfahrung und glaubwürdiger Nachricht vergessen. Ich weiß daher dieses Blatt nicht besser zu beschliessen, als mit dem Wunsche: daß dieses verdienstvollen Philosophen besondere Ausführung dieser Betrachtungen über einen so wichtigen Theil der Naturgeschichte, dergleichen Arbeit der englische Zuschauer, zum Nutzen des menschlichen Geschlechts, und zu einer ausgebreitetern höhern Verehrung des weisen Schöpfers, schon zu seiner Zeit einer ganzen königlichen Societät der Wissenschaften auf das angelegentlichste empfohlen, und wozu der Herr Prof. in ebengedachter Vorrede eine angenehme Hoffnung gemacht hat, auf das baldigste folgen möge.

Der Einsame.

Drey und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 23 Januarius 1767.

Verachtet, ihr Verächter der Wissenschaft, die Welt,
Aus ihrem Untergange von Weisen hergestellt!
Seht ihre Hand den Erdkreis, und seine Menschen bilden;
Aus Höhlen werden Städte, und Wüsten zu Gefilden.

Dusch.

Die Wissenschaften, auf welche sich die Erhaltung, Regierung und Zierde der Republiken gründet, sind unter andern vorzüglich die Kenntniß der gelehrten Sprachen, die Weltweisheit, die verschiedenen Theile der Mathematik, die alte und neue Geschichte, und eine sattsame Einsicht in die alte und wahre Dichtkunst, nebst der Beredsamkeit.

Das Wohl einer Republik besteht nicht allein in dem Flor und der Stärke des Ganzen; sondern auch in der Glückseligkeit eines jeden Bürgers und Einwohners insbesondere. Denn ein solcher Staat kann nicht wohl blühend heissen, dessen meisten Glieder elend und unglücklich sind. Die Glückseligkeit dieser aber kann durch nichts, als weise Anordnungen und Gesetze, erreicht werden; welche um so viel mehr unentbehrlich sind, weil das menschliche Herz dergestalt aus der Art geschlagen ist, daß die meisten ihre Mitbürger zu bevortheilen, und solche Dinge zu begehen pflegen, die mit der gemeinen Ruhe nicht bestehen können. Weise Obrigkeiten haben also von jeher diesem Uebel durch kluge Verordnungen abzuhelfen, und die Wohlfahrt des ganzen gemeinen Wesens sowol, als auch eines jeden insbesondere zu erhalten gesucht. Dieses wird sowol nach allen Regeln der gesunden Vernunft und Politik, als auch aus den Beyspielen der Gesetzgeber, zu allen Zeiten genugsam bewiesen.

Wenn die Alten eine Republik stifteten, oder die Regimentsform einer gestifteten verändern und verbessern wollten, so richteten sie sich zu Erreichung ihrer Absichten öfters nach andern Staaten, welche wegen ihrer guten Verfassung und Einrichtung überall berühmt waren. Der spartanische Gesetzgeber Lycurgus folgte den weisen Anordnungen Aegyptens, und den Gesetzen des Königs Minos in Creta. Solon folgte in Athen seinem Beyspiel, nur mit dem Unterschied, nach, daß er seine Gesetze mehr nach der menschlichen Natur bequemte. Die Römer selbst, diese an Klugheit und Tapferkeit so berühmte Nation, holten ihre Gesetze aus Griechenland, um ihre Republik in einen vollkommnen Stand zu setzen. Durch die Ausbreitung ihrer Macht wurden sie andern Völkern furchtbar, und durch ihre Klugheit und Gerechtigkeit, die sie in allen ihren Unternehmungen begleiteten, machten sie sich würdig, Herren der Welt zu heissen, uns aber ein Exempel eines vollkommnen Staats zu hinterlassen.

Allein, wie wenig würden wir von ihren Gesetzen und ihrer ganzen Hoheit wissen, wenn uns dasselbe nicht geschickte Leute unter ihnen in Schriften hinterlassen hätten, und wie wenig würden uns selbst diese herrlichen Ueberbleibsel helfen, wenn uns die Kenntniß ihrer Sprache fehlte.

Die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache wird also nothwendig erfodert, wenn man die Schriften der Alten gehörig lesen, ihre vortreflichen Wissenschaften daraus erkennen, und ihre herrlichen Staatsverfassungen gebührend einsehen will. Da nun die freyen Künste vorzüglich in Griechenland geblühet, und von da nach Rom übergebracht worden; so ist es ausser Zweifel, daß man sie aus den Schriftstellern dieser beyden berühmten Nationen, als aus ihren reinsten Quellen, schöpfen müsse.

Es

Es würde aber überflüßig seyn, eine bereits ausgemachte Sache mit vielen Gründen beweisen zu wollen. Man kann vielmehr zu andern Wissenschaften, auf welche sich die Wohlfahrt des gemeinen Wesens gründet, übergehen, worunter die Weltweisheit, und insonderheit der sittliche Theil derselben, den ersten Plaz behauptet.

Die Rede ist aber hier gar nicht von der scholastischen Philosophie, als welche gröstentheils aus lauter spitzfündigen Fragen, unendlichen Unterscheidungen, Ausnahmen und barbarischen Kunstwörtern besteht, welches zu unaufhörlichen Zänkereyen Anlaß giebt, und zu dem glücklichen Zustand eines Staates nicht das Geringste beyzutragen vermögend ist. Deutschland legt uns davon ein klares Beyspiel vor Augen, als welches niemals mehr mit Unwissenheit, Zwietracht und Verwirrung geplagt gewesen, als da die scholastische Philosophie die Oberhand hatte, und die Wissenschaften mehr zu verdunkeln als aufzuklären suchte. Jtzt aber stellt sich die Weisheit in einem ganz andern Gesichtspunkte dar, indem sie die Grundwahrheiten auf eine weit deutlichere und weniger versteckte Art entwickelt, mit weit weniger Schwierigkeiten als vorhin, verknüpft ist, und einen ungleich grössern Nutzen und Einfluß in die Wohlfahrt des Staates hat.

Diese ist es, die durch den Vorschub berühmter Männer die Vorurtheile bestritten, die Beschaffenheit der grossen Weltkörper besser erkläret und bestimmet, und auch die Kräfte und Wirkungen der unkörperlichen Wesen aus ihrer Natur erwiesen hat. Sie ist es endlich, welche uns nicht allein den künstlichen Bau unsers eigenen Körpers, und die Veränderungen, welchen derselbe unterworfen ist, sondern auch den Lauf und die ordentlichen Wirkungen der Natur, die Mannigfaltigkeit u. Beschaffenheit der sichtbaren Dinge, und die Grösse, Ordnung und Uebereinstimmung dieses ganzen Weltgebäudes aus einander setzet. Jenes führet uns zu der Erhaltung unsrer

selbst; dieses aber leitet uns zu der Erkenntniß eines allerhöchsten Wesens. Sie unterweiset uns auch in dem unwandelbaren Gesetze der Natur. Die Ausübung der Tugend und Vermeidung der Laster sind die vornehmsten Gegenstände ihrer Lehrsätze. Den Regenten zeiget sie, wie sie regieren, und den Unterthanen, wie sie gehorchen sollen. Ohne die Weltweisheit kann demnach kein Mensch glücklich seyn. Denn wie kann derjenige in einem vergnügten Zustande leben, der die Welt und ihren Schöpfer nicht kennet, und aus diesen beyden Gegenständen seine ihm obliegenden Pflichten herzuleiten nicht vermögend ist? und wie kann wol ein Staat an Macht und Ehre blühen, wenn keine gesunde Vernunft, keine Einsicht in die menschlichen Handlungen, keine Ausübung der Tugend und keine kluge Ordnung darinn anzutreffen ist? Die Weltweisheit ist also immerdar die Stifterin der Republiken, die Erhalterin der gemeinen Wohlfahrt, und die kräftige Beschützerin der Regenten gewesen.

Um aber auch andre Wissenschaften zu berühren, so nimmt die Mathesis einen vornehmen Platz unter denjenigen ein, die zur Zierde eines Staats vieles beytragen. Ihre Uebung schärft den Verstand, heitert ihn auf, und macht ihn zum Nachsinnen bequem und tüchtig. In den meisten ihrer Theile trift man eine Gewißheit und solche Wahrheiten an, die durch klare Beweise bekräftiget, und unumstößlich dargethan werden können. Der Nutzen, der daraus entsteht, zeigt sich in verschiedenen Wissenschaften, und fast allen mechanischen Künsten, so, daß fast keine von ihnen zu finden ist, die ihr nicht einigermaßen ihre Erfindung oder wenigstens ihre Verbesserung zu danken hätte. Man betrachte nur diejenigen Theile derselben, welche in das bürgerliche Leben einen so großen Einfluß haben, so findet man, daß sie nicht entbehrt werden können. Gründen sich nicht sehr viele Künste auf die Rechenkunst, als eine Wissenschaft, aus

einigen

einigen gegebenen Zahlen andere zu finden, von denen eine Eigenschaft in Ansehung der gegebenen bekannt gemacht wird. Wo anders, als in der Mechanik, lernen wir mit Vortheil der Kraft oder der Zeit eine Last bewegen, oder eine grössere oder geschwindere Bewegung, als sonst der gewöhnlichen Kraft möglich wäre, hervorzubringen. Würden wir wol vermögend seyn, das Wasser nicht nur etliche Mann, sondern noch ungleich höher steigen zu machen, wenn uns nicht die Hydraulik Regeln und Mittel dazu an die Hand gäbe? Betrachten wir die Gebäude, untersuchen wir ihre Theile und derselben verschiedne Zusammensetzung, so ist offenbar, daß man sich, um dieselben nach den Absichten des Besitzers, sowol in Ansehung der Bequemlichkeit, als Zierde, einzurichten, an die Regeln der Baukunst halten müsse. Denn wo wird wol ein Haus und Pallast gebauet, oder eine Vestung angelegt, belagert und erobert, da man sich nicht nach den Regeln entweder der Bürgerlichen oder Kriegsbaukunst richten müsse. Durch Hülfe der Mathematik können Berge der Erden gleich gemacht, den Flüssen ein andrer Lauf gegeben, und dem ungestümen Meere durch Errichtung vester Dämme Gränzen vorgeschrieben werden. Durch ihre Hülfe werden Schiffe erbauet, die, gleich grossen Pallästen, auf dem unergründlichen Meere sicher schwimmen.

So sehr diese Wissenschaft den Menschen eigen zu seyn scheinet; so hat sie gleichwol der Allmächtige auch den unvernünftigen Thieren mitgetheilet. Betrachten wir das Gebäude einer Wespe, besehen wir ihre Zellen, die Stützen, worauf sie ruhen, und überhaupt ihre ganze Ordnung und Einrichtung; so müssen wir allerdings gestehen, daß ihnen die Regeln der Baukunst nicht unbekannt seyn. Eben diese Geschicklichkeit äussert sich auch bey den Bienen, Ameisen, Hamstern und andern Thieren, die in einer Art von bürgerlicher Gesellschaft leben. Was leuchtet aber wol

stärker in die Augen, als die Baukunst der Bieber. Diese Thiere wohnen in einer Hütte von Holz und Thon, die sie mit einer wunderbaren Geschicklichkeit auf Pfählen an dem Ufer eines Sees bauen, und sie mit vielen Durchgängen versehen. Sie vergesellschaften sich bey dreißig, vierzig, mehr oder weniger, mit einander, je nachdem sie ein zu ihrer Wohnung geschicktes und bequemes Erdreich erwählen können, um sodann die nöthigen Arbeiten zu der Aufbauung ihrer Wohnungen unter sich auszutheilen. Sie legen sich, wie bekannt, auf den Rücken, und lassen aus ihrem Leibe eine Art eines Karrens machen, welcher alsdenn mit den nothwendigen Baumaterialien beladen, und von andern an den bestimmten Ort gezogen wird. Sie verrichten dieses auch bisweilen nur durch Hülfe ihres Schwanzes allein, der so breit ist, daß sie damit allerley zu ihrer Haushaltung nöthige Dinge herbey schaffen können. Der eine giebt einen Maurer, der andre einen Handlanger, und noch ein andrer den Baumeister ab. Ein Baum wird an der Wurzel so lange benagt, bis er in den See fällt. So dann bearbeiten ihn andre Werkleute. Einige richten die Pfähle zu; andre rammen sie ein: da unterdessen noch andre das übrige benöthigte Holz herbeyschaffen und zimmern. Dieses alles geschieht mit einer vollkommnen Ordnung und Uebereinstimmung. Wie sehr verdient eine von unvernünftigen Thieren so wohl angeordnete Unternehmung die Bewunderung vernünftiger Menschen!

So nöthig die Mathematik zu der Erhaltung eines gemeinen Wesens ist, so unentbehrlich ist die Historie den Regenten desselben.

Wahrheiten, die aus unwidersprechlichen Gründen dargethan werden, erhalten öfters keinen Beyfall, und die meisten könnten nicht deutlich begriffen werden, wenn man sie nicht mit Exempeln erläuterte? Was ist aber hierzu bequemer, als die Geschichte? Ja so gar die Grundsätze werden durch Beyspiele viel deutlicher erkläret, und

eindringender vorgetragen, so, daß viele Menschen von einem historischen Vortrage viel lebhafter überzeuget werden, als durch die kräftigsten und unumstößlichsten Beweise. Die Zufälle und Begebenheiten machen uns aufmerksam. Man giebt auf alle fremde Handlungen acht, man untersucht dieselben auf das genaueste, und findet, daß sie gewisse Folgen nach sich gezogen, die entweder zu ihrem Nutzen oder Schaden ausgeschlagen sind. Die guten suchen wir also, wie natürlich, nachzuahmen, die bösen aber zu vermeiden, indem die Neigung sich glücklich zu machen, und sich folglich aller zu diesem Zweck leitenden Mittel zu bedienen, den Menschen natürlich ist.

Der Ursprung und der Wachstum eines jeden Reichs, die Aufnahme, Erweiterung und Zerstöhrung der Staaten, imgleichen die Ursachen und Gelegenheiten aller dieser Veränderungen sind von den alten Geschichtschreibern aufs sorgfältigste aufgezeichnet worden, und größtentheils bis auf unsre Zeiten gekommen.

Aus diesen haben wir zu ersehen, daß die Republiken so lange blühend und unüberwindlich erhalten worden, so lange die Tugend und Weisheit das Ruder darinn geführet, hingegen aber zu Grunde gegangen, so bald ein Jeder seinen eignen Nutzen dem gemeinen Besten vorgezogen.

Athen und Rom geben uns die merkwürdigsten Beyspiele davon an die Hand. So lange sich Athen nach den weisen Ordnungen des klugen Solons richtete, und Sparta den Gesetzen des Lycurgs folgte, und ganz Griechenland sich zusammen für eine einzige Republik hielt, war es der großen Persischen Macht unmöglich, dieselbe zu überwinden. So bald sie aber von der klugen Vorschrift ihrer Gesetzgeber abwichen, und je ein Staat über den andern zu herrschen suchte, waren die sonst kleinen Macedonischen Könige mächtig genug, ihre Freyheit zu unterdrücken, und einen nach dem andern über den Haufen zu werfen.

Eben

Eben diese Bewandniß hatte es auch mit Rom. So lange seine Bürger ihr eignes Heil in der Wohlfahrt des gemeinen Wesens suchten, und ein Jeder sich bemühte, sein Vaterland, durch tapfre Unternehmungen und kluge Ausführung derselben, uneigennützig empor zu bringen, so wuchs die Macht der Republik augenscheinlich. Allein eben diese Macht, diese grossen Thaten, diese vielen Siege und Triumphe, waren auch die Ursache, daß Tugend und Redlichkeit um so viel mehr abnahmen, je mehr deren Anzahl sich vermehrte. Sie mißbrauchten die eroberten Reichthümer zu allerhand Ueppigkeiten, handelten nach lauter Partheylichkeit, verkauften die Aemter, belohnten die Verräther, und sprachen die Missethäter los, um sich aus ihnen einen Anhang zu sammeln. Jeder strebte nach der Oberherrschaft, opferte seine Blutsverwandte der Herrschsucht auf, verheerte sein Vaterland, um seine eignen Besitzungen zu erweitern, und riß, mit einem Wort, alles, was die Klugheit, Tapferkeit und Redlichkeit der Vorfahren errichtet hatte, durch Eigennutz, Grausamkeit und Verschwendung ein. O welch eine betrübte Veränderung einer vor so herrlich blühenden Republik! Wie glücklich war nicht Rom zu den Zeiten der Curier, und wie elend in den Tagen des Cäsars und Antons! Wie wohl thut man also, wenn man seine Aufmerksamkeit auf die Veränderung der Zeitläufe wendet, und sich in der Geschichte vestsetzet, um sich alle Begebenheiten, alle Beyspiele des Glücks und Unglücks zu Nutze zu machen, und daraus Anlaß zu nehmen, den Früchten der Tugend nachzutrachten, und die Bestrafungen der Laster zu fliehen. Dieses wird uns eine Menge wohlgezogener Bürger verschaffen, die Republiken vor ihrem Verfalle sicher stellen, und die glücklichsten Zeiten einführen und bewahren.

Den Beschluß dieser Abhandlung werden meine Leser in dem nächstfolgenden Blatte erhalten.

Der Einsame.

Vier und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 30 Januarius 1767.

O wenn Vernunft und Tugend von deinen Lippen singen,
Wie mächtig bist du, Dichtkunst, die Herzen zu bezwingen!
Wohl preisest du die Werke der bildenden Natur,
Die Unschuld in den Thälern, die Freuden auf der Flur.
Der Hain hört dich mit Wollust, die jungen Weste lauschen,
Und Bäche rollen stolzer am Ufer hin, und rauschen.
Du führst das güldne Alter ins freye Thal zurück,
Und Könige beneiden der Einfalt ruhigs Glück.
Fern vom Geräusch der Städte und unentzweyt vom Neide,
Umarmt sich auf Gefilden die Unschuld mit der Freude.
Es lächelt in die Felder ein angenehmer Tag;
Und junge Blumen sprossen auf deinen Tritten nach.

Dusch.

Man muß es mir nicht übel deuten, daß ich unter die eine Republik erhaltende und zierende Wissenschaften auch die göttliche Dichtkunst rechne, und selbst gleichsam begeistert werde, indem ich von ihr rede.

Sie war die Trösterinn des Apolls, als er von dem gestirnten Sitze vertrieben, in Thessalien dem Admet diente, ein armer Hirt ward, und die Töchter des Frühlings, die anmuthigen Blumen, die hellen Sommernächte, die güldnen Früchte des reiffen Herbstes und die Stille des rauhen Winters harmonisch besang. Ich wende mich zu dem Gott des Genies, der die Dichter erwecket ewige Lieder zu singen.

Helden müssen sterben, und werden unter dem Staube des Grabes vergessen. Auch die Colossen und Pyramiden, die ältesten Denkmaale der königlichen Hoheit und Macht, die längst vergessen ist, werden durch die Zeit in Asche und Graus gelegt. Aber die erhabenen Accorde eines auf den Flügeln des Genies sich in

die Höhe schwingenden Virgils durchdringen die dunkle Nacht der verlebten Jahrhunderte, und übergeben den Namen eines, in diesem glücklichen, Octavius der spätesten Nachwelt. Ihr Helden! sagt der gekrönte Dichter, der in den Lorbeerhainen des Apolls eben so groß ist, als in den Gefilden des ehernen Mars, ihr Helden seyd eifersüchtig auf die Söhne des Apolls! Cäsar that alles für ihn; Virgil alles für euch!

Wir sehen bereits mit Vergnügen, die Lorbeerhaine der Griechen und Römer auch auf unsern deutschen Fluren gepflanzet, und wir dürften allerdings hoffen, auch deutsche Ciceronen, Terenze, Sophocles, Horaze und Anakreons zu bekommen, wenn wir nur erst das Glück hätten, Scipionen und Auguste zu erhalten, die sie gehörig beschützten, mit ihrer Freygebigkeit unterstützten, und sie vor den Anfällen des feindseligen Neides in Sicherheit setzten, damit sie in den Stand gesetzt würden, das noch übrige Wilde der Nation zu verbannen, als der es zu keiner großen Ehre gereichen kann, daß sie sich, als eine sklavische Anbetherin, an ausländische Werke halten muß, und wenig zu bewundern findet, was in ihren eignen Gefilden gewachsen ist.

Nichts ist natürlicher, da ich der Dichtkunst erwähnet habe, als der Uebergang zu der Redekunst, die so wichtig, aber dabey um so viel schwerer zu erlangen ist, da sich so manche Gelehrte einbilden, dieselbe nicht sowol erst lernen zu dürfen, als sie vielmehr schon zu besitzen. Wären alle Menschen von Natur schon fähig und geschickt, dasjenige von sich selbst auszuüben, wozu sie das Recht und die Religion verbindet; so würden sie der Ueberzeugung nicht nöthig haben, womit ihnen die Beredsamkeit zu Hülfe kommen muß, um ihnen ihre Pflichten lebhafter vorzustellen, und sie zu erfüllen, willfährig zu machen.

Je mehr die Laster in einem Staat überhand genommen,

man, je nothwendiger werden starke Redner, um sich der Gewalt derselben nachdrücklich zu widersetzen.

Wahre Redner sind gelehrte und rechtschaffne Männer, die die Kunst zu überzeugen in großer Stärke besitzen müssen, wenn sie sich dieses Namens würdig machen wollen. Schwätzer aber, deren ganzes Verdienst in einer guten Lunge und einem ansehnlichen Körper besteht, sind keinesweges mit einem so prächtigen Titel zu belegen. Man muß sich von einem Redner einen viel höhern Begriff machen. Er muß die Menschen zum Guten überreden, das Böse in seiner wahren Gestalt, das ist, häßlich zeigen, wider die Vorurtheile kräftig streiten, den Aberglauben verbannen, die Tugendhaften ermuntern, und die Lasterhaften strafen. Er muß mit einer überzeugten Seele reden, und selber glauben, was er vorträgt, um die Gemüthsbewegungen seiner Zuhörer auf eine nachdrückliche Art zu erregen. Die lange Uebung in den Wissenschaften, der Reichthum der Gedanken, Worte und Redensarten, die Kunst, sich bey den Zuhörern beliebt zu machen, die Lebhaftigkeit im Vortrage, und die feurige Einbildungskraft sind eigentlich diejenigen Eigenschaften, die man an einem Boßuet, Bourdalue, Fleschier, Patru, Mosheim, Jerusalem, Cramer, und andern berühmten Rednern unsrer Zeiten bewundert. Bald wissen sie, wie ein von einem Felsen herabstürzender Strohm, die Herzen ihrer Zuhörer, oder auch Leser, mit sich dahin zu reißen, bald erquicken sie dieselben, wie ein gelinder Sommerregen, der das Erdreich nach und nach durchdringet. Aber nicht allein der weite Umfang der Wissenschaften wird zu einem wahren Redner erfordert, sondern auch seine Gemüthsart und sein Wandel muß rechtschaffen seyn. Ein ungerechter Heuchler, der mächtig an Worten ist, arbeitet mehr an dem Verderben der Menschen, als an der Beförderung ihrer Wohlfahrt. Nicht das gemeine

Beste, sondern der Eigennutz ist die einzige Triebfeder einer solchen rednerischen Maschine. Wie bedaurenswürdig ist es nicht, daß der schändliche Geiz manche Verdienste beschmitzt, die man sonst bewundern würde! Solche Leute pflegen mit der einen Hand alles niederzureissen, was sie mit der andern erbauet haben. Besser wäre es, sagt Quintilian, daß der Mensch stumm gebohren würde, als daß er diese Gabe des Himmels zum Schaden des gemeinen Wesens anwendete. Kurz, nichts ist vortreflicher, als ein rechtschaffner Mann, der zugleich ein Redner ist, und nichts ist schädlicher, als ein geschickter Redner, dem die Eigenschaften eines edlen Herzens fehlen.

Ich könnte noch eine grosse Menge Künste und Wissenschaften berühren, deren keine so geringe ist, daß sie nicht, wenn man sich ihrer gebührend zu bedienen weis, eine Stütze zu der Wohlfahrt eines Staats abgeben sollte. Es liesse sich vieles von mechanischen Künsten, Manufacturen und andern schönen Erfindungen, an welchen unsre Zeiten reich sind, reden. Allein ich befriedige mich damit, einen Theil der Wissenschaften berührt zu haben, die die Wohlfahrt der Republiken befördern, in so fern sie hauptsächlich derselben Vorsteher bilden, und zu geschickten Regenten machen. Zugleich kann ich nicht unterlassen, mir selbst Glück zu wünschen, und dem Himmel den lebhaftesten Dank abzustatten, daß er mich in einer Republik hat lassen gebohren werden, die sich, durch die Sorgfalt, Klugheit und Gelindigkeit ihrer Väter, in einem so sehr gesegneten Zustande befindet, daß noch die spätesten Enkel die Früchte ihrer wachsamen Bemühungen einsammlen, und ihrer Asche den aufrichtigsten Dank weyhen werden.

Den noch übrigen Raum dieses Blatts mag folgende morgenländische Erzehlung anfüllen.

Dzibah, ein Caliphe von Persien, herrschte in aller der Pracht, unmännlichen Gemächlichkeit und weibischen

Vergnügungen, die in den Pallästen morgenländischer Monarchen so gemein sind. Er lag unter dem undurchdringlichen Schleyer des Vergnügens begraben. Weder die Seufzer der Unterthanen, die durch gottlose Obrigkeiten gedrückt wurden, noch das Geschrey der Waisen, welchen die wilden Straßenräuber aus den Gebürgen ihre Eltern geraubt hatten, noch die schmelzenden Zähren der Wittwen, die verarmt und allem Elende der Verzweiflung ausgesetzt waren, konnten Zugang bey ihm finden. Aber obgleich die schreckhaftesten Scenen des menschlichen Elends übersehen wurden, so hatte sich doch kaum die furchtbare Hand der Vorsehung sichtbar gezeigt, als der Monarch auf seinem Throne zitterte. Auf die betrügerische Freude der Wollüste, die ihn so lange bezaubert hatten, blickte er nun mit Grauen und Abscheu; und diejenigen Gegenstände, die er bisher verächtlich angesehen hatte, schienen ihm itzt allein seiner Aufmerksamkeit würdig.

Die Krankheit überfiel den wollüstigen Caliphen, und der Engel des Todes sah ihm fürchterlich unter das Gesicht. Wohin sollte er nun um Beystand fliehen, oder woher konnte er ihn mit einiger Hoffnung erbitten? Die Tugend hatte er verachtet, die Gerechtigkeit verabsäumt, und die Gebote der Religion verlacht. Jedoch er nahm seine Zuflucht zu der letztern, und sandte Boten nach dem ehrwürdigen Abdallah, dem beständigen Anbeter des heiligen Altars in dem Tempel zu Mecca.

Als seine Ankunft dem Caliphen verkündiget war, befahl er, ihn in seine Gegenwart zu bringen. Kaum betrat der ehrwürdige Greis des Ozibah Schwelle, als er ausrief: "Unaufhörlicher Preis sey dem Könige, dessen Reich vor allem Untergange sicher und dessen Herrschaft ewig ist. Die Weiten der Himmel und Gränzen der Erde, sind nur ein geringes Stück seiner Schöpfung, der unendliche Raum ein kleiner Theil seiner Werke. Er verwaltet die Ordnung des Ganzen und die Herrschaft über die Söhne Adams

durch den Verstand der Könige, welche die Gerechtigkeit handhaben. Durch seine Rathschlüsse sind die Verbindungen der Liebe, die Bande der Zuneigung befestiget, und er hat den mancherley Wesen und Geschöpfen seiner Hand die Begierde zur Vereinigung, die gegenseitige Geselligkeit, eingepflanzt. Und Lob ohne Ende sey den Seelen der Propheten, welche in den Pfaden der Gerechtigkeit einhergingen, und ihren Weg dahin richteten, eine immerwährende Glückseligkeit zu erhalten. — Du aber, mächtiger Beherrscher des Morgenlandes, hast für die Bahn der Tugend den Weg des Vergnügens erwählt, du hast, den Geboten unsrer Lehre zuwider, den unordentlichen Eingebungen deiner Lüste gehorcht. Darum ward der Pfeil der Krankheit von dem Bogen des Allmächtigen auf dich abgedrückt, den gedankenlosen Sterblichen zu zeigen, wie wenig ihre ganze gerühmte Macht vermag, wenn der Arm des Wesens, welches die Ewigkeit bewohnt, wider sie aufgehaben ist. — Doch er gedenkt stets an die Barmherzigkeit, auch mitten in seinem Gerichte; er verwundet niemals, da er nicht zu gleicher Zeit die Bekehrung des Beleidigers wünschen sollte. — Als ich verwichne Nacht in meine Celle zurückkehrte, nachdem ich die mitternächtlichen Lampen in dem heiligen Tempel zu Mecca geputzt hatte, sah ich die glänzende Wölbung der Himmel durch schwarze undurchdringliche Wolken verschleyert, und dem Blicke der Sterblichen entzogen. Der Donner tönte in entfernten Himmeln, und schien das Grauen eines bevorstehenden Ungewitters zu verkündigen. Kaum war ich durch die Thüre meiner Wohnung eingegangen, als der Donner lauter und schrecklicher schallte; die Berge schienen sich zu bewegen, und selbst die Gründe der Welt zu erschüttern. Die Strahlen des Blitzes verbreiteten sich von einer Seite der Himmel bis zur andern. Die Bäche Wassers, die sich von den umliegenden Bergen herab ergossen, schienen die Erde mit einer zweyten Sündfluth zu bedrohen. — Fürwahr, rief ich aus, der

rächende Arm der Gottheit vollstrecket nunmehr die Gerechtigkeit über ein sündiges Land, oder das Ende aller Dinge ist herbey gekommen. Als ich diese Worte aussprach, richtete ich meine Augen auf, und sah nicht weit von mir einen Jüngling in langer weißer Kleidung, welche dem Schnee auf den Bergen in Candahar glich. Zitternd stand ich vor ihm. Er aber sagte zu mir: Fürchte dich nicht, Abdallah, ich bin eines von den wohlthätigen Wesen, welche über die Kinder des Staubes wachen, und ihre Füße auf die Pfade der Tugend leiten. Du erschrickst über dieses Ungewitter, und betrachtest es bloß als die Wirkung des Zorns einer beleidigten Gottheit. Wärest du aber mit der wahren Natur der Dinge bekannt, so würdest du überzeugt seyn, daß es bloß seiner Güte und Barmherzigkeit zuzuschreiben sey. Donner und Stürme sind eben so sehr Werke des Vaters des Ganzen, als die Früchte und Blumen, welche die Erde bereichern und ausschmücken. Ihn ehrt und ihm gehorcht sowol der Sturmwind und das Ungewitter, als der sanfte und wohlriechende Hauch des Morgens. Die Sonne, welche durch belebende Wärme die ganze Schöpfung erfreut und beseelt, predigt uns die Anbetung dessen, der des Lebens und der Glückseligkeit Urheber ist. Das Licht, welches ieden Theil des Ganzen schmückt und verschönert, ist ein lebendes Bild von ihm, dessen Wesen in Schönheit und Holdseligkeit besteht. Die Ströhme, die Wälder, das Gras und die Früchte, alle verkündigen seine Güte, alle sind so viele Beyspiele seiner Wohlthätigkeit gegen die Kinder der Menschen. Die Stimme seines Donners aber ist bestellt, diejenigen, welche seinen Segen übersehen oder misbrauchen, zu erwecken, und zum Gefühl ihrer Pflicht und Abhängigkeit von ihm zu bringen. Doch nicht zu einer Lehre sind die Ungewitter bestimmt, sondern auch zu einem nutzbaren Hülfsmittel. Sie bringen stets glückliche Wirkungen hervor, indem sie die Luft von Unreinigkeiten und ungesunden Dünsten säubern, welche aus einer zu lang-

wie-

übrigen Stille entstehen können, und indem sie die Schwächlinge von Insecten tödten, die, ob sie wol in einiger Absicht nützlich sind, dennoch den Menschen schädlich werden können. Diese Gegenstände des Schreckens sind also bloß Werkzeuge in der Hand der Allmacht, wodurch sie die heilsamsten Wirkungen hervorbringt. — Als er dieß gesagt hatte, stand er auf, und verließ mich, um über das, was ich gehört hatte, nachzudenken. — Und nun, o mächtiger Beherrscher, vergönne mir, dich zu ersuchen, daß du diesen Unfall für ein Pfand annehmest, das der wohlthätige Vater der Natur dir von seiner Güte giebt; und so wie ich gelehrt worden bin, Stürme und Ungewitter bloß als Werkzeuge in seiner Hand anzusehen, welche auf Beförderung der Glückseligkeit seiner Geschöpfe abzielen, so sollten wir auch die Krankheit als ein Werkzeug von derselbigen Art betrachten, welches uns mit unserm wahren Zustande, mit der Ungewißheit alles irdischen Glücks bekannt zu machen dient, und uns ermuntert, alle Begierden auf jene wahre Glückseligkeit zu richten, welche jenseit des Grabes liegt, und keine andre Gränzen hat, als die Ewigkeit selbst."

Diese Rede gefiel Ozbah überaus wohl, der sich zu Abdallah wandte, und antwortete: "O Abdallah, vor wenig Tagen hielt ich mich für groß und glücklich. Ich war frisch, wie die Frühlingsrose, und stark, gleich der Ceder auf dem Berge; nun aber ist meine Stärke verwüstet und ausgetrocknet, und Freude und Lust verschwinden von meinem Angesichte. Ich vertraue gänzlich auf die Allmacht; und sollte sie ihren Arm ausstrecken, mich aus der Tiefe des Untergangs emporzuretten: so will ich standhaft bemüht seyn, die Wege der Tugend zu betreten, und den Geboten der Religion zu gehorchen. Die Waise soll in mir einen Vater, der Unterdrückte einen Befreyer, und der Fremdling einen Freund und Beschützer finden. Kehre zurück, Abdallah, an deinen Ort; und wenn du deine Gebete in dem heiligen Tempel zu Mecca verbringst, so gedenke an Ozibah, deinen König und Freund."

Abdallah begab sich also nach seiner Wohnung zurück, und bald darauf erholte sich der König von seiner Krankheit. Seine erste Sorge war, die Obrigkeiten abzusetzen, welche das Volk unterdrückt hatten, und ihre Stellen redlichen und tugendhaften Männern anzuvertrauen. Er verbesserte auch alles andre, was er in der Regierung verderbt fand. Er duldete keinen um sich, der nicht die Tugend liebte. Durch Beharrung in diesen edlen Thaten, machte er sein Land reich und mächtig, und alle seine Unterthanen glücklich.

A.

Der Einsame.

Fünf und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 6 Februarius 1767.

Ist dirs genug
Auf Morgen erst zu leben? O wie spat!
Nur der, der Gestern schon gelebet hat,
Nur der ist klug.

Anonymus.

Es ist eine sehr gegründete Anmerkung, daß unter allen Menschen niemand mit sich selber vergnügter ist, als ein Narr. Vernünftige Leute kennen sich zu gut, als daß sie sich sehr gefallen sollten. Ihre Zufriedenheit ist daher allemal mit Demuth und Vorsichtigkeit verknüpft, und sie lassen es bloß auf ihr eignes Gewissen ankommen, wie viel sie in der Welt gelten sollen. Die Unvernunft hingegen legt sich durch nichts deutlicher an den Tag, als durch übermäßige Gedanken von sich selbst. Unsre Einsicht ist in diesem Falle zu stumpf, unsre Herzen zu ergründen, und unsre Eigenliebe zu verzärtelt, den Anblick unsrer Fehler zu ertragen. Wir spiegeln uns daher nur in unsern Vollkommenheiten, und erdichten, was wir nicht besitzen. Dem ohngeachtet entgeht selbst der Thor seinen eignen Vorwürfen nicht. Diese Regungen des Vergnügens und der Reue, der Zufriedenheit und des Verdrusses, die uns bey jedem Schritte des Lebens verfolgen, und uns auf Gesetze und Pflichten zurückweisen, werden nie völlig erstickt; und

dieß Gefühl unsrer verlornen Tugend, diese Stimme unsrer nothleidenden Natur, die wir Gewissen nennen, schweiget nie gänzlich. Dieß ist unfehlbar die Ursache, warum alle Menschen gewisse mißvergnügte Zeitpunkte des Lebens haben, in welchen ihr jedesmaliger Zustand ihnen Bedenklichkeit verursachet, und sie sich vornehmen, sich zu bessern. Man übertreibt den Begriff von unsrer Tugend, wenn man irgend einen Menschen hiervon ausnimmt; man sollte vielmehr vermuthen, daß die Einsicht dieser allgemeinen Nothdurft alle Menschen zu ihrer Besserung, und zur Besorgung ihrer Glückseligkeit sehr eifrig und eilfertig machen würde; denn welches Geschäfte beträfe uns selbst so sehr, und welche Unternehmung litte weniger Aufschub? Die Erfahrung aber zeigt auch hier die Widersprüche zwischen unsern Grundsätzen und Thaten. Wir beruhigen unsre Vernunft mit guten Vorsätzen, und thun zugleich der Unart unsers Herzens damit ein Genüge, daß wir diese Vorsätze aufschieben. Der Zornige, der von einer Uebereilung zu sich selbst kommt, verflucht diesen knechtischen Zustand, er glaubt aber alles damit vergütet zu haben, daß er sich vornimmt, dieß zu ändern. Der Wollüstige, der seit der letzten Schwelgerey die Abnahme seiner Gesundheit und Kräfte wittert, erstickt alle Vorwürfe seiner Vernunft, durch den Vorsatz, der Welt zu rechter Zeit abzusagen. Diese rechte Zeit liegt noch weit, weit in den Entfernungen der Zukunft verborgen; aber heute noch, ja vielleicht nur nach zwey Augenblicken, wird der Zornige wieder beleidigt, und schlägt auch wieder los, und der Wollüstige findet eine gute Gelegenheit, und wiederholet alle seine Ausschweifungen. Die Thorheiten und Laster haben, wenn wir sie ablegen sollen, zum unbeschreiblichen Unglück für uns die Reizungen eines Gewinnstes

und

und wir gleichen mit unsern guten Vorsätzen den alten Kaufleuten vollkommen, die sich zur Ruhe begeben wollen. Vierzig Jahre bin ich nun auf die Messe geritten, sagte schon vor zehen Jahren der alte Phylax, als er mit dem Pferde gestürzet war. So viel Kälte und Ungemach habe ich ausgestanden! Bin ich nicht ein Narr, daß ich bey meinem Vermögen mirs noch so sauer werden lasse? In vier Tagen werde ich sechs und sechszig Jahr alt. An diesem Tage soll mein Sohn Crispin die Handlung übernehmen, und ich will : : : Er wollte weiter reden, als eben eine große Lieferung verlangt wurde. Er stolperte augenblicklich in sein Comtoir hinab, und reitet noch bis den heutigen Tag auf die Messen. Eben so gelobte Phidile ihrer sterbenden Mutter an, die Galanterie aufzugeben. War es aber möglich, sogleich mit dem angenehmen Herrn Orcan zu brechen? Mußte es nicht vielmehr allmählig und mit guter Art geschehen? Darüber geschah nun ganz und gar nichts, und Orcan hat seinen Platz nur verlassen, um ihn seinen Nachfolgern einzuräumen.

Da ich es für den Hauptnutzen dieser Blätter ansehe, die genauere Betrachtung mancher wichtigen Sachen zu veranlassen, die nicht sowol unbekannt, als vielmehr zu alltäglich sind; so wollte ich auch gern diese Beruhigung unsrer selbst in guten Vorsätzen, diese Zerstreuung und Betrügerey unsers eignen Herzens, welches hier in dem schädlichsten Verstande den Willen für die That nimmt, und die Verdienste aller der schönen Handlungen auf seine Rechnung schreibt, die es zu thun willens ist, in ihrem rechten Lichte vorstellen. Die Gefährlichkeit dieses Zustandes zu zeigen wird genug seyn, wenn man darthut, daß aus einer Besse-

rung, die man erst aufschiebt, sehr natürlicher Weise nichts wird. Hierzu aber sind folgende Gründe.

Fürs erste ist nichts wandelbarer als die Lebhaftigkeit unsrer Entschliessungen, und eben daher nichts unmöglicher als eine untrügliche Gewähr und Bürgschaft für unser künftiges Verhalten. Diese unaufhörliche Abwechselung unsrer Empfindungen, Gedanken und Neigungen, die um so viel stärker ist, je mehr Munterkeit wir besitzen, läßt uns nie lange eine und eben dieselbe Sache in gleicher Klarheit denken, und mit gleichem Feuer begehren. Licht und Dunkelheit, Tag und Nacht wirft sich wechselsweise über die Gegenstände, und sie selber verändern sich tausendfach, nach ihren Verhältnissen und Umständen. Daraus ist zu begreiffen, warum man oftmals heute liebt, was man vorgestern haßte, und mit einer lächerlichen Umkehrung übermorgen anbethet, was heute noch verabscheuungswürdig scheinet. Wie wäre sonst ein solcher Mischmasch von Menschen möglich, als Neran, der vor sechs Monaten noch die Ehre eben desjenigen Frauenzimmers in allen Gesellschaften herunterriß, welches er nun geheyrathet hat? Oder als Tigellius, der aus einem Herrenhuther ein Freygeist, und aus einem Stadtgalan wieder ein Bußprediger geworden ist? Man sagt, man müsse über keine Thorheit spotten, aus Furcht, sie selbst einmal zu begehen; am allergewissesten kann man sagen, daß man nicht völlig gut dafür seyn kann, was man künftig einmal seyn werde, und daß man daher lieber das Gute sogleich thun müsse, als es liebenswürdig scheint, und man die Nothwendigkeit desselben lebhaft erkennet.

Diese

Diese Betrachtung zu verstärken, muß man zweytens dazu nehmen, daß sich selbst im Aufschieben eine lächerliche Fertigkeit erwerben läßt, die zuletzt zu einer völligen Unthätigkeit ausschlägt. Die Weltweisen geben der Materie eine Kraft der Trägheit, mit welcher sie der Bewegung widersteht. Ich glaube, daß die Neigung zum Aufschieben diese Kraft der Trägheit in der Seele ist. Nach dieser unschlüßigen Verdrossenheit hängt ein Mensch oft an einem Zustande, der ihm selbst abgeschmackt vorkömmt, und will ein nothwendiges Gut herzlich gerne, ohne darum nur vom Tische aufzustehen. Man verheelt diese Gesinnungen in der Welt auch eben nicht, denn man hört manche artige Person selbst ihren Hauptfehler eine gewisse Bequemlichkeit nennen, ohne welche sie dies oder jenes eben so gut als ein andrer in der Welt seyn würde. Selbst Leute, die in Geschäften unumgänglich nothwendig verwickelt sind, ergeben sich oftmals, wenigstens so viel sie können, dieser Trägheit dadurch, daß sie alles bis auf die letzte Stunde verschieben. So habe ich einen Schriftsteller gekannt, der den ganzen Tag zu einer gewissen Arbeit widmete, aber nie eher die Feder wirklich ansetzte, als bis der Drucker kein Exemplar mehr hatte; und sehr viele Geistliche, die den Sonnabend schon ihren Studiertag nannten, und an den Text zum erstenmal dachten, wenn zur Predigt geläutet wurde. Ich habe gar bemerkt, daß es einen gewissen Eigensinn giebt, der uns, wenn wir etwas Nothwendiges zu thun haben, alle andre Dinge, die noch Zeit hätten, erlaubt, nur dies Nothwendige nicht. So wird der Herr Vielerley ohnfehlbar nur in dem Augenblicke, da er nothwendig seines Pachters Rech-

nung durchsehen müßte, über einer alten Chronik sitzen, und Mariane lieset vielleicht niemals im Spruchkästchen, als nur, wenn es nothwendiger wäre, einen Wäschzettel zu machen. Mit einem Worte, wenn diese Unart zur Gewohnheit wird, so spannt sie, daß ich so rede, die Triebfeder der Seele ab; oder spannt sie, zur gänzlichen Verwirrung des menschlichen Lebens, gegen einander. Alsdenn gleichen alle unsre Entschliessungen den matten Schüssen, die nicht Pulver genug haben. Und wie man vermuthen sollte, ein Mensch würde deswegen endlich eilen, weil er seine Sachen schon so lange verschoben hat; so kann man mit weit mehrerer Gewißheit sagen: er werde sie eben deswegen immerfort aufschieben, weil er sie schon so lange aufgeschoben hat. Im Fall die Rede nun von der wichtigen Veränderung ist, die wir selbst für unentbehrlich zu unsrer Glückseligkeit halten, so wird der Leser selbst begreiffen, wie gefährlich der Aufschub auch aus diesem Grunde ist. Tausend und noch tausend Unglückselige hatten als Jünglinge sich schon vorgenommen, dieses oder jenes Laster abzulegen, sie hatten sich Zeitpuncte gesetzt, bis an welche der Aufschub ihrer Tugend nur gehen sollte; diese Zeitpuncte aber sind wie die Tritte im Wasser verschwunden, sie haben die Laster ihrer Jugend unter ihre grauen Haare mitgenommen, und, welches entsetzlich zu denken ist, noch als Greise verschieben sie die Besserung, die sie in sechszig, siebenzig lebhaften Jahren nicht bewerkstelliget haben, in die letzten Augenblicke eines entkräfteten und verdroßnen Alters.

Wenn

Wenn demnach, dieser offenbaren Erfahrung gemäß, unsre Besserung immer um so viel schwerer wird, je länger wir sie anstehen lassen, denn wer kennet die unglaubliche Stärke der Gewohnheit nicht; so folgt, daß sowol der Ungewißheit unsrer Zeit als der Härtigkeit unsers Herzens halber, endlich gar die schreckliche Unmöglichkeit dieser Besserung zu befürchten sey. Sind denn die Gränzen unsers Lebens in unsrer Gewalt, und kann irgend ein Gedanke eines sterblichen Menschen thörichter seyn, als der eigenmächtige Vorsatz, so und so lange zu leben? Ist es zu vermuthen, daß ein Uebel, welches gleich einem Gifte unsre ganze Natur seit so langen Jahren durchdrungen hatte, in wenigen Augenblicken wird vertilgt werden? daß die Unförmlichkeiten, die ein Menschenalter hindurch in uns gleichsam verwachsen sind, das Opfer weniger guter Augenblicke seyn werden? Ein Körper behält die unauslöschlichen Eindrücke der Stellungen und Lagen, in welchen er veraltet; und wenn ich die verhärteten Neigungen und den unwiderstehlichen Hang des Herzens zum Bösen betrachte; so begreife ich nicht, was ein veralteter Sünder an dem Ende seines Lebens hoffen darf, wenn er nicht gewiß weiß, daß ihm zum Besten ein Gott ins Mittel treten will, der die Allmacht und ewige Barmherzigkeit in seinen Wirkungen vereint, und auf dessen Wort das Verderben sowol entflieht, als das Licht, das Leben und die Glückseligkeit hervorkommt. Kann aber etwas Entsetzlicheres gedacht werden, als diese Hoffnung, mit Ungewißheit und Furcht, in den letzten Augenblicken dieses Lebens, vermischt? und ist irgend ein Verlust unwiederbringlicher, als der Verlust und

die

die Bereuung aller unsrer Tage in der Todesstunde? Da gleichwol dieser schreckliche Zustand bey niemanden zunächst die Folge einer Entschliessung, sondern vielmehr eben der Unbesonnenheit und des Aufschubes ist, von dem ich rede; so wird die Gefährlichkeit dieser Gemüthsfassung hieraus desto sichtbarer, und meine Leser werden der Entscheidung des morgenländischen Weltweisen Recht geben, mit welcher ich dieß Blatt beschliessen will. Ein Monarch warf in einer Gesellschaft von Gelehrten die Frage auf, welches der höchste Grad aller Unglückseligkeit sey? Ein Grieche, der für den weisesten Mann seines Landes und seiner Zeit gehalten wurde, antwortete: Armuth im hohen Alter. Ein Indianischer Weiser, der gleichfalls sehr berühmt war, sagte: Ein großer Leibesschmerz bey einem niedergeschlagnen Geiste. Endlich sagte der erste Minister des Königs: Ich halte denjenigen für den unglückseligsten aller Menschen, der Buße zu thun anfängt, wenn sein Leben zu Ende ist. Und diese Entscheidung überwog die andern alle.

* *

Der Einsame.

Sechs und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 13 Februarius 1767.

Böse Nachreden und Verläumdung werden nur aus dem Munde solcher Menschen gehöret, deren Herz ganz böse und verdorben ist.

Seneca.

Die Verläumdung ist das allerschändlichste Laster. Man hat sich destomehr dafür zu hüten, da ein ieder, der darinn verfällt, oft einem Menschen einen tödtlichen Stoß giebt, der nicht einmal die Hand seines Mörders kennet; und man kann sicher sagen, daß alle Verläumder niederträchtige Verräther und Mörder sind.

Verläumder nenne ich alle diejenigen, die von andern Uebels zu ihrem Schaden reden, es mag nun seyn, daß wirklich etwas davon wahr ist, was sie reden, oder daß es nicht wahr ist; darum, weil sie gleich großen Schaden thun, und weil man eines so gut wie das andre annimmt, was man von diesen beyden Seiten erfährt. Man ist in der That nicht gewohnt, sein Urtheil bey solchen Fällen aufzuschieben; man fährt gleich zu. Man glaubt, das allgemeine Gerüchte müsse für die Wahrheit der Sache Bürge seyn, und man glaubt es so gern, daß man sich nicht verbunden hält, ja, daß man sich gleichsam hütet, die Sache näher zu untersuchen, aus Sorge, sie falsch zu finden. Was für eine unmenschliche Regung!

Wir erhalten unsre Ehre, die wir durch eine Verläumdung verlohren haben, nicht so leicht wieder, als die Gesundheit, die wir manchmal durch eine Ausschweifung in der Diät, oder durch einen andern Zufall verliehren. Dieses kommt auf unsre Natur, auf unser Temperament und Diät an; jenes aber kommt nicht auf uns an. Wir sind einmal Preis gegeben, wir sind unter den Händen des Publici, eines unerbittlichen Richters, welcher fast niemals die ersten Eindrücke verliert, wenn er einmal wieder uns eingenommen ist.

Es ist etwas seltsames, daß wir nur über die Handlungen andrer Menschen, insonderheit unsrer Verwandten und Freunde, so helle Augen haben, und daß wir über die unsrigen blind sind. Es ist erstaunend, daß sich die Gegenstände, die andre betreffen, in unsern Augen vergrößern, und daß sie beständig in allem, was uns betrift, kleiner werden. Unsre Fehler kommen uns nur wie Ameisen und Mücken vor, wenn uns die Fehler andrer Leute wie Kamele und Elephanten erscheinen. Wenn wir denn so viele Einsichten haben, über alles ein schnelles Urtheil zu fällen, was man sagt, oder thut, warum bleiben wir doch wol über unsre eigenen Reden und Handlungen so unerleuchtet?

Vor einiger Zeit kam Lucidor zu mir gelaufen: Wissen sie wohl, sagte er, daß Philint einen recht häßlichen Streich gemacht hat? Nein, sprach ich; es ist mir nichts bekannt. Es ist gut, daß es jedermann erfährt, fuhr er fort. Ganz und gar nicht, versetzte ich; es wäre gut, daß es kein Mensch erführe. Die Gefälligkeit und die Liebe, die man sich einander schuldig ist, verbinden uns, dergleichen Handlungen zu verschweigen. Sie brauchen ja nicht von der Zahl derer zu seyn, fügte ich hinzu, welche sich eine Lobrede zu halten glauben,

ben, wenn sie die Aufführung andrer Leute herunter machen.

Drey Tage nachher hielt mich Bassus in einer Straße an, um mir etwas im Vertrauen zu sagen, das er vermuthlich schon vorher allen Leuten im Vertrauen gesagt hatte. Dieses Vertrauen lief endlich darauf hinaus, daß er mir sagte: Cleon hätte sich durch einen schlimmen Handel beschimpft. Ich kann es nicht wohl glauben, antwortete ich, weil Cleon ein vernünftiger kluger Mann ist, wie er sich noch kürzlich bey einer Gelegenheit bewiesen hat, da man wohl sehen konnte, daß er ungemein viel Verstand und Lebensart haben müsse. Ich bat darauf meinen Lästerer inständig, daß er doch lieber die guten Handlungen hervorziehen möchte, als die bösen bekannt machen; und da ich merkte, daß er gerührt war, so hielt ich es für gut, noch weiter zu gehen. Bekennen sie, sprach ich, daß es sehr grausam ist, von einem Fehler, den man zuweilen aus Uebereilung begeht, soviel Aufhebens zu machen, und das Gute, daß man mit Geschicklichkeit thut, in eine ewige Vergessenheit zu stürzen, und niemals ein Wort davon zu sagen.

Die Erfahrung überzeugte mich vier Wochen nachher völlig, daß es ungemein viele Verläumder geben müsse, und dieß geschah bey folgender Gelegenheit. Als ich in einer Gesellschaft war, so zog mich Herr Damis ganz geheimnißvoll bey Seite, um mir zu sagen, daß einer von meinen Freunden sich bey einer gewissen Gelegenheit sehr unvernünftig bezeiget hätte, daß er es niemals würde wieder gut machen können, was er verdorben hätte, und daß er mir diesen schlimmen Handel ausführlich erzählen wolle. Er machte sich wirklich fertig, mir die Geschichte aufs fürchterlichste vorzutragen,

als ich ihn auf einmal mit einem Compliment unterbrach, das ihm eben so unerwartet als unangenehm war: Herr Damis, sprach ich, ich habe mir schon seit einiger Zeit ein Gesetz gemacht, niemals von jemanden Uebels reden zu hören. Haben sie mir etwas Gutes von meinem Freunde zu sagen; so will ichs mit dem größten Vergnügen anhören. Da sie mir aber etwas Böses von ihm eröffnen wollen; so bitte ich sie, mich damit zu verschonen. Eine kleine Röthe von Scham oder Verdruß stieg ihm ins Gesicht; allein ich that nicht, als wenn ich es merkte, und ich nahm ohne weitere Umstände von ihm Abschied. Wir trennten uns also, er auf seiner Seite, wie ich glaube, ziemlich unzufrieden mit mir, und ich voller Zufriedenheit, daß ich diesen Lästerer so abgefertiget hatte. Ich habe es nachher immer so gemacht, und ich habe mich dabey sehr wohl befunden.

Woher kommt es doch, daß wir allemal lieber das Böse von unserm Nächsten glauben, als das Gute? Daher, weil wir selbst mehr böse, als gut sind. Man sieht es mehr als zu viel aus der Erfahrung. Man erzehle uns zum Exempel ein ganzes Dutzend schöner Handlungen, sie werden gewiß zusammen nicht so viel Eindruck in uns machen, als eine einzige schlechte, die man uns erzehlet. Wir konnten ja nur unter diesen zwölf Handlungen eine wählen, die uns am besten gefiel, um sie bekannt zu machen; aber das war unsre geringste Sorge. Wie beredt sind wir dagegen nicht, die schlechte Handlung auszuposaunen! Es scheint oft, daß wir uns mehr als eine Zunge dazu wünschten. Wir wollen über dieses Verfahren uns selbst Gerechtigkeit erzeigen. Eines theils verräth es eine große Quelle des Verderbens in unserm Herzen und Verstande; andern theils entdeckt es die wenige Gefälligkeit und Menschenliebe, die wir für andre hegen.

Man erzehle einem Weltmanne eine ausserordentliche und wichtige Handlung: Er wird sie nicht glauben, er verlangt Beweise und Zeugen, er glaubt, es sey Schwachheit, sich leichtsinnig darauf zu gründen, was man davon sagt. Die Verläumdung darf nur eine schändliche und verabscheuungswürdige That aufblasen; sogleich glaubt er es auf die erste Erzehlung. Nun frage man ihn um die Ursache dieses Unterschieds. Er wird antworten: Daß die Scheinheiligen einander tausend gute Handlungen erweisen, daran sie niemals im Ernste gedacht haben. Er wird aber nicht so billig seyn, zu sagen, daß man auch vielen Leuten häßliche Handlungen zuschreibt, die sie niemals im Sinne gehabt haben zu begehen. Warum ist er doch so klug und vorsichtig im erstern Falle, und warum so leichtgläubig im andern? In jenem muß er erst überzeugt werden, denn es betrifft ja eine gute Handlung; im andern giebt ihm der geheime Wunsch, daß die böse Handlung wahr seyn möchte, auch sogleich den Beweis.

Mancher redet sehr oft von einem andern Uebels, weil er selbst die beschuldigte Handlung gethan haben würde, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre. Er bildet sich, nach seiner Schwachheit, einen Begriff von der Schwachheit des andern, und der Verweis seines Gewissens unterstützt seine Lästerung, und macht den ganzen Grund davon aus. Er glaubt, er würde die Versuchung nicht überstanden haben; und weil sie ihm die Gelegenheit nicht gegeben hat: so findet er ein unseliges Vergnügen darinn, aller Welt zu sagen, daß der andre wirklich der Versuchung nicht habe widerstehen können. Er hat also das Vergnügen der Bosheit, und überläßt dafür dem andern die Strafe der Verachtung. So gehen die meisten Dinge in der Welt, so entschei-

det man über die Handlungen eines andern, und auf diesen Fuß wirft man sich darüber zum Richter auf.

Bey den meisten ist es Eitelkeit, daß sie Verläumder werden. Man hat eine Freude darüber, daß man die Handlungen nicht selbst gethan hat, die man herunter macht. Man dünkt sich dadurch besser zu seyn, und man fühlt einen gewaltigen Trieb, der Welt zu sagen, daß man besser sey.

Viele Lasterhafte, die schon längst ihren guten Namen überlebt haben, glauben dadurch ihre häßlichen Streiche zu entschuldigen, oder doch wenigstens die Verachtung und den Abscheu, den man mit Recht gegen sie heget, zu schwächen, wenn sie noch mehrere Mitgenossen ihres schwarzen Charakters aufsuchen und bekannt machen können. Daher geht es denn auf alles los, es sey wahr oder erdichtet, was man auf andere bringen kann. Die gröbsten Verbrecher sind die besten; denn man entschuldiget seine eignen Verbrechen insgemein dadurch, daß man keine noch größere begangen hat.

Einer von meinen Bekannten sagte mir einmal, daß er in seiner Jugend die böse Gewohnheit gehabt hätte, von jedermann übel zu sprechen. Um das wieder gut zu machen, was er verdorben hätte; so spräche er jetzt von allen möglichen Leuten gut, und sogar mehr, als wahr wäre. Er wollte lieber Unwahrheiten zum Besten anderer Menschen sagen, als Wahrheiten zu ihrem Schaden. Seine Absichten und Bewegungsgründe waren gut. Dies gab mir Gelegenheit, ihm zu sagen, daß Gott gewiß seine Absichten und die Reinigkeit seiner Bewegungsgründe belohnen würde, daß er fortfahren möchte, jedoch ohne Verletzung der Wahrheit, jedermanns guten Namen zu bevestigen, und keine Gelegenheit zu versäumen, von allen Menschen Gutes zu reden.

Es

Es ist, dünkt mich, niederträchtiger, jemanden zu verläumden, als ihn ins Gesicht zu schimpfen. Der Verläumder greift einen Abwesenden an. Er hat niemanden vor sich, der ihm widersteht, und diese Art zu verfahren verräth einen Menschen ohne Herz und ohne Ehre, einen Menschen, der nichts wagt, der alle seine Sicherheiten nimmt. Derjenige, welcher Schimpfworte ausstößt, sagt sie nicht heimlich, oder jemanden ins Ohr. Er vertraut sie nicht erst einem Fremden unter eidlicher Versicherung an. Er greift seinen Feind im Gesichte an. Er verheelet, er verbirgt ihm nichts, und ohne zu fürchten, ob er sich seinen Zorn zuziehe; so streitet er mit gleichen Kräften und Waffen wider ihn. Also kann ich billig schliessen, daß, wenn der Schimpfende der Hitzigste ist, der andere der Gefährlichste sey, und daß das Bezeigen des Erstern mehr Entschuldigung verdient, als das Bezeigen des Andern.

Man kann, meiner Meynung nach, die Verläumder ganz recht mit den Geyern und Raben vergleichen, welche niemals die Blumen und Früchte suchen, sondern nur die Aeser, auf welche sie sich zu ihrer Nahrung herabstürzen. Die Verläumder machen es eben so. Sie sehen sich niemals nach guten Handlungen um; sie sind nur nach den schlechten neugierig, und halten sich nur bey solchen auf, über die sie mit ihren lieblosen Urtheilen herfahren können.

Sie kommen mir vor, wie das Meer, welches Gold, Silber, Juwelen und alles Kostbare in seinen Abgründen mit dem verschlungenen Schiffe vergräbt, und nur einige stinkende Leichname und unnütze Ueberreste vom traurigen Schiffbruche ans Ufer stößt. Die Verläumder verbergen eben so die guten Eigenschaften derer, die sie verderben wollen. Sie hüten sich wol dafür, jemals

mals die geringste Gelegenheit zu ihrem Lobe zu geben; sie stellen beständig ihre Fehler vor, ohne sich ein einzigesmal ihrer Tugenden zu erinnern. Sie unterdrücken ihre schönen Handlungen sorgfältig, und reden nur davon, was ihnen etwan aus Uebereilung, aus Schwachheit oder aus Unbesonnenheit einmal entfahren seyn mag.

Das ist noch nicht genug, daß man eben nicht der Urheber einer Verläumdung ist; man muß auch kein Mitverschworner davon seyn. Es ist nicht genug, daß man sie nicht erfunden hat; man muß sie auch nicht bekannt machen und ausbreiten. Ich weiß nicht, ob derjenige, der zuerst in eine Stadt dringt, um zu plündern, dadurch eben mehr Schaden thut, als diejenigen, welche folgen, welche Zerstöhrung, Mord und Verwüstung überall hinbringen.

Ich weiß diese Gedanken nicht schöner zu schliessen, als mit der Antwort des Tasso, des berühmten Verfassers vom befreyten Jerusalem. Man berichtete ihn, daß ein Mensch, der sich für seinen Feind erkläret hätte, überall auf ihn lästerte. Das kann er immer thun, versetzte Tasso; es ist besser, daß er gegen Jedermann übel von mir spricht, als daß Jedermann übel von mir spräche. Diogenes pflegte zu versichern, daß unter allen Bissen von wilden Thieren, der gefährlichste des Verläumders sey, und von zahmen Thieren, der Biß des Schmeichlers.

* *

Der Einsame.

Sieben und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 20 Februarius 1767.

Sanfte Güte, Witz im Scherze
Rührt ein Herze;
Nicht ein glatt Gesicht allein.

Uz.

Die Prinzessinn von Salamis verdunkelte an dem Hofe zu Paphos, als sie an demselben erschien, alle andere Schönheiten. So weit sie dieselben an Hoheit des Standes übertraf; so sehr wurden sie auch von ihren Reizungen übertroffen. Sie gewann in einem Tage mehr Herzen, als andre Schönen in ihrem ganzen Leben nicht erobert hatten; und ungeachtet sie so viel Geist besaß, daß sie ein Wunder am Verstande und Annehmlichkeiten war: so brauchte sie doch derselben nicht, um Eroberungen zu machen. Man liebte sie, wenn man sie nur sah; es war nicht erst nöthig sie zu hören. Die Schönen haßten sie insgesammt; denn sie machte ihnen alle Liebhaber ungetreu. Sie rächte sich aber an ihnen nicht anders, als daß sie sich immer neue Feindinnen erwarb, indem sie sich neue Sclaven machte. Allein da sie dieselben bloß durch die Gewalt ihrer Augen sich unterwürfig gemacht hatte, da ihr ausserordentlicher Geist, ihr großmüthiges und heldenähnliches Herz, ihre Seele, welche von Natur zärtlich und empfindlich war, keinen Theil an diesen Eroberungen nahmen; so waren auch alle Liebhaber nicht

gleich würdig, ihre Fesseln zu tragen. Ihr Geschichtschreiber bemerket: Es hätten sich einfältige, ungesittete, närrische, einschläfernde und beschwerliche Liebhaber unter denselben befunden, daß sie daher eben so viel Lust gehabt, sich von ihnen zu befreyen, als sie Vergnügen empfunden, sich dieselben unterwürfig zu machen. Sie behielt nur drey von ihnen, unter welchen der Prinz von Salamis war. Er hatte die heftigste Liebe zu ihr. Er bewies sie durch seine fleißigen Aufwartungen, und selbst durch Gewaltthätigkeiten, indem er sich mit einem von seinen Nebenbuhlern schlug, welcher auch, sechs Tage nachher, an einem Wundfieber starb. Der Prinz verstund sich hierauf so gut mit den Eltern der Prinzessinn, daß ihre Vermählung schon beschlossen war, ehe sie noch davon hatte reden hören. Sie ward gezwungen, obgleich erst nach einigem Widerstande, sich darinn zu ergeben. Dieses ist das Schicksal der Prinzessinnen, welche stolze und traurige Opfer von der Einbildung sind, die ihre Größe ausmacht. Unterdessen bezeigte sich der Prinz nach seiner Verbindung anfangs so ehrerbietig und verliebt, daß der Widerwille, den sie gegen ihn hatte, vermindert ward. Da sie aber am besten mit ihm zu leben glaubte; so wurden des Prinzen Augen nicht mehr von ihrer Schönheit gerührt, da sie es gewohnt worden waren, dieselbe zu sehen. Die Leidenschaft des Prinzen erkaltete. Von der Schläfrigkeit kam seine Seele zur Gleichgültigkeit, und von der Gleichgültigkeit zur Verachtung. Der Schmerz der Prinzessinn, da sie sich verachtet sehen mußte, war so groß, daß sie krank ward, und in eine Art von Mattigkeit fiel, durch welche sie ihre ganze Schönheit verlohr. Man kann sich vorstellen, daß derjenige, welcher sie verachtet, nachdem er sie kurz vorher als die schönste

Prinzessinn von der Welt angebetet hatte, sie nicht mehr geliebt haben wird, nachdem ihre Schönheit durch ihre Schwermuth und Traurigkeit ganz vergangen war. Er begegnete ihr daher noch viel schlimmer. Er liebte wol zwanzig verschiedene Schönen, welche bey dem größten Schimmer ihrer Schönheit doch nicht so schön waren, als die Prinzessinn, so sehr sie sich auch verändert hatte. Ein guter Freund vom Prinzen verwies ihm solches. Er antwortete ihm aber: Wer der Liebe die Anmuth der Neuigkeit nimmt, der benimmt ihr alles. Wer das Verlangen und die Hoffnung von derselben verbannet, der benimmt ihr alles Feuer und alle Anmuth. Urtheilet darnach, fuhr er fort, wie groß die Leidenschaft desjenigen seyn muß, der alle Tage immer dieselbe Person sieht, der nichts verlangt, der nichts hofft, und der in der Zukunft nichts anders sieht, als daß seine Gemahlinn einmal häßlich und alt seyn wird. Als die Prinzessinn so von ihrem Gemahl verlassen war, und als sie sah, daß die Schönen, die sie erst beneidet hatten, und die Liebhaber, deren Bemühungen, ihr zu gefallen, vergebens gewesen waren, sich über ihr Unglück freuten; so begab sie sich nach Salamis. Hier lernte sie, um sich ihren Verdruß auf eine angenehme Weise zu vertreiben, tausend Dinge, welche ihr noch mehr Bewunderung zuwege brachten. Ob sie sich gleich einer Art von Schwermuth überließ, die die Seele einnimmt, ohne sie zu beunruhigen; so erholten sich dennoch ihre Gesundheit und Schönheit desto eher wieder, da sie noch nicht achtzehn Jahr alt war. Zum Glück starb ihr Gemahl darauf plötzlich. Sie gebehrdete sich dabey nicht untröstbar. Nachdem sie aber das beobachtet hatte, was der Wohlstand erfordert; so erschien sie der Angelegenheiten ihres Fürstenthums wegen wieder am Hofe. Hier verdunkelte sie

wieder die größten Schönheiten, und sie eroberte nicht weniger Herzen, als da sie zum erstenmal bey Hofe erschienen war. Allein die Welt mißfiel ihr stets, und sie faßte den vesten Entschluß, diejenigen nicht zu lieben, die nur ihre Schönheit, nicht aber sie selbst, liebten. Sie begab sich kurz darauf wieder in die Einsamkeit, aus welcher sie ihr Bruder, der Prinz Philoxippus, vergebens zu ziehen, sich bemühte. Diesem Prinzen zu Gefallen, ließ sie das Orakel zu Delphos fragen, was sie thun müßte, um glücklich zu seyn. Das Orakel antwortete in folgenden ausdrücklichen Worten: Sie müßte sich mit einem Manne vermählen, welcher ohne Hülfe ihrer Schönheit in sie verliebt würde. Die Venus Urania, welche sie über eben diesen Orakelspruch befragte, bekräftigte denselben. Die Prinzessinn glaubte daher, daß ihr alle Verbindung hiemit untersagt worden sey. Sie konnte sich nicht einbilden, daß man sie lieben könnte, ohne sie zu sehen, und daß ihre Schönheit, wenn man sie sehen sollte, nichts zu der Leidenschaft beytragen würde, welche man für sie haben könnte. Indem sie auf solche Weise beschloß, ihre Tage in der Einsamkeit zuzubringen, kam ein Cretenser zu Paphos an, wo er sich seiner ausserordentlichen Verdienste wegen sowol die Lobeserhebungen des Hofes als der Stadt erwarb. Der Prinz Philoxippus wollte ihn die Prinzessinn, seine Schwester sehen lassen. Er that ihr den Vorschlag, denselben zu ihr zu führen; allein sie wollte nicht darinn willigen. Unterdessen geschah es, daß da die Prinzessinn auf ein Landhaus gegangen war, ein Labyrinth zu sehen, welches sie in ihren Gärten nachmachen ließ, daß der Cretenser sich eben in dem Labyrinth verirrt hatte. Er redete daselbst mit der Prinzessinn, ohne daß er wußte, wer sie wäre, ohne sie zu sehen, und

ohne

ohne daß er zu ihr kommen konnte, weil ihm die Irrgänge in dem Labyrinth unbekannt waren, von welchen die Pallisaden, die es machten, ungemein hoch und dicht waren. Timantes, so hieß der Cretenser, ward von der Stimme und von der Unterredung mit seiner Unbekannten, die er hatte singen hören, und mit der er sich hierauf unterhalten hatte, ganz eingenommen. Er hatte eine ungemein große Begierde, sie kennen zu lernen. Allein aller seiner Nachforschungen ungeachtet konnte er nicht erfahren, wer sie wäre. Zum Glück für ihn feyerte man gleich um diese Zeit das Fest des Adonis zu Amathunt. Die Prinzessinn begab sich mit einer Dame von ihren Freundinnen zu dem Feste, um die Ceremonien desselben mit anzusehen. Timantes kam aus Neubegierde, die den Fremden gewöhnlich ist, auch dahin. Was kann nicht der Zufall thun! Timantes befand sich im Tempel gleich an der Seite der Prinzessinn. Es ist wahr, er wußte nicht, daß es die Prinzessinn und zugleich seine Unbekannte war. Ausser der größten Sorgfalt, sich zu verbergen, damit man nicht sagen könnte, daß sie eines Festes des Adonis wegen ihre Einsamkeit verlassen hätte, war ihr Gesicht mit einem dichten und langen Schleyer verhüllt. Sobald sie aber den Mund öffnete, den Gesang zu singen, den die Damen bey diesem Feste zu singen pflegten; so erkannte Timantes die reizende Stimme seiner schönen Unbekannten aus dem Labyrinthe, und er entschloß sich vest, daß er sie sich nicht wollte entgehen lassen, bis er wüßte, wer sie wäre. Er konnte sich nicht enthalten, ihr die Freude zu bezeugen, die er hatte, sie wieder zu finden. Sie gebot ihm aber, stille zu schweigen, bat ihn, aufmerksam auf die Gebräuche des Festes zu seyn, und nahm ihre Zeit in acht, sich wegzubegeben, ehe

die Damen nach Gewohnheit ihren Schleyer aufheben musten. Timantes hatte gar zu genau auf sie acht, als daß er sie hätte verliehren können. Er folgte ihr bis unter die Gewölber nach, wohin sie floh, ließ sich ehrerbietig vor ihr auf die Knie nieder, und beschwor sie bey dem Namen der Göttinn, und mit den verbindlichsten Bitten, sich nicht länger vor ihm zu verbergen. Die Prinzessinn weigerte sich. Er bat. Sie schlug es ab. Endlich sagte sie: Ich weiß wol, daß ich euch nicht verhindern kann, mir nachzufolgen, daß ihr also erfahren könnt, wo ich wohne, und vielleicht auch, wer ich bin. Wenn ihr es aber thut, so schwöre ich, daß ihr mich in eurem Leben nie wieder sehen noch sprechen sollt. Wenn ihr hingegen mir nicht folget, wenn ihr euch nicht erkundiget, wer ich bin, und wenn ihr niemanden, ohne Ausnahme, sagt, daß ihr die Unbekannte aus dem Labyrinthe wiedergefunden habt; so will ich euch versprechen, daß ich euch an einem Orte eine Unterredung verstatten will, wo ich mehr Musse haben werde, mich mit euch zu unterhalten. Timantes war schon so voll Hochachtung und Ehrfurcht für die Unbekannte, daß er, aus Hoffnung für die Zukunft, diese Bedingungen, so hart sie auch waren, einging. Acht Tage nach dieser Begebenheit begab sich die Prinzessinn unbekannterweise nach Paphos, wo sie der Zufall, zu welchem sie Anlaß gegeben zu haben sich eben nicht erzürnte, den Timantes wieder finden ließ, mit dem sie oft und lange in Unterredung war. Er redete alle Abend an dem Gegitter eines niedrigen Zimmers mit ihr, das in den Garten ging, in welchem er spatzieren gehen durfte. Es ist wahr, er sah sie nicht ausser dem Gegitter, und ausser dem, daß es nicht mehr Tag war; so erschien sie stets mit dem Schleyer. Dem ohngeachtet

tet ward er auf das stärkste in sie verliebt. Sie entdeckten sich ihre Herzen ganz, und diese Herzen waren mit so vielen Tugenden gezieret, daß sie sich nothwendig lieben mußten. Eines Tages sagte ihr Timantes, was er von der Schönheit der Prinzeßinn von Salamis gehöret hätte, indem er immer noch nicht wußte, daß diese Prinzeßinn seine Unbekannte wäre. Sie verlangte von ihm, daß er folgenden Tages in einen Tempel der Venus Urania kommen sollte, welcher nicht mehr als dreyßig Stadien von Paphos lag. Ich weiß es, sagte sie, daß die Prinzeßinn dahin kommen wird, und ich will, daß ihr selbst von ihrer Schönheit urtheilen sollt. Vergebens wandte er ein, daß er nur seine schöne und vortrefliche Unbekannte zu sehen wünschte. Er mußte gehorchen. Die Prinzeßinn begab sich bey sehr guter Zeit dahin. Timantes konnte sich nicht enthalten, einen Augenblick vor ihr stehen zu bleiben. Sobald er sie gewahr wurde, ob er sie gleich nur im Vorbeygehen sah; so war er von ihrer Schönheit so gerührt, daß er die Farbe veränderte, und wünschte, daß seine Unbekannte eben so schön seyn mögte, ob er gleich nicht glaubte, daß dieses möglich wäre. Der Eindruck davon war so stark, daß er befürchtete, seine Unbekannte möchte es ihm ansehen, wenn er ihr von seiner Reise Bericht abstatten würde. Sie bemerkte auch in der That, daß er seine Lobeserhebung mäßigte, die er der Schönheit der Prinzeßinn von Salamis gab; denn er vermuthete nicht, daß sie seine Unbekannte wäre, weil er es für unmöglich hielt, daß eine so schöne Prinzeßinn ihre Schönheit einem Liebhaber verbergen sollte, dessen Leidenschaft sie angehöret hatte. Unterdessen überwog in dem Herzen des Timantes das Verdienst seiner Unbekannten die Schönheit der Prinzeßinn,

die

die er kannte. Ob sie sich gleich von Paphos entfernt hatte, sich wieder in ihre Einsamkeit zu begeben, ohne daß sie sich dem Timantes entdeckte, um seine Treue durch die Abwesenheit zu prüfen; so blieb er ihr dennoch getreu. Seine Treue ging so weit, daß er sich zu ihr, als zur Prinzessinn von Salamis, nur mit der größten Mühe, und nur aus Gehorsam gegen den Prinzen Philoxippus und seine Gemahlinn, führen ließ. Dieser Prinz hatte durch eine Vertraute die Begebenheit seiner Schwester, und ihre gegenseitigen Neigungen erfahren, und machte sich ein Vergnügen daraus, die Verwunderung und das Erstaunen hinzuzufügen. Er führte also den Timantes zur Prinzessinn von Salamis, die ihn nicht vermuthete, und den Timantes zu seiner Unbekannten, da er nur glaubte, daß er zur Prinzeßinn von Salamis ginge. Man urtheile, wie stark ihre Empfindungen, und wie groß insonderheit die Freude des Timantes habe seyn müssen. Ihr Glück vollkommen zu machen, entschloß sich diese bewundernswürdige Prinzessinn, den, welchen ihr das Orakel zum Gemahl benennet hatte, dafür anzunehmen. Sie war sowol durch Vernunft, als Erfahrung überzeugt worden, daß ihr Glück davon abhinge, daß sie selbst, und nicht ihre Schönheit, möchte geliebt werden. Da sie den Eindruck ihrer Schönheit bey dem Timantes wahrgenommen, als er sie an dem Fenster des Opferpriesters gesehen; so war sie verdrießlich, daß sie einige Ursache zu glauben hatte, sie habe ihm zu sehr gefallen, ob sie gleich gewünscht, daß sie ihm gefallen mögte. Wenn dieses wäre, sagte sie zu einer von ihren Freundinnen; so versichre ich euch, daß ich nicht weniger über mich, als über eine andre, eifersüchtig seyn würde.

Der Einsame.

Acht und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 27 Februarius 1767.

Verwünscht sey so ein Schatz! Verflucht sey der Gewinn,
Durch den ich reich, als Thor, reich, als ein Räuber, bin!

Gellert.

Es giebt gewisse Sittenlehren, wider welche man, so zu sagen, durch Verjährung ein Recht erlangt hat, sie nicht zu beobachten. Sie klingen so schön, und scheinen den Menschen, wenn er ihnen folgen wollte, zu so einer Vollkommenheit hinaufzusetzen, daß jedermann viel dabey verliehren würde, wenn sie nicht mehr gesagt werden sollten. Hingegen ist ihre Anwendung im menschlichen Leben so schwer, oder besser zu sagen, so unmöglich, daß es wenig Nutzen bringen würde, wenn man versuchen wollte, sie in Uebung zu bringen. Diejenigen selbst, welche sie in ihren Reden und in ihren Schriften auf das herrlichste ausführen, scheinen sie in ihren Handlungen vergessen zu haben; und die andern, die sie mit grosser Aufmerksamkeit und Ueberzeugung lesen, lassen sie in allen Ehren, ohne daß ihnen jemals in den Sinn kömmt, sich darnach zu richten. Man darf nicht meynen, daß ich hierdurch von denjenigen Gesetzen der Sittenlehre verächtlich reden wolle, welche zum Besten der Menschen abzielen, und von welchen es schlimm genug ist, daß sie von vielen sehr nachläßig beobachtet werden. Es bleibt allezeit ein Laster, durch die Ausschweifungen eines liederlichen Lebens den Tod in seinen eigenen Körper einzuschlingen,

oder seine Glieder vor der Zeit alt und kraftlos zu machen; ob es gleich ein Theil der Menschen für eine Tugend zu halten scheinet: und es bleibt jederzeit eine Unmenschlichkeit, seinen Vortheil durch den Schaden andrer Menschen zu suchen; obgleich alles, was dem Eigennutze zuwider ist, von vielen für ein veraltetes Gesetz gehalten wird, das durch einen gegenseitigen Gebrauch entkräftet sey. Ich rede nur von den gezwungnen und hochgespannten Sittenlehren mancher Philosophen, die mit der Natur des Menschen nicht übereinstimmen; die aber so hergebracht sind, daß einer sie dem andern nachsagt, und die in der Anwendung ungefehr eben die Kraft haben, wie das Gesetz, welches die Churfürsten durch Hunger zwingen will, wenn sie binnen einer gewissen Frist sich nicht über einen andern Kaiser vereinigen können, nachdem der erste abgegangen ist. Solche Sittenlehren neulich haben das Recht, daß sie mit in der Reihe andrer vernünftigen und sehr nützlichen Gesetze der Weisheit stehen, und gleichsam den Titel und den Rang eines Gesetzes haben, ohne es wirklich zu seyn. Die Schelmworte wider den Pracht und den Ueberfluß, die scharfen Reden einiger Leute wider die Complimente und wider die Ceremonien der Höflichkeit, die heftigen Verböte wider die sinnlichen Ergötzlichkeiten und Lustbarkeiten, die Befehle stolzer Philosophen, welche uns eine gänzliche Unterdrückung der Leidenschaften auflegen, die demüthigenden Bestrafungen aller Begierde nach Ehre, und die scharfsinnigen Beweise von der Falschheit der menschlichen Tugenden, scheinen mir Exempel genug hiervon zu seyn. Es ist vielleicht gut, daß alle diese Sittenlehren gesagt werden, um die Menschen behutsamer zu machen, und ihnen die grosse Hochachtung zu benehmen, die sie gegen alles, was in die Sinne fällt, zu tragen geneigt sind. Aber ich bin gewiß überzeugt, daß es in der Welt sehr übel stehen würde, wenn man alle diese Sittenlehren in

ihrer

ihrer Strenge beobachtete; und daß es sehr gut ist, daß die Natur der Menschen diesen Sittenlehren glücklicher Weise wieder zurecht hilft, und sich nicht weiter daran kehrt, als derselben gemäß ist. Sie findet in sich selbst und in ihren Nothdürftigkeiten die Verbesserung dieser unbrauchbaren Regeln; und sie sieht diese scharfen Predigten mit eben den Augen an, wie ein Mann, der erfahren ist, die Zeichnung einer Maschine beobachtet, welche auf dem Papier sehr herrliche Wirkungen zu thun scheinet, wovon aber die Probe ausweiset, daß daran alle Räder stocken, und eine Schwierigkeit dabey ist, auf welche der Erfinder derselben nicht gerechnet hatte, nemlich die Unmöglichkeit, die Sache ins Werk zu richten.

Die Verachtung der Reichthümer ist eine von diesen so oft angepriesenen und doch niemals beobachteten Sittenlehren. Es ist nicht allein der alte Philosoph Seneca, dem man nachsagen kann, daß er bey dem Besitze eines sehr grossen Vermögens am allerprächtigsten von der Nichtswürdigkeit des Geldes schreiben können. Es giebt viele, welche noch itzo diese hochgetriebenen Lehrsätze in Schriften und Gedichten wiederholen; die sie nicht verfertiget haben würden, wenn sie nicht eine reichliche Bezahlung dafür gehoffet hätten. Ungeachtet es sehr zu wünschen wäre, daß niemand aus diesen Gütern etwas mehreres machte, als sie wirklich werth sind; so dünkt mich doch, wenn man diesen Endzweck erreichen will, so muß man am allerwenigsten die Verachtung derselben predigen. Einer Sache ihren wahren Wehrt beylegen, und sie nicht höher und nicht niedriger zu schätzen, als sie geschätzt zu werden verdient, heißt nicht, sie verachten. Es wäre nichts nöthiger, als daß alle Menschen wahre und richtige Begriffe von dem Werthe derjenigen Dinge hätten, die zu unsern äusserlichen Umständen gehören; und daß wir dieselben nicht verwerfen, und doch gleichwol auch im Fall der Noth ent-

entbehren lernten. Aber derjenige, der die Verachtung derselben allzuhoch treibet, lehrt dieselben vielmehr hochschätzen; da man nothwendig die Erniedrigung einer Sache, deren Nutzen man täglich einsieht, als einen Neid, den Neid aber als ein Kennzeichen ihres Werthes annehmen muß.

Adelrich, welcher bey einem zureichenden Vermögen die Kunst aus dem Grunde versteht, wie man mit wenig Unkosten vieles thun kann; welcher nichts von seinem Gelde unbrauchbar liegen läßt, hingegen auch nichts mit Unrecht zu erwerben trachtet; welcher von demjenigen, was er hat, den Handwerksleuten, Künstlern, und andern, die sich mit ihrem Fleisse nähren, durch Bezahlung ihres Schweisses alle seine jährlichen Einkünfte mittheilet; welcher keinen Schilling verlohren ausgiebt, und sich wiederum die größten Summen nicht reuen läßt, wenn er Gutes damit stiften kann, führte mich unlängst mit sich in eine Gesellschaft, wo die erste Unterredung auf den Verlust fiel, den er durch die lange wütende Landplage erlitten hatte. Er hörte das Mitleid derjenigen, die ihn beklagten, mit vieler Gelassenheit an; und er sprach von dem Verluste seines halben Vermögens, als ob er von einigen Ducaten redete, die er im Spiel verlohren hätte. Unschatz, ein reicher Mann, dessen Schätze ihm aber so viel halfen, als ob er nichts hätte, indem er sie nicht anrühren wollte, und der nur deswegen beständig die Verachtung aller irrdischen Güter predigte, weil er glaubte, daß er destomehr zusammen scharren würde, wenn er andre bereden könnte, das Ihrige weniger hochzuhalten, drehte endlich diese Unterredung so lange, bis er Gelegenheit bekam, seine Sittensprüche anzubringen. Was ist denn, sagte er, nachdem er erst geseufzet hatte, aller Reichthum, den wir besitzen? Ein wenig glänzender Koth, den man mit vieler Mühe aus der Erde gescharrt, und von dem man weiter

nichts

nichts hat, als daß er uns die Finger schmutzig macht, wenn wir ihn zählen. Er macht uns nichts als Sorgen; weil wir uns vorstellen müssen, daß wir ihn alle Augenblicke verlieren können. Und er kann uns nicht vergnügt machen; denn ein zufriednes Herz läßt sich um kein Geld kauffen. Ein ruhiges Herz wird viel öfter in einer leeren Hütte, als bey einem schweren Geldkasten angetroffen. Aller Reichthum u. alles Geld ist etwas recht Nichtswürdiges, welches nicht einmal werth ist, daß wir es besitzen. Adelrich lächelte hierbey, und sagte: Gleichwol wird diese nichtswürdige Sache auch von denjenigen so sehr gesucht, die sie zu verachten scheinen. Ein junger Mensch, mit Namen Sieb, fiel ihm hierbey in die Rede, welcher den Ruhm hatte, daß er in einem Jahre zehntausend Thaler mehr durchgebracht, als er besaß. Gesucht? rief er, indem er mit dem Schoosse seiner gestickten Weste spielte. Wahrhaftig, wer es sucht, der ist nicht werth, es zu besitzen. Ich wollte auch wohl, fuhr er fort, daß ich immer Geld hätte; aber ich wollte es nur haben, um großmüthig seyn zu können. Weggegeben, ihr Herren, und mit Lust weggegeben, das ist, bey meiner Seele! das gröste Vergnügen, was man in der Welt haben kann. Ich bin nicht aufgeräumter, als wenn alles fort ist: Und wenn ich dann anfange, die Nichtswürdigkeit des Geldes recht zu bemerken; so möchte ich Uhren, Stock, Degen, und alles, was nur von Gold oder Silber gemacht ist, zum Fenster hinaus werfen. Sie besinnen sich aber anders, antwortete Adelrich; und damit sie es nur aus den Augen los werden, schicken sie es lieber an einen Ort, wo es sicher steht, und sie unterdessen etwas darauf geborgt bekommen können. Es ist wahr, versetzte Sieb, ich suche zuweilen Geld; aber ich suche es nur, um es sogleich wieder wegzugeben. Und ich will nicht einmal welches haben, fing Heutleb an, ein Mensch, der ein ungemeiner Feind von aller Beschwerlichkeit war, und weder um das Vergangene noch um das Zukünftige sich bekümmern wollte. Ich verlange nichts mehr, als was

ich auf einen Tag brauche. Einen andern Tag wird es sich wol wieder geben. Adelrich war also mit lauter Verächtern des Geldes umgeben, und er wußte nicht, welchem er zuerst antworten sollte. Er vertheidigte sich gleichwol. Es ist gewiß, sagte er, wenn man das Geld nicht als ein Mittel ansieht, dasjenige, was man zu seiner Nothdurft und zu seinem Vergnügen braucht, dafür zu haben; so ist es die allernichtswürdigste Sache. Ein wenig Erde, die ich in einen Kasten einschliesse, würde mir eben den Vortheil geben können, als vollgestopfte Geldsäcke, die ich nicht brauche, sondern einsperre; nemlich sie würde meinen Kasten schwer machen, und andre Leute bereden, daß etwas kostbares in den Kasten seyn müßte, weil ich ihn so sorgfältig verwahrete. Man hat Exempel genug, daß Leute auf diese Art betrogen worden sind, und nach einer langen Zeit, daß sie dieselben verschlossen gehalten, statt des Geldes, nichts als Steine, das ist, eine verächtliche Sache für die andre gefunden haben. Unschatz machte sich fertig, als ob er aufstehen wollte, da er dieses hörte, indem ihm einkommen mochte, daß er auch so betrogen werden könnte. Da er aber, wie ich glaube, sich sogleich besann, daß er seinen Schatz noch selbigen Morgen gesehen hätte; so ließ er sich wieder nieder, und blieb ruhig sitzen, aber ohne zu antworten, weil er sich ohne Zweifel getroffen fand. Das ist wahr, sagte Sieb, ein Ducaten in der Tasche ist so gut als ein vergrabner Schatz. Wenn er etwas nütze seyn soll; so muß man ihn ausgeben. Ich behaupte, fuhr Adelrich fort, daß ich ein bessrer Verächter des Geldes bin, als sie alle zusammen, meine Herren; ungeachtet ich mir keine Ehre daraus mache zu bekennen, daß ich nichts vergeblich verthun will. Das sollen sie schwerlich beweisen, fingen Sieb und Heutleb beyde zugleich an zu schreyen. Wissen sie, sagte Sieb, daß ich in meinem Leben schon mehr weggeworfen, als sie jemals besessen haben? Heutleb aber machte sich damit breit, daß er den Reichthum so sehr verachtete, daß er ihn nicht allein weggegeben, sondern auch nicht einmal

haben

haben wollte. Wer ist mehr im Stande, sagte Adelrich, eine Sache zu verachten: Derjenige, der einen Ueberfluß daran hat? oder derjenige, der Mangel daran leidet? Wenn eine Sache selten ist, so hält man sie theuer; das ist ein Kennzeichen, daß man sie hochhält: Wenn sie aber sehr überflüßig da ist, so läßt man sie einen jeden umsonst nehmen, wer sie haben will; das ist so viel, als, man verachtet sie. Derjenige, der viel Geld hat, kann es weit leichter verachten, als der nichts hat; denn er weiß, daß er deswegen nicht Noth leidet, wenn er gleich etwas verliehret: und je mehr man einer Sache gewohnt ist, desto weniger achtet man sie. Derjenige, der eine Menge von schönen Kleidern hat, achtet dieselben nicht so hoch, und bewundert sie nicht so, wie der Pöbel, der sie nur an andrer ihrem Leibe sieht. Heutleb erwiederte: Derjenige kann das Geld nicht verachten, der es besitzt; denn es kostet nicht allein Mühe, es zu erwerben, sondern auch, es zu erhalten. Wie kann man aber verachten, was Mühe kostet? Ich würde mir selber feind seyn, wenn ich alle die Sorge auf mir haben sollte, wie man Geld erlangen, Geld erhalten, und Geld ausgeben soll. Nimmermehr wollte ich diese nichtswürdige Sache auf dem Halse haben. Ich weiß nicht, setzte Sieb hinzu, wie man glauben kann, daß man das Geld verachten könne, wenn man welches hat. Ich bin, bey meiner Treu! nicht hochmüthiger, als wenn meine Börse auch nur von geborgten Ducaten gespickt ist. Das macht eben, sagte Adelrich, weil sie ihr Geld niemals lange behalten haben. Wenn sie das Geld auf solche Art verachten können, daß sie es wegwerfen, meine Herren; so müssen sie auch alles dasjenige zugleich mit verachten, was man zu seinem Gebrauche dadurch erhalten kann. Ich verlange nichts zu haben, antwortete Heutleb, weder Geld noch etwas anders. So müssen sie auch das Essen verachten, erwiederte Adelrich. Auch dieses sagte Heutleb, wenn ich nur satt bin. Aber wenn sie gar kein Geld haben, so können sie auch gar nichts essen; folglich müssen sie auch den Hunger

ver-

verachten. Den Hunger? fiel Sieb in die Rede; so müßte nichts mehr zu borgen seyn. Aber wenn sie nicht bezahlen können, versetzte Adelrich wiederum, so müssen sie auch sogar die Gefangenschaft verachten lernen; das ist, sie müssen nicht allein alles auf der Welt, sondern auch sich selbst verachten, wenn sie sich rühmen wollen, ein vollkommner Verächter des Geldes zu seyn. Der müßte endlich wenig Klugheit haben, wendete Sieb hiergegen ein, der sich bis zur Gefangenschaft bringen liesse. Es müßte kein Mittel mehr seyn, die Schuldleute, wenn sie es zu weit treiben, zu rechte zu bringen, daß sie vielleicht um ihre ganze Foderung kommen, und andern Leuten noch immer von neuem das Geld aus dem Beutel zu lügen. Würden sie dieses thun, wenn sie Geld hätten? fragte Adelrich. Wenn ich Geld habe, sagte Sieb, so gestehe ich, es sollte mir nahe gehen, jemand zu betrügen. Wenn ich aber in der Noth bin, so kann man mir es nicht übel nehmen; ich bin mir selbst der nächste. Heuleb fiel ihm hierinnen bey. Wer kann sich anders helfen? sagte er: Ich will niemanden unrecht thun; aber leben muß ich doch. Also sehen sie, meine Herren, schloß hierauf Adelrich, daß sie das Geld für höher schätzen, als ich. Derjenige, der um des Geldes willen genöthiget ist, Dinge zu thun, der er sich sonst schämen würde, kann nothwendig kein Verächter desselben seyn. So lange man nicht im Stande ist, alle nothwendigen Dinge zu entbehren; so lange kann man auch das Mittel, solche zu erlangen, nicht verachten. Die einzige Verachtung, die rechtmäßig dagegen ist, besteht darinn, es für nichts weiter, als für ein solches Mittel, anzusehen, und sich in den Stand zu setzen, daß man nicht nöthig habe, es durch Wege zu erlangen, die wirklich verächtlich sind. Das ist zu sagen, meine Herren: Eine gehörige Sorgfalt und Aufmerksamkeit für seine Hausangelegenheiten ist die beste Verachtung der Reichthümer.

* *

Der Einsame.

Neun und vierzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 6 März 1767.

Ein Weltweiser, der dabey ein König ist, kann ein Reich übel verwalten, dessen Glück ein König machen kann, der zugleich ein Weltweiser ist.

Anonymus.

Die Sybariten wurden von Königen beherrscht. In diesem wahrhaftig monarchischen Staate war der Wille des Monarchen uneinschränkt. Die Regierungsform schien weise genug eingerichtet zu seyn, aber man hatte die innerliche Ordnung vernachläßiget. Die Gelegenheit brachte neue Verordnungen auf, und die besten von diesen Verordnungen wurden nur in dem Augenblick beobachtet, da sie noch neu waren. Dieses von Natur kriegerische Volk war in den Grundsätzen der Kriegskunst unerfahren, und kannte darum keine andre Regeln, als die Tapferkeit. Unbeständigkeit und Leichtsinn bezeichneten seinen Charakter. Die Sybariten liebten die Gerechtigkeit, ihre Religion und die Wissenschaften; aber noch weit mehr den Aufwand, die Pracht und die Wollüste.

Dadurch, daß sie ihre geistlichen, bürgerlichen und politischen Gesetze auseinander setzen und erklären wollten, wurden dieselben so dunkel, so langsam und so schwer zu erlernen, daß keiner unter ihnen sich darauf zu legen getraute. Solchergestalt stellte der Zufall die allgemeinen Uebel nach seinem Gefallen wieder her, oder vermehrte sie, da unterdessen die Regierung die Augen zuthat.

Myrta herrschte über die Sybariten. Dieser Prinz, der weit geschickter war unter den bedeckten Gängen zu

Athen als auf dem Throne zu seyn, war ein grosser Naturkündiger, ein geschickter Sternseher, ein guter Meßkünstler; aber ein schläfriger Monarch, der wenig Fähigkeit hatte, Staatsgeschäffte zu behandeln, immer mit abstrakten Wissenschaften beschäfftiget, niemals mit dem Wohl, ja so gar nicht einmal mit der Sicherheit seiner Unterthanen.

Einst hinterbrachte man ihm, daß einer von den benachbarten Königen eine furchtbare Armee auf die Beine stellte, und Sybaris zu bedrohen schiene. Sehet zu, sagte er zu seinen Ministern, was man zu thun habe, um den Feind zu entfernen. Ich bin meine ganze Aufmerksamkeit der Nachforschung eines Sterns schuldig, der sich am Himmel verlohren hat, und diese Begebenheit droht dem ganzen Weltgebäude den Umsturz.

Zu einer andern Zeit stellte man ihm vor, daß die Hungersnoth eine seiner Provinzen völlig zu verheeren anfinge, und daß man ohne allen Verzug müßte Getreide dahin bringen lassen. Das kann nicht seyn, antwortete er; denn das letztere Jahr ist so und so viel Zoll Wasser auf mein Königreich gefallen, und diese Menge hat hinlänglich seyn müssen, die Erde fruchtbar zu machen.

Einige Rebellen, die sich empörten, umgaben seinen Pallast mit grossem Geschrey. Seine Höflinge lagen ihn an, sie durch seine Gegenwart wieder in Ehrfurcht zu setzen, oder sich auch heimlich aus demselben wegzumachen. Wartet, sagte er, ich bin eben am Ende eine geometrische Aufgabe aufzulösen, und ich würde einige Fehler in der Rechnung machen, wenn ich meine Arbeit unterbrechen wollte.

Ein enthusiastischer Sybarite weigerte sich einigen Gottheiten des Landes zu opfern, und ließ es sich einfallen, einigen andern Altäre zu errichten, und machte

Neubekehrte. Gebt euch zufrieden, sagte der König zu denjenigen, die mit ihm davon redeten, ich habe eine Abhandlung gegen diesen neuen Gottesdienst geschrieben, welche die eingenommenen Köpfe anders Sinnes machen wird.

Unter der Regierung des Myrta fuhr man zu, ehe man die Sache überlegt hatte; aber so bald sie geschehen war, hielt man über das, was man bewerkstelliget hatte, Rathsversammlungen. Die Meynungen waren ordentlicher Weise getheilet, und der Rath ging auseinander, ohne daß etwas für das Gegenwärtige beschlossen, und für das Künftige vorausgesehen war.

Das Verdienst gelangte weder zu Ehrenstellen, noch zu Reichthümern. Aber die Gunst führte dazu, und die Schmeicheley allein führte zur Gunst.

Die Sybariten trieben die Künste und Wissenschaften; aber die Schwelgerey und Weichlichkeit, sichre Vorbothen von dem Verfall eines Reichs, waren in ihrem Gefolge. Unterdessen währte die Regierung des Myrta länger, und war ruhiger, als man hätte vermuthen sollen.

Dieser Prinz hatte zween Söhne, den Cynirta und Tanazaris. Cynirta, der mit den Gaben der Natur reichlich überschüttet, und an einem müßigen und prächtigen Hofe erzogen war, konnte, im Schooß der Wolllüste, am Fuß des Thrones leicht den Augenblick erwarten, da er denselben besteigen konnte; Aber die Hitze der Jugend, das Beyspiel seines Bruders, die Bemühungen der Höflinge, die Verführung des Frauenzimmers konnten sein Herz zu keinen Ausschweifungen verleiten. Was soll ich hier thun, sagte er öfters zu seinen Freunden? Man ehrt mich, man sucht mich zu ergötzen; aber lehrt man mich auch Regieren? Myrta ist gelehrt; Tanazaris ist liebenswürdig; Cynirta will

die Kunst können, König zu seyn. Nun ist es Zeit, die Stimme meiner Pflichten zu hören. Laßt uns lernen, wie man die Herzen entwickeln, sie sich verbindlich machen, sie unterwerfen, und endlich, wie man sie glücklich machen soll. Sollte ein Volk, welches bestimmt ist, mir zu gehorchen, nicht auch bestimmt seyn, mich lieben zu können.

Voll von diesen Betrachtungen entschloß er sich, das Königreich unter einem andern Namen, ohne Pracht, und ohne Gefolge durchzureisen, bloß in Begleitung einiger weisen, aufgeklärten, treuen Sybariten, welche kein Amt am Hofe zurück hielt. Er blieb in jeder Provinz eine geraume Zeit, und forschte nach ihren Gebräuchen, Bedürfnissen, Gewohnheiten, Freyheiten, und nach dem, was ihr Land hervorbrächte. Die Vertraulichkeit, die er den Sybariten erlaubte, machte, daß er in Geheimnisse eindrang, hinter welche selten Regenten kommen. Das Vertrauen, welches er einflößte, machte ihn zum Schiedsrichter bey allen ihren Streitigkeiten. Er machte seine Einsichten vollkommner, und zeigte überall seine Liebe zur Gerechtigkeit.

Eines Tages kamen zween Männer zu ihm, um ihn zu bitten, daß er ihren Streit beylegen möchte. Der eine sagte: Herr, es sind bereits sechs Monate, daß ich meine Schwester verheyrathet habe. Diese Heyrath war für sie sehr vortheilhaft, und gefiel ihr; allein die Freunde des Bräutigams verlangten einen ansehnlichern Brautschatz, welchen wir damals nicht zahlen konnten. Ich entlehnte hier von diesem Manne die mir abgehende Summe. Die zur Bezahlung bestimmte Zeit ist verflossen, allein ich kann mich bey allen dem von meiner Schuld nicht losmachen, als bis nach der Erndte. Eine Feuersbrunst hat mein Haus, und die Waaren, mit denen ich handelte, in Asche gelegt, meine Zuflucht

ist

ist noch in dem Schooß der Erde. Er will die Zeit der Erndte nicht erwarten, und verlangt, daß ich sein Sclave seyn soll.

Herr, antwortete der Gläubiger, alles, was er gesagt hat, verhält sich so, aber das Gesetz berechtigt mich. Es befiehlt, daß der Schuldner seine Freyheit verliehren soll, wenn er seine Schuld nicht zur Verfallzeit bezahlen wird. Ich bin meines Geldes benöthiget. Sein Feld kann ich nicht verkaufen lassen, weil es von seiner Frau kommt, und seinem Sohn gehöret. Er muß mir entweder dienen, oder mich bezahlen. Gehet, sagte der Prinz, das erste Gesetz ist das Gesetz der Menschlichkeit. Laßt eurem Schuldner ein Jahr Zeit, bis er sich in etwas aufhelfen wird. Ich gebe ihm dreymal so viel, als er euch schuldig ist; aber ich verlange, daß er euch nur mit den Gaben vergnüge, die er von meinen Wohlthaten erhalten wird. Der Gesetzgeber, auf dessen Ansehen ihr euch beruft, hat die Umstände, welche die Verzögerung entschuldigen, nicht voraussehen können. Diejenigen, welche ihrem Versprechen durch Unredlichkeit, oder eine schlechte Aufführung nicht nachkommen, verdienen bestraft zu werden; aber ein unglücklicher Bürger, der ein ehrlicher Mann ist, verdient, daß man ihm unter die Arme greift, und Nachsicht für ihn hat.

Unterdessen daß Cynirta sich diejenige Zeit zu Nutze machte, in welcher er sich heilsame Kenntnisse erwerben konnte, entsprang, aus der Nachläßigkeit des Königes seines Vaters, und der Weichlichkeit der Großen und des Volks, bey den benachbarten Mächten der Entschluß, Sybaris anzugreifen.

Cynirta, dem ihre Absichten bekannt waren, gab zu verschiedenenmalen dem Hofe Nachricht davon. Allein man kehrte sich nicht im geringsten daran, und die Feinde rückten ohne einigen Widerstand bis an die Grenzen.

Da bewaffneten sich denn die hitzigen und tapfern Sybariten in aller Eile, schickten sich zu ihrer Vertheidigung, fochten, je nachdem sie ankamen, und wurden ein Haufen nach dem andern, niedergemacht. Die Unordnung der Trouppen, unter welchen eine schlechte Mannszucht war, und die Unwissenheit der Generals beschleunigte nunmehr fast völlig den Untergang des Staats, als Cynirta mit dem Adel seiner Provinz ankam, der Lebhaftigkeit der Feinde Einhalt that, alle ihre Angriffe aushielt, die Flüchtlinge wieder zusammen brachte, sie aufmunterte, und den Sieg rückgängig machte.

Diese herzhafte That, in einem so entscheidenden Augenblicke, setzte sowol die Sieger als Ueberwundenen in Erstaunen.

Ein Sybarit, der lange gedient hatte, der zu tugendhaft war, seine Verdienste zu erheben, zu philosophisch sich zu erzürnen, daß man ihn der Dunkelheit überließ, und der ein zu guter Bürger war, als daß er seinem Vaterlande seinen Beystand hätte versagen sollen, verließ, sobald er von einigen kriegerischen Unruhen Nachricht hatte, seine Einsamkeit, wo er seine Musse der Kriegswissenschaft widmete, und machte sich auf, seinem Prinzen sowol seinen Arm, als seine Waffen anzubieten. Er zeigte ihm eine Anhöhe an der Flanke der Feinde, die man einnehmen müßte, um sie mit Vortheil anzugreifen.

Cynirta, der von seiner Fähigkeit überzeugt war, überließ sich seinen Rathschlüssen, ertheilte ihm das Commando über die Armee, und behielt sich nichts vor, als das Amt seine Befehle zu ertheilen, und sie befolgen zu lassen. Der glückliche Erfolg bewies die Geschicklichkeit des neuen Generals, und die Niederlage der Feinde war vollendet.

Cynirta

Cyniria schrieb diese unvermuthete Neuigkeit an seinen Vater, ließ allen, die sich hervorgethan hatten, Gerechtigkeit wiederfahren, und vergaß keinen, als sich selbst. Er bestund vor allen Dingen auf die dem tapfern Sybariten gebührende Belohnung, welcher eben den Staat gerettet hatte; allein er erhielt nichts für ihn als Lobeserhebungen und mittelmäßige Gnadenbezeigungen. Seine Erhebung würde die überwundenen Generale um desto mehr schamroth gemacht haben, da er dieselbe verdient hatte.

Cyniria, der über die Blindheit seines Vaters ungehalten war, setzte in einer einsamen und arbeitsamen Lebensart seinen Fleiß, die Wahrheit zu untersuchen, die Ausübung seiner Tugenden, die Bekämpfung der Leidenschaften, und die Kenntniß des menschlichen Herzens fort: eine Art von Weltweisheit, welche in der That auf dem Throne sehr nothwendig ist.

Tanazaris, welcher auf den Ruhm und die Verdienste seines Bruders eifersüchtig war, machte sich auf eine sehr geschickte Art dessen Abwesenheit zu Nutze, um sich diesfalls schadlos zu halten. Er machte sich eine Parthey am Hofe, welche seine Foderungen an die Krone gegen die Rechte der Erstgeburt unterstützen konnte. Er bediente sich sogar der Wollust zu dem Erfolg seiner ehrsüchtigen Absichten.

Während daß Myrta die Ruder des Staats schwimmen ließ, und diejenigen Augenblicke den Wissenschaften widmete, welche er der Sorge der Regierung schuldig war, bemächtigte sich Tanazaris der oberherrlichen Gewalt, gewöhnte das Volk daran, ihn für denjenigen anzusehen, dem sie anvertrauet wären, berückte die Großen durch verstellte Liebkosungen, verband sich die Minister durch die Hoffnung, daß er sie beybehalten würde, kurz, er ergötzte jedermann durch beständige Feyerlichkeiten, und eine unermeßliche Freygebigkeit. Ei-

Einige Höflinge, welche mehr um ihren eignen Nutzen, als das Wohl ihres Vaterlandes bemüht waren, giengen zum Könige. Herr, sagten sie, ihr Volk wünschte, daß ihre Regierung ewig dauren könnte, um sein Glück sicher zu wissen; allein es sieht mit Zittern voraus, das nach ihnen das Herkommen ihm einen kriegerischen Fürsten zum Regenten geben wird, der ehrsüchtig und strenge ist, der es in unaufhörliche Unruhen verwickeln, und dasselbe mit einem eisernen Scepter beherrschen wird. Die ganze Nation verlangt durch unsern Mund, daß Cynitta von dem Throne ausgeschlossen, und Tanazaris dazu ernennet werde. Ihre unfehlbaren Einsichten werden den Wunsch ihrer Unterthanen billigen, wenn sie, ohne vorgefaßte Meynung, das Genie beyder Prinzen untersuchen wollen. Der Jüngere, welcher beständig unter ihren Augen ist, legt seine Zärtlichkeit gegen ihre Person zu Tage, und begnügt sich an dem Beyspiel ihrer Tugenden, um sich vollkommen auszubilden, da inzwischen sein Bruder in ihren Staaten herumschweift, die Seinigen herausstreicht, den Cybariten ihre Herrschaft verhaßt zu machen, und vielleicht gar sie derselben zu entziehen sucht.

Myrta, der viel zu sehr zerstreut war, um den Fallstrick zu bemerken, und zu sehr eingenommen, als daß er sich dafür hätte bewahren sollen, erklärt den Tanazaris zu seinem Nachfolger, und stirbt kurz darauf.

Die königliche Binde trocknete gar bald die Thränen des neuen Monarchen. Da er eben so undankbar als arglistig war, so wurden ihm selbst diejenigen Lieblinge verdächtig, die ihm die Krone aufgesetzt hatten. Er suchte, unter allerhand Vorwand, sie zu stürzen, und Tod oder Verweisung waren ihre Belohnung.

(Den Beschluß im folgenden Blatte.)

Der Einsame.

Funfzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 13 März 1767.

Wer edel sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugendstaffeln klimmt,
Der sucht das Wohl des Volks, und nicht sein eigen Glücke,
Und ist zum Heil des Lands ein Werkzeug vom Geschicke,
Er setzet seiner Müh die Tugend selbst zum Preis,
Er kennet seine Pflicht, und thut das, was er weis.

von Haller.

Meinem Versprechen nach liefere ich heute den Verfolg von dem im vorigen Blatte abgebrochenen Stücke aus der Geschichte der Sybariten.

* * *

Von seiner Macht berauscht, mißbrauchte Tanaxaris dieselbe ohne einige Rücksicht. Die reichsten Einwohner wurden in die Acht erkläret, und die Tugendhaftesten verfolgt. Die Höflichkeit, die Würde, der Pracht, die Gelehrsamkeit und die Galanterie verschwanden. Die Verachtung der Religion, der Zorn und die Unmäßigkeit traten an ihre Stelle. Der junge König wollte noch uneingeschränkter seyn als sein Vorfahr, regierte nicht besser, war schlechter bedient, und machte, daß man ihn verabscheute.

Cynirta regierte über die Herzen in einer sehr entlegnen Provinz, als er den Tod seines Vaters, seine letzten Verordnungen, die Krönung des Tanaxaris und den baldigen Mißbrauch erfuhr, den er von der höchsten Gewalt machte. Ihr grossen Götter! rief er aus, und hob seine reinen Hände gen Himmel, ihr habt mich nicht würdig erkannt, das Reich zu beherrschen, weil ihr die Ruder desselben andern Händen anvertrauet! Ich gehorche ohne Murren, ich würde sogar sagen, ohne Verdruß, wenn mein Volk dadurch glücklicher wäre.

Bey dieser Neuigkeit versammelte sich der ganze Adel bey ihm: Werden sie zugeben, sagte man, daß ihre Unterthanen unter den Gesetzen eines Tyrannen seufzen, oder sich verschlimmern sollen? Die alte Gewohnheit des Reichs, und noch mehr, ihre Tugenden befestigen ihre Rechte. Zeigen sie den Niederträchtigen, welche sie hintergangen haben, ihren rechten Herrn; allein ihre Gegenwart ist hinreichend, denjenigen zu stürzen, der in ihre Gerechtsame einen gewaltthätigen Eingriff gethan hat. Nein, antwortete Cynirta, ich danke eurem Eyfer, aber ich will den Staat durch die Schrecken eines bürgerlichen Krieges in keine Verwirrung setzen. Die Stimme der Natur, die Ehrfurcht, die man dem letzten Willen meines Vaters schuldig ist, und der höchste Range zu welchem Tanaxaris gelanget ist, machen seine Person heilig. Cynirta gab auch in der That ein Beyspiel der Unterwerfung, wider den Willen des besten Theils des Königreichs, der sich darbot seiner Rache zu dienen.

Der König, der so viele Mäßigung nicht vermuthete, schien darüber vergnügt zu seyn, und da er sich nunmehr in Sicherheit glaubte, dankte er seine Truppen ab, behielt nur für sich eine zahlreiche Leibwache, und bestimmte die für das Kriegswesen ausgesetzten Gelder zu seinen Lustbarkeiten. Er ließ von Athen eine Gesellschaft von Tänzern kommen, mischte sich in ihre Spiele, und überhäufte sie mit Gunstbezeigungen.

Ein Minister, der unter der vorigen Regierung in den Geschäften grau geworden, und einer Stelle überdrüßig war, von der man ihm nur den Titel gelassen, verlangte sich in Ruhe zu setzen. Ihr seyd also nicht mehr im Stande mir zu dienen, antwortete ihm Tanaxaris? Nun gut, ich gebe euren Gehalt an Xercis den Flötenspieler. Er hat die Jahre es zu genießen, und mich zu belustigen. Ihr könnt hingehen.

Ein Großer des Königreichs lebte damals, ohne ein

Amt am Hofe zu haben, sehr ruhig auf seinen Gütern. Einige abgedankte Soldaten plünderten daselbst mit bewaffneter Hand. Er beklagte sich derwegen bey dem Könige. Ihr seyd ohne Zweifel reich, sagte der König? Prinz, versetzte der alte Herr, ich bin in dem Besitz derjenigen Güter, mit welchen ihre Vorfahren die geleisteten Dienste meiner Ahnherren belohnt haben. Ich bin ihrem Beyspiel gefolgt. Ich habe die Pflichten eines getreuen Unterthanen erfüllt. Es sind die Pflichten des Regenten über meine Sicherheit zu wachen.

Ihr gebt mir Erläuterung in dem Gebrauche, den ich von meiner Gewalt machen kann, sagte der König. Ich ziehe die Hälfte eurer Güter zu meinem Vortheil ein, ich bestimme ein Viertheil davon zu der Unterhaltung der Schaubühne, welche man in Sybaris errichtet. Es wird euch von nun an leicht seyn, das übrige zu erhalten.

Ein verwegner Höfling stellte ihm vor, wie diese Handlung gefährliche Folgen haben könnte. Sorget euch nicht, sagte der König mit einem bittern Lächeln; Sehet, wie ich denjenigen, die meine Aufführung tadeln wollen, Stillschweigen auflegen werde, und in dem Augenblick ließ er ihm den Kopf vor die Füsse legen.

Die Einfälle des Tanazaris wurden die einigen Maximen der Regierung. Sein Schatzmeister kam eines Tages mit Zittern zu ihm, und meldete, wie seine Cassen leer wären. Wie? sagte der Fürst, fehlt es euch an Mitteln sie wieder zu füllen? Haben meine Unterthanen nichts mehr? Sogleich ließ er die Springbrunnen, Brunnen und Cisternen von ganz Sybaris mit eisernen Gittern einfassen, Wachen davor stellen und daselbst zu seinem Vortheil das Wasser verkaufen, dessen das Volk benöthiget war.

Sogar die Liebe konnte seine natürliche Grausamkeit nicht entwaffnen. Olympia, eine berühmte Hofdame, zog die Blicke dieses Monarchen auf sich. In den ersten Entzückungen seiner Leidenschaft war er im Begriff, ihr

Tempel aufzurichten. Er ließ, ihr zu Ehren, Spiele feyern; tausend Lanzen wurden gebrochen, um ihre Reize zu bevestigen. Alle Dichter besangen sie, aber der Besitz verlöschte gar bald das Feuer des Königes. Er ließ diese Unglückliche auf den öffentlichen Platz führen. Auf seinen Befehl versammelte ein Herold das Volk, und überlieferte sie nackend seinem Ungestühm; indem er mit einer niederträchtigen Ironie noch hinzusetzte, daß Tamyaris als ein Vater seiner Unterthanen auch sogar sein Vergnügen mit ihm theilen wollte.

Eriphile, eine junge Prinzeßinn vom Geblüte, hatte hierauf das Unglück ihm zu gefallen, und diese gefährliche Eroberung kostete ihr das Leben. Der König, der keine Hoffnung mehr hatte, weder sie zu verführen noch ihre Sprödigkeit zu bezwingen, stieß ihr den Degen in die Brust.

Die Furcht machte aus seinen Höflingen Diener seiner Grausamkeiten. Jeder dachte seinen Kopf zu retten, indem er diejenigen aufopferte, welche der Tyrann gestürzt wissen wollte.

Zuletzt aber wurden die Verbannungen so häufig, daß man den Cynirta vermißte. Sein oft wiederholter Name kam vor die Ohren des argwöhnischen Tyrannen, und erweckte seine Staatskunst. Er ließ einen Vertrauten zu sich rufen. Gehe, sagte er, nimm diesen Dolch und dieses Gift. Eines von beyden müsse mich vom Cynirta befreyen. Er wird in dem Augenblicke lasterhaft, in welchem er furchtbar wird. Gehe zu ihm, gebrauche Gewalt oder List, aber sterben muß er. Dein Leben soll mir für deine Treue stehen, und das größte Glück soll deine Belohnung seyn.

Der Mörder, der gewohnt war, sich zu verstellen, gab einiges Mißvergnügen vor, warf sich zu den Füßen des Cynirta, und verlangte von ihm eine Freystatt wider die Wuth des Tanaxaris. Unterdessen suchte er heimlich

Gelegenheit, seinen neuen Beschützer aufzuopfern. Der Gift schien ihm das sicherste Mittel zu seyn. Ein Officier des Cynirta versprach ihn zu zubereiten, und ihm hülfreiche Hand zu leisten; allein er eilte an dessen Statt, seinem Herrn davon Nachricht zu geben. Man ergriff den Lasterhaften; er wurde überführt und bestraft.

Dergleichen grausame Befehle eines schon verabscheuten Königes brachten alle Gemüther auf. Jedermann glaubte in der Person des Cynirta bedrohet zu seyn; jeder wollte ihn vertheidigen, ihn rächen, und ihm die Krone aufsetzen. Er hatte nicht nöthig, eine Armee auf die Beine zu stellen. Funfzigtausend Mann versammleten sich aus eigenem Antriebe, und zwangen ihn, so zu reden, sich an ihre Spitze zu stellen. Es ist nicht mehr Zeit, riefen sie, ihre Beleidigungen und unsre Gefahr zu verbergen. Der Tyrann hat uns den Untergang geschworen, sobald er den ihrigen beschlossen hat. Sie werden ein Mitgehülfe seiner Verbrechen, wenn sie nicht ihrem Fortgange Einhalt thun. Sind sie ihm denn mehr, als ihren unglückseligen Unterthanen, schuldig?

Der Prinz, welcher durch so trifftige Bewegungsgründe mehr, als durch seine Ehrbegierde, überwunden wurde, gab, in Begleitung des berühmten Sybariten, den Myrta hintansetzte, und welchen er vorzüglich an sich verband, die nöthigen Befehle, und ging mit seinen Truppen nach Sybaris. Alle Provinzen, in welchen er sich bisher aufgehalten, erklärten sich für ihn, und seine Parthey nahm von Tage zu Tage durch die Verstärkung, die sie ihm schickten, und durch die Mißvergnügten zu, welche den Hof verliessen.

Die Sybariten, welche nicht gewohnt waren, Widerstand zu thun, und überdem weder Magazine noch Volk in ihrer Stadt hatten, murrten bey dem blossen Anblicke der Armee wider den Götzen, den sie sich errichtet hatten. Tanaxaris war niederträchtig, weibisch und grausam.

Unter einem solchen Regenten ist nur ein Schritt vom Murren zum Aufruhr. Die Thore thaten sich auf. Der bestürzte Tanaxaris versuchte mit seiner Leibwache sich einen Ausgang durch die Belagerer zu verschaffen. Ein Soldat erkannte ihn an der Schönheit seiner Waffen, an der Länge seines Wuchses, und an der Eilfertigkeit seiner Flucht. Er griff ihn an, hieb ihm den Kopf herunter, und steckte ihn auf den Wall.

Die Sybariten selbst erhuben bey diesem Anblicke ein Freudengeschrey, und warfen sich zu den Füssen ihres rechtmäßigen Oberhaupts, um seine Gnade anzuflehen. Cynirta schenkte dem Tode seines Bruders Thränen, vergab seinen Unterthanen, und setzte sie wieder mit eben der Hand in ihre Güter und Freyheiten ein, mit welcher er sie hätte bestrafen können.

Er hatte kaum den Scepter angenommen, so versuchte er einen fürchterlichen Krieg gegen die benachbarten Mächte. Er wurde zuweilen geschlagen; da er aber auch die mißlungenen Streiche des Glücks sich zu Nutze machte, gelung es ihm, daß er sie endlich unterwürfig machte. Er überwand seine Feinde, und brachte sie unter seinen Gehorsam. Da er endlich seinem Volke die Annehmlichkeiten des Friedens kosten lassen, und ihn dauerhaft machen wollte, behielt er noch hinlängliche Truppen auf den Beinen, um diejenigen Nationen, die ihn umgaben, in Ehrfurcht, und seine neuen Unterthanen in den Schranken ihrer Pflicht zu erhalten.

Er ließ sich alle Jahr ein genaues Verzeichniß von Provinz zu Provinz von den Einwohnern seines Königreichs geben, auf welchem ihre Namen, ihr Alter und Gewerbe befindlich waren. Aus diesem jährlichen Anschlage wählte er die Neuangeworbenen seiner Truppen, und überließ niemand als sich selbst die Eintheilung derselben. Er verordnete, daß alle, so sich im Stande befunden, Waffen zu tragen, in das Register der Landmiliz

vom

vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre, sollten eingetragen werden. Man ließ sie zu einer gewissen Zeit im Jahre zusammen kommen, um sie in den Handgriffen üben zu lassen, worauf sie dann wieder an ihre gewöhnliche Arbeit gingen. Er setzte die Mannszucht wieder auf guten Fuß, und hielt seine Truppen beständig in Uebung.

Da er sahe, daß einige von seinen Officiren sich beständig am Hofe aufhielten, sagte er zu ihnen: Was würdet ihr von mir denken, wenn ich alle Jahre aus meinem Staat verreisete? Mein Volk hat beständig meine Gegenwart nöthig, und die Mannschaften, welche ich euch anvertrauet habe, bedürfen beständig der eurigen. Geht wieder zu euren Regimentern, und niemand unterstehe sich mehr, ohne meinen Willen sich von selbigen zu entfernen.

Er brachte die militairische Verfassung in Ordnung. Die Truppen wurden reichlich, doch nicht überflüßig, besoldet. Er mäßigte den Aufwand der Equipagen, indem er sie nach dem Verhältnisse der Grade einrichtete, und jeder Grad erhielt sein eignes Unterscheidungszeichen.

Er setzte einen Kriegsrath von vierzig ausgesuchten Officieren nieder, und machte sich eine Ehre daraus, darinn den Vorsitz zu haben. Ihre vornehmsten Beschäftigungen waren, die Kriegskunst zur Vollkommenheit zu bringen, indem sie aus ihrer Erfahrung, ihren Betrachtungen und ihren historischen Untersuchungen allgemeine und sichre Grundsätze herleiteten.

Da Cynirta sehr aufmerksam war, die Verdienste zu erkennen und zu belohnen; so vergaß er den berühmten Sybariten nicht, der ihm den Weg zum Ruhm und zum Throne gebahnet hatte. Unter seiner Regierung war die Gnade allemal der Preis der Wissenschaften und der Tugend.

Ein

Ein reicher Einwohner hatte einige Merkmaale seiner Ergebenheit gegen diesen Prinzen blicken lassen, und sich im Kriege eine Art von Ruhm erworben, der aber das Werk seines Glücks gewesen. Mit diesen Bewegungsgründen der Hoffnung, bewarb er sich um die Gouvernantenstelle in einer an der Gränze gelegnen Provinz, welche er auch erhielt. Einige innerliche Unruhen und verschiedne Unternehmungen der Auswärtigen entdeckten gar bald seine Unfähigkeit. Der König rief ihn zurück. Wenn ihr mich nur betrogen hättet, sagte er zu ihm, so würde ich euch vergeben; aber so habt ihr den Staat hintergangen. Das allgemeine Beste und die Sicherheit meiner Unterthanen verbinden mich, euch zu einer immerwährenden Verweisung zu verurtheilen. Dieses Beyspiel von Strengigkeit machte die Forderungen der Höflinge gemäßigter, und die Gerechtigkeit theilte jene Begnadigungen aus, auf welche der Hochmuth allein sich nicht getraute, Ansprüche zu machen.

Cynirta hatte nun sein Ansehen bevestiget, und seine Staaten für den Anfällen der Feinde in Sicherheit gesetzt, nun wollte er in denselben noch eine gute Ordnung errichten, die Gerechtigkeit auf den Thron setzen, den Ueberfluß befördern, die Sitten bessern, die Künste aufmuntern, und die Schwelgerey und den Pracht unterdrücken. Er setzte den Preis der Waaren vest, und überließ nur entbehrliche Sachen dem Willkühr ihren Werth zu bestimmen. Denn er sagte, daß der Eigensinn dieselben zum Nutzen des Fleisses geltend machte.

Er ließ in jeder Provinz Magazine errichten, und verordnete, daß sie allemal auf drey Jahre versehen seyn sollten. Er zog die Gesetze zusammen, und machte sie in seinem ganzen Königreiche einförmig. Er erkaufte von einigen Provinzen ihre Freyheiten, und das Recht ihren besondern Gewohnheiten zu folgen. Er brachte unter andern auch diese ab, daß man zur Versicherung des Entlehnten seine Freyheit verpfänden mußte.

(Wegen Mangel des Raums künftig den Beschluß)

Der Einsame.

Ein und funfzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 20 März 1767.

Der hocherhabne Stand kann nur in dem entzücken,
Dem er zum Mittel dient die Menschen zu beglücken.
von Hagedorn.

Beschluß der Geschichte des Königes Cynirta.

Es war dem Könige Cynirta nicht genug, im Grossen für die Sicherheit, Ruhe und Aufnahme seines Reichs gesorget zu haben, er ließ sich auch bis auf Kleinigkeiten herunter. Sein durchdringender Verstand entdeckte alle Mängel, und alle Fehler, welche durch die Nachläßigkeit oder Nachsicht der Obern, zu einer übeln Gewohnheit geworden waren, und seine Weisheit wuste die bequemsten Mittel zu wählen, um ihnen die gehörigen Schranken zu setzen.

Bey der Sammlung der Gesetze des Reichs, welche er einsichtsvollen Männern auftrug, befahl er, sorgfältig auf die Kürze und Deutlichkeit derselben zu sehen, damit der wahre Sinn eines jeden, auch dem Einfältigsten, klar in die Augen leuchte, und keines durch gekünstelte Auslegungen, und listige Verdrehungen, verdunkelt werden könne. In Ansehung der Advocaten verordnete er, daß sie in Zukunft nicht nach der Menge der Bogen, die sie vollgeschrieben, noch nach der Zahl der Reden, die

sie im Gerichte gehalten, sondern nach dem Maaß der Geschwindigkeit, womit sie die Processe geendiget, und dem Verhältnisse des Vortheils, den sie ihrer Parthey dadurch zuwege gebracht, bezahlt werden sollten. Da der Eigennuß die Triebfeder fast aller menschlichen Handlungen ist, so trug diese Verordnung weit mehr zur Verkürzung der Processe bey, als die schärfsten Befehle jemals zu thun vermögend gewesen seyn würden. Dem Sachwalter der verlierenden Parthey, bestimmete er den dritten Theil der Belohnung, die er, falls er obgesieget, von seinem Clienten zu fodern gehabt hätte. Anfangs war er gesonnen, ihm nichts auszusetzen, wie er aber überlegte, daß sehr oft die Partheyen ihren Sachwalter hintergehen, ihre Sache von der schönen Seite vorstellen, und Umstände verschweigen, die sich erst lange hernach im Laufe des Processes entwickeln, so fand er es für unbillig, daß sie schlechterdings umsonst gearbeitet haben sollten. Es entstand hieraus ein zwiefacher Nutzen: Erstlich, wurden die Advocaten ungemein vorsichtig in Annehmung der Sachen, so daß ein Streitsüchtiger nicht leicht einen Verfechter finden konnte, wenn er die Gerechtsame seiner Ansprüche ihm nicht fast augenscheinlich darthun konnte; und zweytens, ward eben hiedurch die Zahl der Processe vermindert. Man kann leicht gedenken, daß die Sachwalter mit dieser Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen sind; allein Cynirta befriedigte sie dadurch, daß er ihre Anzahl einschränkte und festsetzte, wozu er nur solche Männer erwählete, die durch ihre Geschicklichkeit sich bereits das Zutrauen des Publici erworben hatten, denen es denn nicht an Arbeit fehlen konnte, den übrigen aber, nach Maaßgebung ihrer Fähigkeiten, Bedienungen in dem Staate ertheilete, welche sie auf eine anständige Weise zu ernähren hinreichend waren. Die

Die Finanzen sind die Seele eines Staats, und von der klugen Verwaltung derselben, so wohl in der Art sie einzunehmen, als sie anzuwenden, hängt ein grosser Theil seiner Macht und Glückseligkeit ab. Cynirta wuste wohl, daß keine Auflagen dem Volke lästiger sind, und dem Fürsten leichter dessen Liebe entziehen, als die, welche die Armuth und den Mittelstand drücken, von den Reichen aber fast gar nicht empfunden werden. Er hob daher alle Abgaben von den nothwendigsten Lebensmitteln, deren niemand entbehren kann, gänzlich auf, und erhöhete dagegen die von den ausländischen und einheimischen Leckerbissen, womit nur die Tafeln der Reichen prangen. Er verminderte den Zoll von allen gemeinnützigen Sachen, und erhöhete den, von allen entbehrlichen und überflüßigen. Er ließ eine Kleiderordnung publiciren, worinn jedem nach seinem Range und Vermögen angewiesen war, wie er sich zu kleiden hätte. Wer sich über seinen Stand kleiden wollte, muste die Erlaubniß dazu jährlich mit einer proportionirlichen Summe von dem Policeyamte erkaufen. Cynirta erkannte die Eitelkeit des menschlichen Herzens, und die Begierde der Menschen, mehr vorstellen zu wollen, als sie sind, gar zu gut, als daß er nicht aus dieser Anordnung eine nie versiegende Quelle von reichlichen Einflüssen in das Cammergut, hätte voraus sehen sollen. Er legte Abgiften, auf die kostbaren Mahlzeiten, die bey allen feyerlichen Gelegenheiten mit ausschweifender Verschwendung gegeben wurden; auf die blos zum Staat gehaltenen Bedienten und Pferde, ja so gar auf die Schooßhunde des Frauenzimmers.

Ich bin gewiß, daß alle Damen, eben so wenig als ich, diesen letzten Punct billigen werden. Ich würde mich auch wohl gehütet haben ihn anzuführen, wenn nicht die pflichtmäßige Unparthеylichkeit, die jedem Geschichtschreiber obliegeт, mir verbothen hätte, ihn zu verschweigen.

Auch aus den ungleichen Heyrathen wuste Cynirta seinen Vortheil zu ziehen. Er verordnete nemlich, daß keine Mannsperson ein Frauenzimmer, das fünf und zwanzig Jahr älter, oder dreyßig Jahr jünger als er wäre, heyrathen sollte, ohne vorher eine Dispensation dazu eingelöset zu haben, welche dem neuen Ehepaar, gegen eine verhältnißmäßige Summe mit ihrem Vermögen, ertheilet ward. Nichts konnte auch billiger seyn, als daß solche der Bevölkerung nachtheilige Verbindungen, dem Staate wenigstens auf eine Art nützlich werden musten. Und so waren sie es: Denn es fehlte nicht an Jünglingen, die sich in den Reichthum einer alten Wittwe, noch an Greisen, die sich in die Schönheit eines jungen Mädchens verliebt hatten, welche diese Erlaubniß mit Freuden einlöseten.

Alle diese Auflagen waren nicht übermäßig hoch angesetzet, und umdestowilliger wurden sie bezahlt; denn wer achtet eine mäßige Summe, wenn er dafür seinen Willen oder seyn Vergnügen haben kann? Indessen machten alle diese kleine Einflüsse zusammen eine ansehnliche Summe aus, welche, wenn sie zu den ordentlichen Steuren von den Ländereyen, dem Vermögen, und dergleichen gefüget wurde, weit mehr als zureichend war, alle Bedürfnisse des Staats zu bestreiten.

Das

Das Geld ist das Blut des politischen Staats-Cörpers, welches eben wie in dem menschlichen Cörper, in einem beständigen gleichförmigen Umlauf seyn muß, wenn derselbe bey Gesundheit und Kräften erhalten werden soll. Eine jede Stockung ist gefährlich, und verursacht die Entzündung oder Ausdörrung des Gliedes dem solches entzogen wird. Daher verschloß Cynirta den Ueberschuß, der ihm nach Abhaltung der nothwendigen Kosten, welche die Unterhaltung der Militz, der Civilbedienten und sein Hofstaat erforderten, übrig blieb, nicht in seine Schatzkammer, woraus allmählig ein allgemeiner Geldmangel entstanden seyn würde, sondern er behielt nur einen Theil desselben für den unversehenen Zufall zurück, und lieferte das übrige auf die edelste Weise dem Publico wieder in die Hände.

Durch nichts kann ein Fürst sein Andenken besser verewigen, und den Nachkommen vortheilhaftere Begriffe von seiner Grösse, und dem blühenden Zustand des Reichs unter seiner Regierung beybringen, als durch viele grosse, und mit Pracht aufgeführte öffentliche Gebäude. Ihre Erbauung setzet Friede, Reichthum, den Flor der Künste, Geschmack, und am rechten Ort angebrachte Sparsamkeit zum voraus. Cynirta bauete also beständig. Man sahe alle Jahre einen neuen Tempel, oder ein Lustschloß, Arsenal, Rathhaus, Hospital und dergleichen an die Stelle altväterischer und gothischer Gebäude, in die Höhe steigen. Hiedurch funden die Handwerker ihren Unterhalt, und die Künstler hatten Gelegenheit sich zu bereichern, und ihre Geschicklichkeit vollkommen zu machen. Das vortheilhafteste war daß bey diesem Aufwande nichts aus dem Lande ginge, indem seine Hölzungen und Steinbrüche

ihm Materialien genug liefern konnten, und das Arbeitslohn in den Händen der Bürger blieb, wo er auf den Nothfall, es als eine sichere Niederlage wieder finden zu können gewiß war.

Den Armen, und Leuten die keine Handthierung gelernet hatten, gab er eine beständige Arbeit, durch die Anlegung und Ausbesserung grosser bequemer und dauerhafter Landstraßen, wobey sie ihr Brod verdienten. Er wuste, daß die Schönheit öffentlicher Heerwege, nicht allein eine wesentliche Zierde eines Landes sey, sondern auch von dem Wohlstande und Fleisse seiner Einwohner zeuge. Schwächere Personen, die zu schwerer Arbeit unfähig waren, gebrauchte er in den verschiedenen, von ihm angelegten Manufacturen, zum Spinnen, Wollkämmen, und zur Vorbereitung anderer Materialien; und gänzlich unvermögende unterhielt er in den Hospitälern. Die Anzahl von diesen Leuten war sehr geringe, denn, es giebt ganz wenig Menschen, die nicht immer noch zu etwas zugebrauchen wären, wenn man nur zu unterscheiden vermag, wozu sie noch fähig sind.

In dem Reiche des Cynirta, waren die Bauren leibeigen. Diesen schenkte er die Freyheit, und das Eigenthum der Ländereyen, die sie bisher mehr vor den Landesherrn als sich selbst bearbeitet hatten. Dieses trug ein grosses zur Aufnahme und Verbesserung des Landbaues bey. Denn, wer säet gerne, wo er nicht für sich erndten soll; und wer pflanzet mit Lust einen Baum, wovon ein anderer die Früchte pflücken wird? Die Sybariten, welche sonst oft Kornmangel gehabt hatten, ein Mangel, dessen

Grund

Grund allemal aus einem Fehler in der Regierung herrühret, sahen sich blos durch diese Verordnung, nach wenig Jahren im Stande, von ihren Ueberflusse ihren Nachbaren vieles zu überlassen, und mit der Zeit erwuchs hieraus ein sehr einträglicher Zweig der Handlung.

Auch auf diese richtete er sein Augenmerk. Alle Monopolia, alle Verpachtungen wurden abgeschaft, und einem jeden stund frey zu handeln, womit und wohin er wollte. Keine ausländische Waaren, waren gänzlich verboten, doch erhöhete er die Rechte von der Einfuhr derselben. Er sahe wohl ein, daß das Verbot fremder Waaren, auch natürlicher Weise, ein gegenseitiges Verbot, in Ansehung der Producten seines Reichs, nach sich ziehen müste. Die Handlung gleichet einer lebendigen Quelle, welche ein grosses Stück Land wässert und fruchtbar macht, sie leidet aber, eben so wenig wie diese, eine Einschränkung, wodurch sie nur abgeleitet wird, und einen ganz andern Lauf nimmt.

Wie nun Cynirka solchergestalt, sein Reich in Ordnung gebracht, und die güldene Zeit, welche die Dichter so malerisch und reizend schildern, wieder hergestellet hatte, so gedachte er auch an eine Vermählung, um dem Lande einen würdigen Nachfolger zu schenken. Dieses war schon lange der Wunsch seines Volks gewesen, welches seinen König liebte, und von einem so vollkommenen Regenten sich nichts anders, als einen würdigen Thronerben versprechen konnte.

Er war lange zweifelhaft, ob er eine auswärtige Prinzeßinn, um durch diese Verbindung einen mächtigen Alliirten zu bekommen, oder eine Tochter aus einem der vor-

vornehmsten Häuser seines Reichs wählen sollte. Wie er aber bedachte, daß sobald das Interesse zweyer Reiche einander entgegen stehet, die Bande der Blutsfreundschaft nicht mehr in Betracht kommen dürfen, und ein König alsdann als König, und nicht als Verwandeter handeln muß, so entschloß er sich zu dem letzteren, um dadurch die Verbindung zwischen ihm und seinen Unterthanen noch fester zu knüpfen.

Er warf seine Augen zu dem Ende auf die reizende Belliris, eine Tochter eines grossen Feldherrn, der sich bey vielen Gelegenheiten um die Krone verdient gemacht und keine grössere und anständigere Belohnung erwarten oder verlangen konnte, als daß sein Monarch ihm die Ehre erwieß, und seine Tochter zu sich auf den Thron hob.

Diese Wahl erhielt einen allgemeinen Beyfall, und die Vermählung ward bald darauf mit aller der Pracht und Feyerlichkeit, die man von einem Hofe erwarten kann, an dem Geschmack und Ueberfluß herrschet vollzogen. Die Sybariten trieben bey diesem Feste ihre Freudenbezeugungen bis zur Ausschweifung, und zwar diesesmal ohne ihre Thorheiten zu verzollen.

Cynirta erreichte mit seiner Gemahlin ein hohes Alter und sein Reich genoß unter seiner Regierung einer beständigen Ruhe. Sein Sohn Laris, der nach dem Muster des Vaters gebildet, und unter seinen Augen erzogen war, folgte ihm auf dem Throne, und war so wie dieser, die Lust und das Glück seiner Völker.

Der Einsame.

Zwey und funfzigstes Blatt.

Hamburg, Freytags den 27 März 1767.

Der Pöbel lebt im Traum, und zeigt in allen Rollen,
Die seine Wahnsucht spielt, was wir belachen sollen.

von Hagedorn.

Daß die Welt eine Schaubühne sey, auf welcher die Menschen die Schauspieler sind, ist ein Gedanke, der eben so alt und so bekannt, als wahr ist. Allein, daß die Schauspieler auf dieser grossen Bühne fast lauter Possenspiele, einige fürchterliche Trauerspiele, und nur sehr wenige nützliche, lehrreiche und angenehme Stücke aufführen, ist eine Anmerkung, die so leicht niemand machen wird, der nicht auf die Handlungen der Menschen, die Art und Weise, wie sie solche verrichten, und die Bewegursachen derselben, etwas genauer Achtung zu geben, gewohnt ist.

Wie man sich kein Schauspiel ohne Zuschauer einbilden kann, so hat es auch zu allen Zeiten Leute gegeben, die sich in einen Winkel zurück zogen, dem Spiele ruhig zusahen, ihre Urtheile dreist darüber fälleten, und häufigen Tadel, und sehr sparsames Lob austheileten. Sie kamen alle darinn überein, daß die Acteurs, im Ganzen gerechnet, nichts taugeten, daß der Mensch eine stolze, aufgeblasene, eigennützige, rachgierige, grausame, unbeständige, und lächerliche Creatur, und einer grossen Verbesserung höchst benöthiget sey, welche sie durch Unterricht und Erinnerungen zuwege zu bringen trachteten.

So einstimmig alle diese Sittenrichter in der Hauptsache waren, daß die Menschen Thoren wären, so sehr waren sie in der Wahl der Mittel, den Zweck ihrer

Besserung zu erreichen, unterschieden. Democritus lachte über die Thorheiten und Fehler der Menschen so herzlich, daß ihm die Thränen in den Augen stunden; Heraclitus weinete so bitterlich darüber, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; Diogenes murrete beissend, und spottete hönisch in seinem Fasse darüber; und der sogenannte göttliche Plato dialogisirte darüber in den bedeckten Spaziergängen zu Athen. Alle diese Herren legten sich den hohen Titel der Weltweisen, oder, damit ich ihnen nicht zu nahe trete, der Liebhaber der Weisheit bey, vermuthlich, um dadurch bescheiden zu erkennen zu geben, daß sie von sich keine Ausnahme von ihrem allgemeinen Satze zu machen gesonnen wären.

Indessen mochten sie immerhin lachen, weinen, spotten, dialogisiren, so viel sie wollten, so richteten sie dennoch nichts aus. So wenig unsere Schauspieler von Profeßion sich durch das Scharren der Reverenze, und das laute Reden und Lachen der Vornehmen in den Logen, irre machen, noch durch das Laufen, Drängen und tösende Geräusch des Parterre, unterbrechen lassen, eben so wenig kehrten sich ihre Zeitgenossen an das beredte Geräusch dieser ungebetenen Sittenrichter.

Ihren Nachfolgern gelung es nichts besser, ob sie gleich andere Mittel erwähleten. Sie demonstrirten trockene Sittenlehren; sie schrieben Satyren, Fabeln, Comödien, worinn sie die Fehler und Thorheiten der Menschen bald von ihrer lächerlichen Seite schilderten, bald mit der Geissel der Satyre züchtigten. Allein alles umsonst. Man las sie, und blieb wie man war, und das blos aus der hinreichenden Ursache, weil ein jeder glaubte, daß diese Schilderungen nicht ihn, sondern einen andern gölten, und daß er eine wichtige Rolle, sein Nachbar aber die lustige Person spiele.

Daher

Daher kömmt es auch, daß die Welt so viel von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Moral spricht, daß sie selbige auf dem Rednerstuhl und der Bühne verlanget, und moralische Schilderungen mit Vergnügen lieset. Es entstehet auch immer einiger Nutzen hieraus. Denn obgleich die Menschen, in Ansehung ihrer eigenen Thorheiten, die Augen feste zuschliessen, wenn man ihnen den Spiegel vorhält, so sind sie doch sehr scharfsichtig, das Lächerliche, so sie nicht an sich haben, an andern zu bemerken. Dieses hält sie ab, nicht in dieselbe Thorheit zu verfallen; und eine Thorheit weniger ist doch immer etwas gewonnen.

Wenn der Herr von Hagedorn sagt, daß der Pöbel die Rollen spiele, die wir belachen sollen, so sieht ein jeder leicht ein, daß er hierunter nicht bloß diejenigen Personen verstehe, welche das Schicksal ihrer Geburt in die niedrigste Classe der Menschen gesetzet hat, sondern ohne Unterschied der Herkunft und des Standes, alle diejenigen zu diesem grossen Haufen zähle, welche Handlungen vornehmen, die der Würde eines Menschen unanständig sind, und die Prüfung der gesunden Vernunft nicht ausstehen können. Indessen ist wohl ohnstreitig, daß die mehresten Fehler und Thorheiten nicht sowohl aus verderbtem Willen, als aus Leichtsinn, und Mangel der Einsicht und Ueberlegung begangen werden. Es würde lieblos seyn anders zu urtheilen. Desto mehr sind wir aber auch berechtiget, das Lächerliche, wo wir es antreffen, nach dem Exempel des Democrit, zu belachen. Wir werden hieran allemal klüger handeln, als wenn wir aus frommen Eifer uns darüber ärgern. Denn die Aergerniß macht verdrießlich, und verursachet wohl gar die Gallensucht, das Lachen hingegen belustiget, und ist gesund.

O! welchen reichen Stoff sich zu belustigen findet nicht ein vernünftiger Weltbürger, wenn er in stiller Einsamkeit die unzähligen Arten menschlicher Thorheiten mit aufmerk-

samen Augen betrachtet, und gleichsam vor sich durch die Munsterung gehen läßt! Beständig neue, beständig abwechselnde Scenen, wovon die eine immer comischer ist, als die andere. Ich will heute nur einige derselben durchgehen, so viel es der enge Raum dieses Blates verstattet; denn sie alle zu beschreiben, würde ein Foliant kaum zureichen.

Wie die Positurmacher ihre Kinder, schon in der zartesten Jugend, durch unnatürliches Biegen ihrer Gliedmaßen, geschlank und zu ihrem Handwerke geschickt zu machen suchen, so scheinet es, als ob unsere Eltern sich geflissentlich die Mühe gegeben, uns zeitig mit dem Lächerlichen bekannt zu machen. Wir sollten in der offenen Luft nach Gefallen laufen und spielen, um gesund und gegen alle Witterungen abgehärtet zu werden, und man sperrete uns in ungesunde und enge Kinderstuben ein. Wir sollten frey und leicht gekleidet seyn, um besser zu athmen und zu erwachsen, und man preßte uns in fischbeinerne Brustharnische ein, aus der lächerlichen Furcht, wir mögten sonst pucklicht werden. Man sollte uns zuerst Begriffe von Sachen beybringen, und man plagte unser Gedächtniß mit dem Auswendiglernen von Wörtern und Formuln, wovon wir nichts verstunden, und die wir größtentheils wieder vergessen haben. Man pflanzte durch Verzärtelung und Schmeicheley den ersten Samen von Eitelkeit, Stolz und Eigensinn, drey höchstlächerliche Eigenschaften, in unsere zarte Herzen. Ist dieses alles nicht lächerlich?

So bald der Mensch erwachsen ist, bemächtiget sich die Liebe seines Herzens, und dieser unwiderstehliche Trieb führet ihn, früh oder spät, in das Reich des Hymen. Dieses Land ist ungemein fruchtbar an Thorheiten. Die Liebe, oder in Ermangelung ihrer, das Interesse, führet uns in selbiges hinein, und die eine sowohl, wie das andere, nimmt bald nach dem Eintritt ihren Abschied, so bald die erste gesättiget, und das andere befriediget ist. An ihre

Stelle

Stelle treten die Gleichgültigkeit, der Kaltsinn, ja oft gar der Haß, und werden die Begleiter derjenigen, die durch dieses Land reisen, aus welchem man nie anders, als auf eine gewaltsame Art, heraus kommen kann. Die Absichten derer, die in dieses Land reisen, sind unendlich verschieden; jedermann hat Lust es zu besuchen, und es sind ungemein wenige, denen es nicht gereuet, so bald sie sich darinn befinden. Ist dieses nicht lächerlich?

An das Reich des Hymen gränzet das Land der Wittwenschaft, und man kömmt aus jenem allemal in dieses. Hier schöpfet man wieder freye Luft, hier ruhet man in den Armen der Freyheit wieder aus. Allein, wie wenig Schultern stark genug sind, um gute Tage zu ertragen, so geschieht es die mehreste Zeit, daß die Reisenden, falls das unvermögende Alter sie nicht daran verhindert, in das Reich Hymens zurück kehren, und daß diejenigen, welche sich am übelsten darinn befunden, und am meisten gemurret und geklaget haben, ihre Rückkehr mit der größten Uebereilung beschleunigen. So sieht man alle Tage, daß ein Wittwer, oder eine Wittwe, die schlecht verheyrathet gewesen sind, um ihr ausgestandenes Ungemach zu vergessen, sich einen neuen Ehegatten erwählen, bey dem sie sich in der Folge noch übler befinden. Ist das nicht lächerlich?

In der Jugend ist der Mensch ein Sclave seiner Leidenschaften. Im männlichen Alter nimmt er Maaßregeln, um etwas vor sich zu bringen, womit er ein glückliches und ruhiges Alter führen könne. Nun lebet er in einem beständigen Wirbel von Geschäften. Er schwächt seinen Cörper, und ermüdet seinen Geist. Er erwirbt endlich Reichthümer, und erlanget Schätze; allein, sie sind, leider! niemals hinreichend, um sich zur Ruhe begeben zu können. Noch ein Jahr, heißt es, und dann leg ich alles nieder. Ehe das Jahr vergeht, kommen Fälle, welche ihn bewegen, seine Ruhe noch etwas auszusetzen. Endlich übereilet ihn der Tod, und alles, was man von ihm sagen kann, ist,

samen Augen betrachtet, und gleichsam vor sich durch die Munsterung gehen läßt! Beständig neue, beständig abwechselnde Scenen, wovon die eine immer comischer ist, als die andere. Ich will heute nur einige derselben durchgehen, so viel es der enge Raum dieses Blates verstattet; denn sie alle zu beschreiben, würde ein Foliant kaum zureichen.

Wie die Posturmacher ihre Kinder, schon in der zartesten Jugend, durch unnatürliches Biegen ihrer Gliedmaßen, geschlank und zu ihrem Handwerke geschickt zu machen suchen, so scheinet es, als ob unsere Eltern sich geflissentlich die Mühe gegeben, uns zeitig mit dem lächerlichen bekannt zu machen. Wir sollten in der offenen Luft nach Gefallen laufen und spielen, um gesund und gegen alle Witterungen abgehärtet zu werden, und man sperrete uns in ungesunde und enge Kinderstuben ein. Wir sollten frey und leicht gekleidet seyn, um besser zu athmen und zu erwachsen, und man preßte uns in fischbeinerne Brustharnische ein, aus der lächerlichen Furcht, wir mögten sonst pucklicht werden. Man sollte uns zuerst Begriffe von Sachen beybringen, und man plagte unser Gedächtniß mit dem Auswendiglernen von Wörtern und Formuln, wovon wir nichts verstunden, und die wir größtentheils wieder vergessen haben. Man pflanzte durch Verzärtelung und Schmeicheley den ersten Samen von Eitelkeit, Stolz und Eigensinn, drey höchstlächerliche Eigenschaften, in unsere zarte Herzen. Ist dieses alles nicht lächerlich?

So bald der Mensch erwachsen ist, bemächtiget sich die Liebe seines Herzens, und dieser unwiderstehliche Trieb führet ihn, früh oder spät, in das Reich des Hymen. Dieses Land ist ungemein fruchtbar an Thorheiten. Die Liebe, oder in Ermangelung ihrer, das Interesse, führet uns in selbiges hinein, und die eine sowohl, wie das andere, nimmt bald nach dem Eintritt ihren Abschied, so bald die erste gesättiget, und das andere befriediget ist. An ihre

Stelle

Stelle treten die Gleichgültigkeit, der Kaltsinn, ja oft gar der Haß, und werden die Begleiter derjenigen, die durch dieses Land reisen, aus welchem man nie anders, als auf eine gewaltsame Art, heraus kommen kann. Die Absichten derer, die in dieses Land reisen, sind unendlich verschieden; jedermann hat Lust es zu besuchen, und es sind ungemein wenige, denen es nicht gereuet, so bald sie sich darinn befinden. Ist dieses nicht lächerlich?

An das Reich des Hymen gränzet das Land der Wittwenschaft, und man kömmt aus jenem allemal in dieses. Hier schöpfet man wieder freye Luft, hier ruhet man in den Armen der Freyheit wieder aus. Allein, wie wenig Schultern stark genug sind, um gute Tage zu ertragen, so geschieht es die mehreste Zeit, daß die Reisenden, falls das unvermögende Alter sie nicht daran verhindert, in das Reich Hymens zurück kehren, und daß diejenigen, welche sich am übelsten darinn befunden, und am meisten gemurret und geklaget haben, ihre Rückkehr mit der größten Uebereilung beschleunigen. So sieht man alle Tage, daß ein Wittwer, oder eine Wittwe, die schlecht verheyrathet gewesen sind, um ihr ausgestandenes Ungemach zu vergessen, sich einen neuen Ehegatten erwählen, bey dem sie sich in der Folge noch übler befinden. Ist das nicht lächerlich?

In der Jugend ist der Mensch ein Sclave seiner Leidenschaften. Im männlichen Alter nimmt er Maaßregeln, um etwas vor sich zu bringen, womit er ein glückliches und ruhiges Alter führen könne. Nun lebet er in einem beständigen Wirbel von Geschäften. Er schwächt seinen Cörper, und ermüdet seinen Geist. Er erwirbt endlich Reichthümer, und erlanget Schätze; allein, sie sind, leider! niemals hinreichend, um sich zur Ruhe begeben zu können. Noch ein Jahr, heißt es, und dann leg ich alles nieder. Ehe das Jahr vergeht, kommen Fälle, welche ihn bewegen, seine Ruhe noch etwas auszusetzen. Endlich übereilet ihn der Tod, und alles, was man von ihm sagen kann, ist,

daß er in seinem ganzen Leben den Vorsatz gehabt habe, geruhig leben, ohne jemals dazu zu gelangen. Seine Schätze gehen zu seinen Kindern, oder Erben über, und der augenscheinliche Beweis, daß diese das Lächerliche ihres Erblassers wohl einsehen, ist die lächerliche Art, womit sie größtentheils die geerbten Gelder durchbringen. Ist dieses nicht lächerlich?

Auch bey dem Tode selbst können die mehresten Menschen das Lächerliche noch nicht ablegen. Sie verordnen Thorheiten, die über die Gränzen des Grabes hinaus gehen. Mir ist selbst ein Beyspiel bekannt, da vor einigen 30 Jahren, als die Tageleichen hier noch so stark Mode waren, eine Nähterinn mehr als die Hälfte ihres Lebens auf das kümmerlichste zugebracht hat, um so viel zu ersparen, daß sie mit öffentlichem Gepränge beerdiget werden könnte. War dieses nicht lächerlich? Und war es nicht noch lächerlicher, daß ihre letzte Verordnung, ohngeachtet der Dürftigkeit ihrer Verwandten, die sich mit ihrer Erbschaft hätten aufhelfen können, wirklich erfüllet ward?

Was ist die Trauer sonst als eine lächerliche Ceremonie, die der Wohlstand erfunden hat, und die Gewohnheit unterhält, ohngeachtet sie den Todten nichts hilft, und den Lebenden unnütze Kosten verursachet, wofür sie jedoch den Vortheil geniessen, daß sie die Betrübniß des Herzens den Falten ihres Kleides zur getreuen Niederlage anvertrauen, und mit aller Anständigkeit im schwarzen Kleide so lustig seyn können, als in einem farbigten.

Der Geitzige ist lächerlich, weil er glaubt, niemals genug zu haben; und der Verschwender, weil er glaubt, noch immer zu viel zu haben. Kurz, alle Leidenschaften haben ihr Lächerliches; alle Stände und Handthierungen sind damit behaftet. Die Eitelkeit der Schriftsteller; das Hahnengefechte der Kunstrichter, mit ihnen, und unter sich; die Niederträchtigkeit der Schmeichler; die Prahlerey der Feigen; die Verstellung der Heuchler, und dergleichen mehr, sind höchst lächerliche Gegenstände, und wenn wir nicht darüber lachen, so macht es bloß die Gewohnheit, sie täglich vor Augen zu sehen. Bey dieser Allgemeinheit des Lächerlichen hat man grosse Ursache gehabt, denjenigen für einen Weisen zu erklären, der den kleinsten Theil davon bekommen hat.

Ende des zweeten Theils.

Inhalt

Inhalt
des zweeten Theils.

42. Ein

